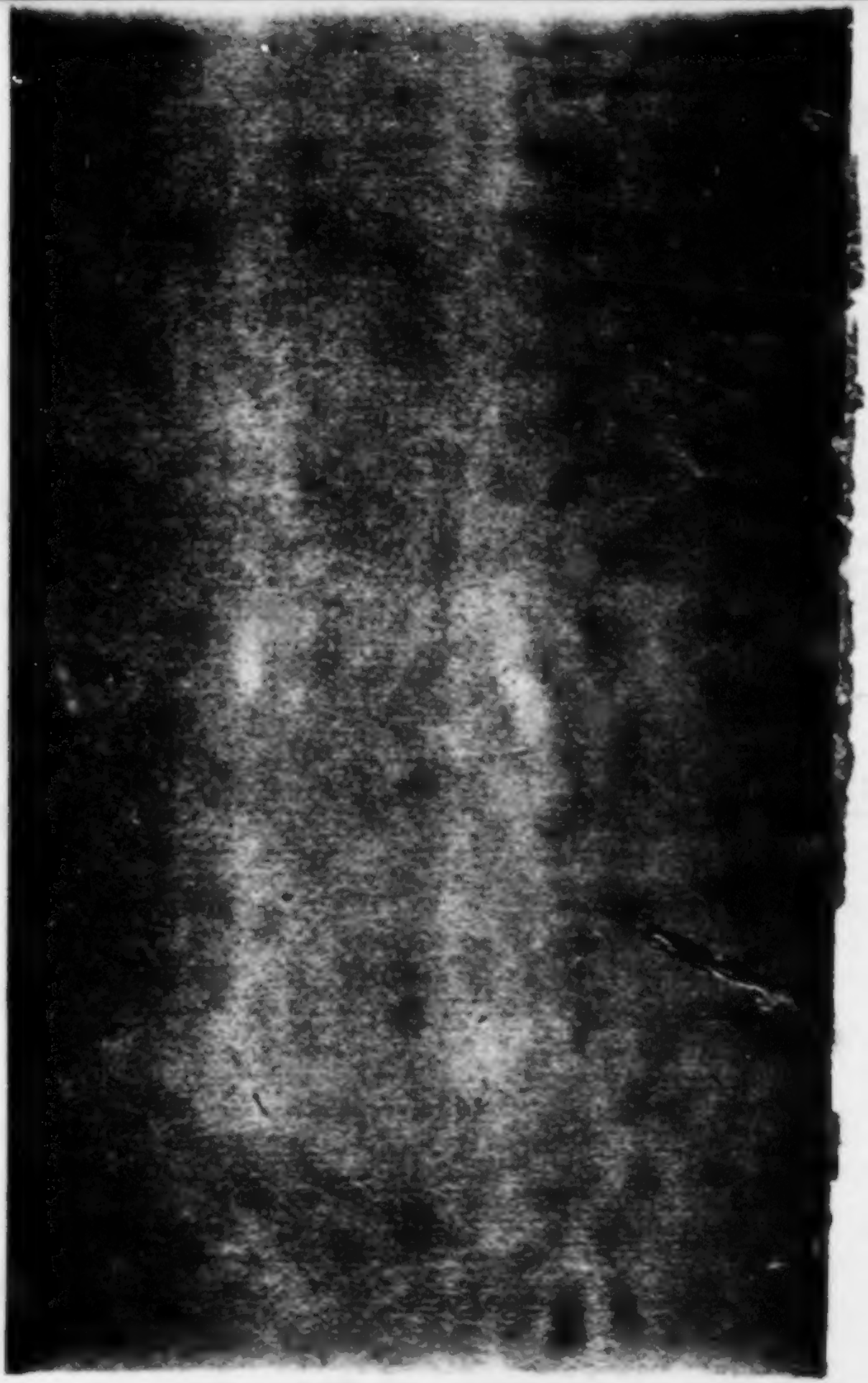


Huttens letzte Tage.

Eine Dichtung

von

C. Ferdinand Meyer.

B. 4449.

Leipzig
H. Haessel
1872.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

An Franz Wille

und

Frau Eliza Wille

zu Mariafeld.

Dies Lied, es kennt den Weg, den, Blatt um Blatt,
Es insgeheim zu Euch genommen hat,

Und nun es offen tritt ans Tageslicht,
Vergißt es seine alten Pfade nicht.

Inhalt.

Huttens letzte Tage.

Die Ufenau.

		Seite
I.	Die Ankunft	5
II.	Die erste Nacht	8
III.	Consultation	9
IV.	Feder und Schwert	11
V.	Der Segen	13

Erinnerung.

VI.	Das Buch der Vergangenheit	17
VII.	Epistolae virorum obscurorum	18
VIII.	Der Ritter ohne Furcht und Tadel	20
IX.	Die Romfahrt	23
X.	Die Muttersprache	24
XI.	Karl V.	25
XII.	Die Mainzer Lanzen	27
XIII.	Jacta est alea	31

Der Einſame.

		Seite
XIV.	Das Bad	37
XV.	Was die Glocken ſagen	39
XVI.	Aſtrologie	40
XVII.	Homo sum	41
XVIII.	Krieſt	42
XIX.	Bin ich ein Dichter?	46

Feind und Freund.

XX.	Melancholie	49
XXI.	Erasmus	50
XXII.	Deutſche Ritterſchaft	53
XXIII.	Zwingli	55
XXIV.	Der Zecher	57
XXV.	Nachtgeſpräch	60
XXVI.	Die deutſche Bibel	63
XXVII.	Luther	65
XXVIII.	Glaube und Werke	66

Der Widerſacher.

XXIX.	Der Pilger	69
XXX.	Der Gaſt	71
XXXI.	Der Büßer	74
XXXII.	Die Fehde der Zukunft	76

Die Bevölkerung.

		Seite
XXXIII.	Die Bilderstürmer	81
XXXIV.	Die Nothlüge	83
XXXV.	Der Schaffner	84
XXXVI.	Der kleine Gefährte	86
XXXVII.	Der Pfarrer	87

Das Todesurtheil.

XXXVIII.	Paracelsus	91
XXXIX.	Die Beichte	94
XL.	Reise	96
XLI.	Abendstille	97
XLII.	Der Meister	98
XLIII.	Schöne Tage	100

Die Versuchung.

XLIV.	Herzog Ulrich von Schwaben	103
XLV.	Der Kampf	108
XLVI.	Traumgesicht	111

Das Sterben.

XLVII.	Der Freund	115
XLVIII.	Das Gewitter	117
XLIX.	Die Armbrust	119

		Seite
L.	Das Crucifix	121
LI.	Der Strom des Lebens	123
LII.	Die Traube	124
LIII.	Scheiden im Licht	125
LIV.	Der Tod	126

Hutten's letzte Tage.

Reif sein — ist Alles.

Shakespeare

Die Afenau.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

I.

Die Ankunft.

Wie nennſt du, Schiffer, dort im Wellenblau
Das Eiland? — „Herr, das iſt die Ufenau!“

Ein grüner Ort. Dank, Zwingli, für die Raſt,
Die Du, der Gute, mir bereitet haſt!

In braunen Wölklein wirbelt auf ein Rauch,
Bewohnt von Menſchen ſcheint das Eiland auch.

Willkommen, mein gewünſchtes Ithaka!
Ein irrender Odyſſeus bin ich ja.

Viel kämpften, edler Dulder, Beide wir;
In andern Stücken gleich' ich wenig dir.

Und nicht im Eignen werd' ich wohnen dort,
Ich bleibe Gaſt auf Erden immerfort.

Dir aber ward ein beſſer Loos mit Fug,
Du logſt ſo trefflich und du warſt ſo klug!

Doch weg mit Fabelwerk und Heidenruhm!
Ein Kirchlein blinkt — wir ſind im Chriſtenthum.

Und, ſieh, ein Mann erwartet mich am Strand!
Mein Arzt. Den Prieſter kündet das Gewand.

Es iſt der Freund, an den mich Zwingli wies.
Hier waltet Friede wie im Paradies.

Die Wache hält ein Eichbaum düſterkühn
Und färbt den kleinen Hafen dunkelgrün.

Der Ferge mäßigt ſeinen Ruderſchwung
In breiter Abendſchatten Dämmerung.

Mein Wirth winkt mir ein freundliches Willkomm,
Und mir gefällt ſein Antlitz ſchlicht und fromm.

— „Die Hand, Herr Hutten! Tretet aus dem Kahn!
Ihr ſeid's, das Falkenauge zeigt es an." —

Weß iſt der Boden? — „Kloſtergut. Doch jetzt
Schier herrenlos; hier hauſt Ihr unverletzt." —

Wie ſtark iſt, Pfarrer, die Beſatzung hier?
— „Der Schaffner drüben, ich und, Ritter, Ihr." —

Du giebſt mir Herberg' unter deinem Dach?
— „Ihr habt in meinem Haus das Gaſtgemach.

Hierdurch! Jetzt, Ritter, bückt Euch, tretet ein!
Die Thür ist niedrig, das Gemach ist klein;

Doch blickt das Haus nach allen Seiten frei,
Ihr schlürfet Bergluft ein als Arzenei.

Macht's Euch bequem! Hier werdet Ihr gesund!" —
Ich glaub's. So oder So! Wahr spricht dein Mund.

II.

Die erſte Nacht.

Umfängt mich holder Traum? Bin ich erwacht?
Rings hallen Glocken durch die ſtille Nacht.

Nicht Todesglocken ſind es dumpf und ſchwer,
Des Schaffners Herde läutet um mich her.

Sie läutete vom nahen Wieſenrain
Mir in die Landſchaft meines Traums hinein.

Mir träumte von der Väter Burg ſo ſchön,
Die auch umwandert wird von Herdgetön.

Vor zwanzig Jahren zog aus jenem Haus
Ein Jüngling in den Lebenskampf hinaus.

Die Jahre flieh'n, die Arbeit iſt gethan —
Nun hebt das Herdeläuten wieder an.

Der Klang, der einſt des Knaben Schritt umfing,
Tönt wieder hell und ſchließt den Schickſalsring.

III.

Conſultation.

Gieb deine Weisheit kund! Was iſt ihr Schluß,
Mein Gaſtfreund, Seelenhirt und Medikus?

Berichtet hab' ich dir, was ich vermocht,
Du haſt mir lauſchend an die Bruſt gepocht.

Wie ſteht's? Sag' an! — „Herr Hutten, Eure K
Erliegt dem Stoß der Herzensleidenſchaft,

Und Eures Geiſtes ſcharfes Schwert zerſtört
Den Leib, die Scheide, die ihm zugehört.

Des Leibes ſtrengſtes Faſten thut es nicht,
So lang die Seele noch die Faſten bricht.

Beſchränket Euch auf dieſes Eiland hier!
Horcht nicht hinaus, horcht nicht hinüber mir!

Den Kampf, der jetzt die Welt bewegt, vergeßt,
Damit Euch Euer Herz zufrieden läßt!

Nicht kümmr' Euch mehr das Drüben! Euer Theil
Sei Raſt und Ruhe! Glaubt's, Ihr werdet heil!" –

Für Deinen weiſen Rathſchlag habe Dank!
Ich ſehe ſchon, ich bin zum Sterben krank.

Wie? Wenn der Papſt die Chriſtenheit betrügt,
So ruf' ich nicht: Der arge Römer lügt?

Wie? Wirft der Luther auf ſein kühn Panier,
So jubl' ich nicht auf meiner Inſel hier?

Wie? Sinkt der Sickingen, bedeckt mit Blut,
So brennt's mich nicht, wie eigner Wunde Glut?

Wie? Steht ein deutſches Heer im Pulverdampf,
Stürz' ich im Geiſt nicht mitten in den Kampf?

Freund, was du mir verſchreibſt, iſt wundervoll:
Nicht leben ſoll ich, wenn ich leben ſoll!

IV.

Feder und Schwert.

Ich ſchau' mich um in meinem Kämmerlein
Und räume meine Siebenſachen ein.

Ich gebe jedem ſeinen eignen Ort,
Die Klinge lehn' ich in den Winkel dort,

Die Feder leg' ich, meinen beſten Stolz,
Auf dieſen Tiſch von rohem Tannenholz.

Mein ganzes knappes Hausgeräth iſt hier,
Mit Schwert und Feder half und rieth ich mir.

Die Feder in der ſchwertgewohnten Hand
Begehrt nach Kampf und rüſtet Widerſtand.

Erſt flog ſie wie ein Pfeil in Feindes Heer,
Doch, ſieh, die Feder wuchs und ward zum Speer!

Frohlockend ſtieß ich ſie, ein tödtend Erz,
Der Prieſterlüge mitten durch das Herz.

Und Schwert und Feder, wenn mein Arm erſchlafft,
Sind Huttens ganze Hinterlaſſenſchaft.

Mein Schwert, wenn länger ich's nicht führen kann,
So ſchwingt es, hoff' ich, bald ein beſſ'rer Mann,

Doch meine Feder — die berühre kein
Vermeßner Erbe! Billig bleibt ſie mein,

Sie ſtreitet fort, ſie ſtreitet doppelt kühn,
Wenn tief ich mod're hier im Inſelgrün.

V.

Der Segen.

Kein Ruf, kein Tritt, kein Laut im Inſelhaus —
Ich ſchaue ſehnlich gegen Norden aus.

Heimat, aus der ich, hart verfehmt, entwich,
Mit laut erhobner Stimme ſegn' ich dich!

Ich ſegne dich, du ſchroffe deutſche Stirn,
Die du nach Licht verlangſt, wie dort die Firn!

Du Geiſterheimat, mein germaniſch Land,
Ich ſegne dich mit kampfesmüder Hand!

Dein Weſen bleibe lauter, tief und klar,
Wie dieſes Alpenwaſſer immerdar!

Oft hört' ich von der Schweizerſeeen Reiz,
Jetzt ſchirmſt du mich, du hellſter See der Schweiz.

Vergiß nicht, Deutſchland, wer dem Hutten bot
Die letzte Freiſtatt und das letzte Brot!

Ich bin zu arm zu einem Gaſtgeſchenk,
Drum bleibe meiner Schuld d u eingedenk.

Erinnerung.

VI.

Das Buch der Vergangenheit.

Erinn'rung plaudert leiſe hinter mir
Auf dieſen ſtillen Inſelpfaden hier.

Sie rauſcht im Eichenlaub, im Buchenhag,
Am Ufer plätſchert ſie im Wellenſchlag.

Und mag ich ſchreiten oder ſtille ſtehn,
So kann ich ihrem Flüſtern nicht entgehn.

Da ſtreck' ich lieber gleich mich aus ins Gras!
Erinn'rung, komm' heran! Erzähl' etwas!

Hier lag're dich, zeig' dein Geſchichtenbuch!
Und wir ergötzen uns an Bild und Spruch.

VII.

Epistolae virorum obscurorum.

Wir ſchaarten uns zum luſt'gen Mummenſchanz,
Kapuzen über vollem Lockenkranz!

Und blitzten mit den Augen jugendfriſch
Aus Pfaffenlarven plump und heuchleriſch!

In ihren eignen Kutten äfften wir
Der fetten Mönchlein lüſterne Begier.

Wir brachen keck in ihre Zellen ein
Und hauſten ſchlimm in ihrem Bücherſchrein.

Wir ſprachen ihr Latein — ergötzlich Spiel!
Und Briefe ſchrieben wir im Kloſterſtyl.

Hellauf! Der Narrenglöcklein ſchriller Schall!
Und heißa, huſſa, Jagd und Peitſchenknall!

Die Pfaffen ſprangen über Stock und Stein,
Der Eſel bockte, grunzend lief das Schwein.

Du Feſt der jugendlichen Grauſamkeit,
Verklungen biſt du längſt! Ernſt ward die Zeit.

Als wir im loſen Mummenſchanz getobt,
Da hat man unſres Witzes Salz gelobt.

Doch, als die Wahrheit wir im Ernſt geſagt,
Da wurden wir, die Jäger, ſelbſt gejagt.

Wir irren heimatlos, verachtet, arm
Und eſſen fremdes Brot in Noth und Harm.

Die Pfäfflein, denen unſre Hetze galt,
Sie tafeln alle noch geſund und alt.

Die Mönchlein, die wir kniffen bis aufs Blut,
Sie bechern alle wieder wohlgemut;

Und ſchneidet eines, apfelſchälend, ſich
Und quillt ein Tropfen Blut's beſcheidentlich,

So ſchreit es: Würd'ge Brüder, ſchauet hier!
Wie viel, als fromme Dulder, leiden wir!

VIII.

Der Ritter ohne Furcht und Tadel.

Als in Pavia ich ſtudirte, ward
Mir dort gezeigt der tapfre Held Bayard.

Der „Ritter ohne Furcht“, der nie geflohn,
Befehligte die welſche Garniſon.

Nach längſt verſchollnen Moden trug er ſich,
Und ſelbſt ſein Gaul ſchritt ernſt und feierlich.

Den Geiſt der alten Ritterzeit erhob
Der Edle ſtets mit unerſchöpftem Lob.

Entgegen hielt den Spiegel beſſ'rer Zeit
Er unſrer heutigen Verſunkenheit.,

Zu Grabe werde, gab er zu verſtehn,
Mit ihm der letzte wahre Ritter gehn.

Noch ſeh' ich ſeine würdige Geſtalt,
Wann er den Frevelſinn der Jugend ſchalt!

Man grüßt' ihn tief, und raunte ſich ins Ohr,
Der „Ritter ohne Tadel" ſei ein Thor.

Doch, daß ich ſein geſpottet, reut mich ſchwer;
Denn, Hutten, biſt du nicht ein Thor wie er?

In Abendwolken hat er ſtets geſchaut,
Du aber ſahſt die Zukunft aufgebaut.

Und Hoffnungsfreuden, Andern unbewußt,
Erfriſchten dir, wie Alpenluft, die Bruſt!

Wohl hab' ich ſtets ein nahes Ziel gewählt,
Doch hat ein fernes mich dazu beſeelt.

Und aufrecht hielt mich in des Kampfes Drang
Ein Siegesjubel, der von fern erklang.

Saß ich verbittert, einſam, abgehärmt,
Hat eine Morgenſonne mich erwärmt,

Die kaum der Berge Spitzen noch berührt,
Und deren Glut ich ahnungsvoll geſpürt!

Wir taugen Beide nicht zur Gegenwart:
Ich ſchaue vorwärts, rückwärts du, Bayard.

IX.

Die Romfahrt.

Erwerben wollt' ich fremder Muſe Gunſt,
Den edlen Kranz der alten Redekunſt.

Ich drechſelte das zierlichſte Latein,
Nicht wenig bildet' ich mir darauf ein.

In Welſchland ging ich nach des Lorbeers Zier,
Dort fiel die Binde von den Augen mir.

Ich fand zu Rom in feilem Mund entweiht
Die konſulariſche Beredſamkeit.

Ich ſah, wie man zu Rom den Deutſchen narrt
Und feige ſpottet unſrer biedern Art,

Sah unſern ſchlichten Glauben in der Hand
Ungläub'ger Prieſter als ein Gängelband.

Mich freute Tempel nicht, noch Monument,
Sein Volk verachtet ſehn, das würgt und brennt!

Mir den Geſchmack zu bilden, weilt' ich dort,
Und bitter war der Mund mir immerfort.

Mir gohr das Blut, die Galle regte ſich,
Ich ſprach: Jetzt, Hutten, ſchilt! ſonſt tödtet's dich!

Da nahm ich einen Schwaben zum Kumpan
Und deutſch geſprochen ward im Vatikan.

Was meinſt du, Bruder? Wohnt der Pfarrer da,
Was ſoll im Hof die nackte Statua?

Vor Raphael ſtand ich — der gefiel mir, doch
Ich brummte: Dürer kann es beſſer noch.

Und einen Spruch mit breitem Kohlenſtrich
Schrieb an des Vatikanes Mauer ich:

„Von ferne gleißt, was in der Nähe Trug;
Ein Deutſcher kam nach Rom, und wurde klug!"

Vor Petri neuem Tempel höhnt' ich laut:
Der Zauber iſt aus unſerm Geld gebaut!

Ein welſcher Junker wies die Feige mir,
Ich rauſte mit dem Laffen auf Rappier;

Er ſank, ich blutete, da ſchwand der Haß,
Mich aber kühlt' und friſcht' der Aderlaß;

Und, ſummend einen derben deutſchen Reim,
Kehrt' ich mit heilem Herzen wieder heim.

X.

Die Mutterſprache.

Und, ſieh, da wälzte ſich das Rad der Zeit,
Wir traten mit der welſchen Macht in Streit.

Ich ſchrie: Ihr Männer, geht mir an die Hand!
Des Papſtes Ablaßbude wird berannt!

Ich ſprach, wie Mütterchen mich ſchalt im Zorn,
Herb klang mein Deutſch, rauh wie das Wächterhorn;

Doch aller Enden brauſte Wiederhall
Und froh erbebt' ich vor dem Donnerſchall.

XI.

Karl V.

In Brüſſel ſtand ich vor dem Herzogshaus,
Die Sage ging: der Kaiſer reitet aus!

Noch hatt' ich nie das junge Haupt geſchaut,
Dem wir des Reiches höchſtes Amt vertraut.

Wird er gewachſen ſein der edeln Laſt?
Hat Karl den Geiſt der neuen Zeit erfaßt?

Und da wir Dichter abergläubiſch ſind,
Erdacht' ich ein Orakel mir geſchwind:

Es gelte für ſein Walten immerfort
Das erſte ſeinem Mund entfall'ne Wort!

Er kam. Ein Hütlein trug er, meiner Treu,
Mit Reiherfedern, funkelnagelneu!

Der Himmel zog ein grämliches Geſicht,
Als fragt' er ſelbſt ſich: Regn' ich, oder nicht?

Da klatſchten Tropfen auf das Pflaſter ſchwer,
Die jugendliche Stirne faltet er,

Und blickte tief beſorgt gen Himmel auf:
„Mein altes Hütlein!“ rief er, „Kämm'rer, lauf!“

Der Kämm'rer ſputet ſich zurück ins Haus,
Ich aber blies mein Hoffnungslichtlein aus,

Und ſprach in meinem Geiſt: Das wird nicht gut!
Sein erſter Ruf geht nach dem alten Hut!

XII.

Die Mainzer Kanzen.

Nichts Schön'res als zu Mainz ein Frühlingsfeſt,
Wo man den Maitrank würzig kreiſen läßt!

Der Mainzer Albrecht war mir redlich hold
Und bot mir manchen Trunk in purem Gold.

Er lauſchte meinen kühnen Scherzen gern,
Ich hielt ihn hoch als meinen güt'gen Herrn.

Ich ſchalt vor ihm auf Papſt und Kirche dreiſt,
Er zürnte nicht, er iſt ein freier Geiſt.

Doch in der Stunde der Verſuchung, ach,
Der Geiſt war willig und das Fleiſch war ſchwach!

Ihm hielt ich Treue, bis er mich verſtieß.
Wo lebt der Freund, den Hutten je verließ?

Die Kanzellei von Rom ſchrieb Brief um Brief,
Bis mich der Albrecht nicht mehr zu ſich rief.

Geächtet wurde Luther und gebannt
Und ich durchzog auf eigne Faust das Land.

Ein treuer Rüde, stahl ich wieder hin
Zum Mainzer mich und still umschlich ich ihn.

Ich blickt' ihm ins Gemach; er saß beim Mahl,
Und welschen Pfaffen bot er den Pokal.

Gemunkel war: mit Luther sei's vorbei
Und wie das Mönchlein jetzt in Ruhe sei.

Die langen welschen Nasen nickten fein
Und freuten sich an ihren Schelmerei'n.

Er lächelte! Mir gab es einen Stich —
Mein Edelfalke, Gott behüte dich!

Ade, mein Albrecht, mein verlorner Hort!
Ich schlich betrübt mich in die Krone fort,

Wo einst bei Becherklang ich manche Nacht
Mit trefflichen Gesellen durchgelacht.

Hier setzt' ich mich zu einem Kruge Bier,
Des Wirthes Kind gesellte sich zu mir.

Das Mägdlein, mein' ich, stand im sechsten Jahr,
Ich fuhr ihm durch das blonde Ringelhaar:

Sag' mir das Nachtgebetlein, das du weißt!
Das Kind hub an: „Gott Vater, Sohn und Geist,

Dein Name sei gelobt! Hüt' uns vor drei:
Vor Wassersnoth, vor Brand, vor Kriegsgeschrei!

Den Schiffern gnade du in Nacht und Sturm!
Sei Bruder Martins Burg und fester Thurm!

Und leidet dein Gerechter Hungersnoth,
So schick' ihm du durch deine Raben Brot!

Umschleicht ihn mit dem Dolch ein Mörder wild,
So decke du ihn, Herr, mit deinem Schild!" —

Wer lehrte dich, mein Kindlein, dies Gebet?
— „Die Mutter heißt mich's beten früh und spät."

Schier wurde mir das Herz im Leib gesund,
Mir brachte Trost der frische Kindermund.

Sie machten mir ein Kämmerlein bereit,
Doch mied der Schlaf mich drinnen lange Zeit.

Die Schaarwacht zog vorbei, das Pflaster klang
Zu einem dumpf gemurmelten Gesang.

Die Mainzer Lanzen kenn' aus alter Zeit
Und Uebung ich; denn oft gedieh uns Streit.

Verſuchte Männer ſind's von Schluck und Hand,
Geworben rings im Hoch- und Niederland.

Ein tiefer Brummbaß ſang gemüthlich vor
Und zehen Lanzen brummten nach im Chor:

„Das reine Wort ſie ſollen laſſen ſtan,
Und dafür keinen Dank noch Löhnung han.

Gerichtet iſt der Fürſte dieſer Welt,
Er thut uns nichts, wie ſau'r er auch ſich ſtellt“ —

Ich lauſcht' und wurde völlig auferbaut,
Mitſang ich in der dunkeln Kammer laut:

„Drum fürchten wir uns wahrlich nicht zu ſehr,
Denn unſer Gott iſt eine ſtarke Wehr.“

XIII.

Jacta est alea.

Als ich im kühnen Spiel den Wurf gethan,
Da hub der Vater mich zu ſchelten an:

„Du ſtehſt mit Rom in Fehde! Biſt du toll?
Die Pfaffen, Ulrich, die ſind rachevoll!

„Poet war ſchlimm und klingt erbärmlich ſchon,
Doch Ketzer iſt noch weit ein ſchlimmrer Ton!

Erlebt' ich's nicht! Ein Sohn in Bann und Acht,
Der meinen grauen Haaren Schande macht!

So mehrſt du, Ulrich, unſres Hauſes Glanz?
Jetzt gehſt du halb zerlumpt, bald biſt du's ganz!

Wenn dein geringes Gut dem Staat verfällt,
Geht meines mit; das iſt der Lauf der Welt.

Mit heil'gen Dingen treibſt du frevlen Spott!
Biſt du ein Heide? Glaubſt du nicht an Gott?

Du lächelſt, du verziehſt den Mund zum Scherz?
Ich wußt' es nicht: du haſt ein böſes Herz."

Der Vater ſprach's und blickte zornig drein,
In Thränen ſieht das fromme Mütterlein:

„Mein ſüßer Ulrich, laß das böſe Spiel!"
Ich gab zur Antwort: Nein! Der Würfel fiel.

Beleidigt, Vater, dich mein arm Gewand,
So laß mich treten aus des Hauſes Band.

Ich ſei ein Fremdling dir! Du bleibſt in Ruh',
Mein Gut, du theilſt es meinen Brüdern zu.

Ich ſchied, und eine neue Brüderſchaar
Fand ich, die wahrlich auch von Adel war.

Sie führt ein Wappen altbekannt und ſchlicht.
Wer kennt die blut'ge Dornenkrone nicht?

Ich weiß es, ich erlebe nicht den Sieg,
Erbittert iſt der Kampf und lang der Krieg,

Und hat das Feld behauptet unſ're Schaar,
So ruft ein neuer Kampf ſie immerdar.

Mit ſchärferm Schwerte ſchlagen einſt die Schlacht
Gefährten über meiner Grabesnacht,

Und Brüder fechten über meinem Staub,
Statt Dornen ſchon gekrönt mit Frühlingslaub.

Das heißen wird's, ſo lang's in Deutſchland tagt:
„Der Hutten hat den erſten Wurf gewagt."

Der Einsame.

XIV.

Das Bad.

Die Sonne flammt, müd ſchlummert das Geſtad.
Tiefblau der See! Die Welle lockt zum Bad.

Ich will mich tauchen in den Jugendborn,
Mich birgt vor jedem Blick das Inſelhorn.

Ich hab' es eilig. Wär' mein Pfleger hier,
Er ſchölte Waghals mich und wehrt' es mir.

Hinein. Dank dir, du wunderkühle Flut!
Wie thuſt du meinem heißen Herzen gut!

Mit blauen Bannern ziehſt du ſtill heran,
Und immer neue Heere ſeh' ich nahn.

Die Wogen ſchlagen mir mit leichtem Prall
Sanft an die Bruſt und brechen ſich am Wall.

Noch bin ich rüſtig, 's iſt der alte Zug,
Nur etwas ſachter — eben Kraft genug.

Die Kunſt des Knaben hab' ich nicht verlernt,
Doch — ſind die Ufer weiter hier entfernt.

Wie oft durchſchwamm den Rhein ich! Und ich ſchlug
Den Alten ſpottend, der mich willig trug.

Da war mir immer nur zu nah das Land,
Der Flußgott warf mich ſcherzend an den Strand;

Doch was dem Knaben Spiel und Freude war,
Das wird dem Mann zur Arbeit und Gefahr.

Und ſo iſt's recht. Verdoppelt fühlt und lebt
Wer ringend über Todestiefen ſchwebt.

XV.

Was die Glocken ſagen.

Heut geht am See ein endlos Glockenſpiel,
Mir ſcheint, die taufen und begraben viel.

Wenn Menſchenblut in neuen Adern kreiſt,
Erneuert ſich der träge Menſchengeiſt.

Das Glöcklein ſagt, das dort ſo kläglich ſchallt:
Ein Päpſtler ſteigt ins Grab vergilbt und alt.

Das Glöcklein ſagt, das hier ſo fröhlich ſchellt:
Es kam ein kleiner Proteſtant zur Welt.

XVI.

Aſtrologie.

Ihr Sterne dort im lichten Unſchuldskleid,
Wer dächte, daß ihr arge Zwingherrn ſeid!

Ihr ſeid's! Als ſich die Erde mir erhellt,
Ward mir ein widrig Horoſkop geſtellt.

Weil, als ich kam, der Widder juſt geglüht,
Bin ich von unverträglichem Gemüth.

Ein flackernd Himmelsirrlicht trägt die Schuld
An meiner Wanderluſt und Ungeduld.

Gewiſſen, laſſe fürder mich in Ruh!
Den Sternen ſchreib' ich meine Fehle zu.

Doch überleg' es, Hutten! Dreimal nein!
Ein Sklave willſt du nie geweſen ſein.

Du biſt ein Feind von jeder Tyrannei
Und was du Schlimmes that'ſt, du that'ſt es frei!

XVII.

Homo sum.

Ich halte Leib und Geist in strenger Zucht —
Und werde doch vom Teufel hart versucht.

Ich suche meiner Seele Seligkeit —
Und bin mit Petri Schlüsselamt im Streit.

Am Tisch der Fugger speist' ich dort und hie —
Und wünschte herzlich doch zum Pfeffer sie.

Ich bin des Kaisers treuster Unterthan —
Und rieth dem Sickingen Empörung an.

Das rohe Recht der Faust ist mir verhaßt —
Und selber hab' ich doch am Weg gepaßt.

Ich bete täglich, daß es Friede sei —
Und bin ein Freund von Krieg und Kriegsgeschrei.

Neidlose Liebe lehrt das Christenthum —
Und nur dem Deutschen gönn' ich Macht und Ruhm.

Das heißt: ich bin kein ausgeklügelt Buch,
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.

XVIII.

Arioſt.

Die Feder leg' ich weg. Heut iſt ein Tag,
Da keine Zeile mir gerathen mag!

Wie wend' ich ab der langen Weile Fluch?
Ein Buch, Herr Pfarrer! Ein ergötzlich Buch!

— „Zu Dienſt, Herr Ritter! Wenn Ihr Welſch verſteht!"
Ich kannt' es einſt und meine noch, es geht.

Woher das Buch? — „Ein welſcher Architekt
Las drinnen hier und hat's nicht eingeſteckt."

Roland in Verſen. Verſe? Welſcher Gauch,
Nun, Verſe machen kann der Hutten auch.

Nur keinen Schwulſt, mein Dichter, keinen Froſt!
Dein Name lautet? Ludwig Arioſt.

Wir unbekannt. Dein Erſtling, junges Blut?
Reſpekt! Ich bin ein Alter! Zieh' den Hut!

Du hofft, daß ich dich lese? Laß den Wahn!
Ich sehe flüchtig nur die Blätter an.

Verwunschene Prinzessen — Drachenbrut —
Das tolle Zeug ist für die Kinder gut.

Was soll uns noch die bunte Wunderzeit?
Wir fußen jetzt in harter Wirklichkeit.

Ein frisches Bild! Nun ja — ein feiner Spruch!
Ei Zauber! Ueppig Grün entsprießt dem Buch!

Da windet sich ein Strom und glänzt im Licht —
So helle Lüfte malen kann ich nicht!

Aus abergläub'schen Mären seh' ich braun
Und klug des Schalkes Augen spottend schau'n.

Trommetenstoß! Ein Paar das Lanzen bricht!
Die Splitter fliegen auf zum Sonnenlicht,

Und fallen nieder, schwärzlich angebrannt,
Auf die Behelmten, die sich umgerannt.

Hanswurst, gemach! Das lohn der Teufel Dir!
Verspotteſt du das rühmliche Turnier?

Auf, blättre weiter, meine rasche Hand! —
Ein Feldgeschütz erobert Held Roland

Und flucht dem Kugelflug, dem Pulverknall,
Als wären sie des Ritterthums Verfall —

Der Sickingen erfuhr's, mein Herzgenoß,
Als man sein festes Landstuhl ihm zerschoß.

Gewiß, viel änderte der Pulverblitz!
Und hier — das ist ein kapitaler Witz —

Hier steht ein Kerl und schwingt die Hallebard,
Der's nicht bemerkt, daß er getödtet ward!

Bei meinem Bart! Das Bild der alten Zeit,
Die noch die Waffe führt und schilt und schreit,

Den jungen Tag bekämpft mit Trutz und List
Und nicht bemerkt, daß sie verstorben ist!

Nehm' ich's zu tief, weil ich ein Deutscher bin?
Nein! Jede Dichtung birgt geheimen Sinn!

Ich witt're, Welscher, deinen Schlich und Brauch,
Des Witzes scharfen Bolzen schoß ich auch.

Vor hohlen Größen beugst du zierlich dich
Und grüßest hübsch — und machst sie lächerlich.

Was ich befehdet mit des Herzens Kraft,
Zerstörst du mit des Scherzes Meisterschaft.

Ich reich' dir über das Gebirg die Hand,
Mein Meister Ludowig im welschen Land!

In deines Maskenscherzes Fröhlichkeit
Bist du, wie ich, ein echtes Kind der Zeit.

XIX.

Bin ich ein Dichter?

Das Lied des Welſchen hat ein hell Geläut —
Bin ich ein Dichter? Das bedrängt mich heut.

In einem Stücke bin ich's ganz und gar:
Ich gab mich immer treulich, wie ich war.

Doch Anmuth mangelt mir — wie hätt' ich ſie?
Des Glückes Sonne ſtralte mir ja nie.

Wohl litt ich redlich jede Lebenspein,
Der Schmerz will aber erſt geläutert ſein.

Wild brauſt mein Lied und wogt in Kampfesmuth,
Doch keine Sterne ſpiegelt ſeine Flut.

Ich bin ein Verſeſchmied! So nenn' ich mich!
Am Feuer meines Zornes ſchmiedet' ich,

Und ſchaffte Waffen zu des Tags Bedarf;
Ich meine, meine Schwerter ſchneiden ſcharf.

Drum werd' ich etwas gelten immerdar,
Sonſt wären meine Deutſchen undankbar.

Feind und Freund.

XX.

Melancholie.

Hart hält die Schwermuth heut belagert mich
Und raunt mir zu: Die Freunde laſſen dich.

Von meinen Feinden werd' ich ſcharf gehaßt
Und meinen Freunden werd' ich noch zur Laſt!

Was ſchickt der Zwingli keinen Federzug?
Ein Reformator hat nicht Zeit genug!

Mehr Muße ward zu Küsnach dem Comtur —
Nun, ihm behagt's auf ſeiner Kloſterflur!

Ich bin ein halb zertrümmert Kriegsgeräth,
An dem man achtungslos vorübergeht!

Sprichſt dieſe dunkeln Worte, Hutten, du?
Nein, wahrlich, eine Hexe raunt dir's zu! . . .

Weg, Hexe, trügliche Melancholei!
Hinaus! Die Bergluft, Hutten, macht dich frei!

XXI.

Erasmus.

Der Schiffer, der vorbeifuhr dieſe Nacht,
Hat ein verſiegelt Buch für mich gebracht.

Des Siegels fremde Zeichen kenn' ich nicht,
Und meine Rechte zögert, eh' ſie's bricht.

Schickt, Büchlein, dich ein Freund, mich zu erfreu'n,
Ein Feind, mir alte Wunden zu erneu'n?

Mein Lebenskampf gewöhnte mich ſo hart —
Auf dieſer ſtillen Inſel werd' ich zart!

Iſt doch Natur allhie ſo mild und gut,
Die Jeden labt und Keinem Leides thut.

Wie? Hutten zagt! An's Licht, verhülltes Buch!
Viel Feind', viel Ehr'! Das iſt und bleibt mein Spruch.

„Erasmus gegen Hutten. Offner Brief.“
Recht! Hutten und Erasmus wäre ſchief.

Laß, Schriftgelehrter, deinen Styl mich ſchau'n!
Er iſt nicht glatt, nein, ungehobelt, traun!

„Zerlumpter Ritter!“ redeſt du mich an,
Betitelſt mich „verkommener Kumpan!“

Und hier — nicht möglich! Schmählich Büchlein, ſchweig!
Du zeigſt den großen Mann mir falſch und feig!

Erasmus räth den Zürchern — ſchnödes Wort —
Mir zu verbieten dieſen grünen Ort.

Mich aufzunehmen in des Gaſtes Recht,
Gefährlich ſei's! Du kennſt die Zürcher ſchlecht!

Das Alles, weil ich, der du brav mir ſchienſt,
Dich werben wollte für der Freiheit Dienſt.

Mann, wären nicht gezählt die Tage mir,
Zu Baſel auf die Kammer ſtieg' ich dir.

Ich zöge dich mit dieſen Armen, glaub'
Es mir, hervor aus deinem Bücherſtaub.

Doch, zittre nicht! Dir ſollte nichts geſcheh'n,
Ich würde nur dir Aug' in Auge ſeh'n.

Dein edles Wiſſen, ſpräch' ich, liegt dir todt,
Du bieteſt Gold und wir bedürfen Brot!

Dein Denken, ſprach' ich, iſt ein eitler Traum,
Wächſt drangvoll nicht daraus ein Lebensbaum.

Du kennſt die Wahrheit, übe nicht Verrath,
Befreie dich mit einer Mannesthat!

Die Menge hungert, ahnteſt du es nie?
Hervor mit deinen Schätzen! Sätt'ge ſie!

Kalt bleibt dein kluges Auge, Zweifler du!
Du haſt kein Herz — ich laſſe dich in Ruh.

XXII.

Deutſche Ritterſchaft.

„Zerlumpter Ritter," ein ergötzlich Bild!
Mißgönnt der Bankert mir mein Wappenſchild?

Ein Ritter macht es keinem mehr zu Dank,
Seit Sickingen im Freiheitskampfe ſank.

Und doch, ſo lang ein Feind die Mark bedroht,
Iſt wahrlich Schwert und Schild des Ritters noth.

Den Bauer hält die träge Scholle feſt,
Der wack're Bürger ſitzt zu warm im Neſt.

Dem Kaufherrn bringt der Friede mehr Gewinn,
Nach Ehre ſteht des deutſchen Ritters Sinn.

Bewältigt welſche Hinterliſt den Rhein,
So trotzt zuletzt ein Ritter ihr von Stein;

Und wird der Raub dem Welſchen ſtracks entrafft,
So zwingt es einer aus der Ritterſchaft.

So lang nicht alles Stückwerk abgethan,
Muß immer noch ein deutscher Ritter dran.

Erst wenn das Reich gefestet, eins und frei,
Dann ist's mit deutscher Ritterschaft vorbei:

Empfangen wird an jenem Ehrentag
Das ganze deutsche Volk den Ritterschlag.

XXIII.

Zwingli.

Ein Brief von Zwingli kommt. Wie das ſich trifft!
Ich liebe dieſe feſte Mannesſchrift!

„In Arbeit," ſchreibt er, „bin ich friſch und froh!
Wie lebt auf Ufnau der Commilito?"

O Freund, in meiner ungeſtörten Raſt
Beneid' ich dich um deine Tageslaſt!

Dein Leben lebſt du nicht auf eigne Hand,
Du biſt ein Stück von Staat und Vaterland.

Du biſt ein Bürger! Thut das Opfer noth,
So ſtirbt der Pfarrer keck den Heldentod.

Ja, alles Größte wurzelt nur im Staat —
In Deutſchland, ach, folgt Jeder eignem Rath.

Fürſt, Pfaffe, Bauer, Städte, Ritterſchaft,
Ein Jedes trotzt auf eigne Lebenskraft!

Zum Henker eine Freiheit, die vergißt
Was ſie der deutſchen Ehre ſchuldig iſt!

Geduld! Ich kenne meines Volkes Mark!
Was langſam wächst, das wird gedoppelt ſtark.

Geduld! Was langſam reift, das altert ſpat!
Wenn Andre welken, kommen wir zur That.

XXIV.

Der Becher.

Mein freundlicher Comtur vergaß mich nicht
Und ſeine Botſchaft lacht wie Sonnenlicht.

Sie iſt, ob auch in ſchlichtes Stroh gehüllt,
Mit echtem deutſchem Feuergeiſt gefüllt.

Statt eines Briefs hat der Bequeme mir
Geſchickt das Fläſchlein Rüdesheimer hier.

Dank! Einmal dieſe duft'ge Labe noch!
Ihr Gutes hat die Pfaffengaſſe doch.

Der Arzt verordnet mir den Waſſerſtral,
Wohlan, ich zeche heut zum letzten Mal!

Nicht brauch' ich dich zu ſchwenken, du biſt rein,
Du kommſt vom Brunnen, hölzern Becherlein!

Herr Rüdesheim, was giebt's am Rhein? Wie ge!
Der Kleriſei von Mainz? Sie durſtet ſtets?

Erlaucht, auf Schweizerboden keinen Stolz!
Ich gieß Euch aus in ein Gefäß von Holz.

Lab' ich allein mich aus dem Zauberquell?
Streift nirgends hier herum ein Zechgeſell?

Allein zu trinken iſt mir ſchwer verhaßt,
Ein Mönchlein ſelber wär' mir recht als Gaſt.

Ein Mönchlein! Wäre nur der Luther hier,
Mit Feuerzungen ſprächen Beide wir!

Er hatte ſich vom Becher abgekehrt,
Bis ihn der wackre Frundsberg Beſſ'res lehrt.

Der Frundsberg trat ihn auf der Dornenbahn
Zu Worms mit einem vollen Humpen an,

Und ſprach ihm zu: „Mach' dir die Kehle naß,
Dann rede friſch! in vino veritas.“

Im Weine Wahrheit! Doch auch du biſt hie,
Anmuth'ge Lüge, ſüße Poeſie!

Mir dünkt, wenn mich die edle Kraft durchrinnt,
Daß meine Bahn nun eben recht beginnt.

Gegrüßt, du holder Stral von Jugendmuth!
Willkommen, warmer Funke Lebensglut!

Vor meinem feſſelloſen Geiſte ziehn
Des Rheines Wogen mit Geſang dahin.

Ein werdend Lied taucht aus des Stromes Lauf
Wie eine Fei mit hellen Augen auf.

Doch eh' ich meinen Fang ans Land gerafft,
Erhebt ein zweites ſchon ſich nixenhaft,

Winkt lachend mir mit beiden Armen zu:
Ich bin das ſchönere, mich dichte du!

Indeß ich ſinne, welches ſchöner ſei,
Entflieht die eine mit der andern Fei.

Und nun genug! Ich zeche gern und friſch
Und kehre gern mich wieder weg vom Tiſch.

Des Weines Hälfte blieb, die heb' ich auf
Dem Freunde, kehrt er heim vom Arzteslauf.

Drei Züge noch, das iſt die heil'ge Zahl!
Drei Sprüche noch, und ſonder lange Wahl!

Den erſten Trunk, wem bring' ich dieſen gleich?
Nach gutem alten Brauch dem deutſchen Reich!

Den zweiten meiner Liebe! Plaudr' ich? Nein!
Sie will ſo ſtill und tief begraben ſein.

Den dritten bring' ich Jedem auf der Welt,
Der ſich und ſeinen Becher wacker hält!

XXV.

Nachtgespräch.

Mit glüh'nden Spuren iſt der Tag entflohn,
Am Himmel blitzen frühe Sterne ſchon.

Der Alte ſitzt auf ſeiner Lieblingsbank:
Gebt Raum, Herr Pfarrer! Rückt ein wenig! — Dank

Was ſchauſt verzückt du auf zum Himmelzelt?
Was ſiehſt du droben? — „Ritter, Welt an Welt!

Erfahrt, daß unter uns, die wir bemüht
Um die Natur ſind, ein Geheimniß glüht!

Mir hat's ein fahr'nder Schüler anvertraut.
Neigt Euch zu mir! Man ſagt's nicht gerne laut.

Ein Chorherr lebt in Thorn, der hat gewacht,
Bis er die Räthſel deutete der Nacht.

Herr Kopernik beweiſt mit bünd'gem Schluß,
Daß — ſtaunet — unſ're Erde wandern muß!

Wißt, um die Fürſtin Sonne kreiſen wir
Und glaubten dienend uns umkreiſt von ihr!

Ihr meint, wir ſitzen ruhig hier? Erlaubt —
Wir ſchweben, wie von Adlerkraft geraubt!

Nicht wandern, Ritter, wir allein! Erhebt
Das Haupt! Der ganze Himmel zieht und lebt!

Ein Kreis von Pilgern iſt's, der uns umringt,
Von denen Jeder ſanft den Andern zwingt;

Und unſer Sternlein iſt in dieſer Schaar
Wohl einer der geringſten Pilger gar.

Wir nahmen Welt und Himmel uns zum Raub,
Wir wähnten uns das All, und ſind ein Staub.

Doch beſſer als ein König und allein
Iſt eines große[illegible]nzen Glied zu ſein.

Mit höhern [illegible]n bringt uns unſer Gang
In einen leuchtenden Zuſammenhang!

Ein neues Leben wird uns aufgethan
Auf hellern Stufen nach durchlaufner Bahn.

Die Leiter iſt's, die Jakob einſt erblickt. . .
Ihr lächelt, Ritter? Red' ich ungeſchickt?

Ich meine, wer auf Erden nicht erſchlafft,
Der hat ein Recht auf gröſs're Strebekraft;

Ich meine, wer dem Bruder Gutes thut,
Der hat ein Recht auf rein're Liebesglut.

Iſt's zu begehrlich, was mir ahnen will?
Ihr blickt ins Dunkle? Warum bleibt Ihr ſtill?

Ich lieb' Euch, Hutten, und ich möchte gern
Euch wiederſehn auf einem ſchönern Stern." —

Herr Pfarrer, hier auf Erden wird es kühl,
Die Sternenwelt vertauſch' ich mit dem Pfühl.

Betrachtet Ihr den Himmel noch allein!
Ich möchte morgen wieder wacker ſein!

Erſt dien' ich aus auf Erden meine Zeit,
Dann bin ich gern zu neuem Dienſt bereit.

Gewährt der Schöpfer mir ein gröſser Leh'n,
So hoff' ich wieder meinen Mann zu ſtehn.

XXVI.

Die deutſche Bibel.

Ein frommer Tag. Das Evangelium las,
Verdeutſcht durch Luther, ich, geſtreckt ins Gras.

Dazwiſchen ſchaut' aus meinem Schattenhaus
Von Eichenlaub ich auf den See hinaus.

Wie gerne hör' ich dir, mein Luther, zu!
Wer braucht das Wort gewaltiger als du!

Auf einer grün umwachſ'nen Burg verſteckt,
Haſt du den Quell des Lebens aufgedeckt.

Die heil'gen Fluten, oft von mir belauſcht,
So heimiſch haben ſie noch nie gerauſcht.

Des Heilands unverwelkliche Geſtalt,
Sie ſchreitet heut von deutſchem Korn umwallt.

Die edle Stirn, den unbefleckten Mund
Umfließt des Nordens friſcher Himmelsgrund.

Der Meiſter ſteigt in unſrer Fiſcher Boot
Und ſegnet unſern Wein und unſer Brot.

Der Wahrheit Wort, verrathen, dorngekrönt,
Von deutſchen Henkern wird es heut verhöhnt.

Der Schöpfergeiſt, um blonde Häupter flammt
Er hell und weiht ſie zum Apoſtelamt,

Und durch der Sprachen brauſendes Getön
Wie klingt das Erz der deutſchen Zunge ſchön!

XXVII.

Luther.

Der selber ich der Zelle früh entsprang,
Mir graut, wie lang der Luther drinnen rang!

Er trug den Kampf in banger Brust verhüllt,
Der jetzt der Erde halben Kreis erfüllt.

In seinem Geiste stritt was wird und war,
Ein eng verschlungen, keuchend Ringerpaar.

Er brach in tiefster Noth den Klosterbann —
Das Höchste wagt nur „wer nicht anders kann!“

Er fühlt der Zeiten ungeheuern Bruch
Und fest umklammert er sein Bibelbuch.

Je schwerer sich ein Erdensohn befreit,
Je mächt'ger rührt er unsre Menschlichkeit.

XXVIII.

Glaube und Werke.

Hie „Glaube!“ ſchallt es, „gute Werke!“ dort!
Das iſt der Zeiten zwiefach Loſungswort.

Erwerben gute Werke Seelenheil,
So ſteht es bald auf allen Märkten feil,

Und ſtatt der warmen, unbefangnen That
Gedeihen Spende, Stiftung und Legat.

Die Waare wird von Jung und Alt geſucht,
Und nur der arme Schlucker bleibt verflucht.

Die Taſchen wende Jeder! Sind ſie leer,
So trete keck in unſer Lager er!

Das rath' ich dir, du heilsbedürft'ger Mann,
Der keinen Ablaßzettel löſen kann.

Hier greifen nach dem Heil wir unverwehrt!
Die Seligkeit iſt uns umſonſt beſcheert.

Der Widersacher.

XXIX.

Der Pilger.

Heiß weht der Föhn, mir iſt ſo ſchwer und ſchwül.
Beſchirme mich, Kapelle hoch und kühl!

Ein kurzer Schlummer wird dich nicht entweihn,
Zu einer Abendruhe tret' ich ein.

Grüß Gott, mein ſchwäb'ſcher Nachbar Adalrich*!
Du lächelſt blöd, ein Stümper malte dich.

Ein Kirchlein trägſt du ſittig in der Hand:
Du ſchufſt ein Kloſter, ſeh' ich, hie zu Land!

Zum Kloſterſtiften iſt vorbei die Zeit,
Du aber thatſt's in Herzenslauterkeit.

Mir ſinkt das Haupt. — Wer da? Bin ich belauſcht?
Am Fuß des Altars hat Gewand gerauſcht.

---

* Der Kirchenheilige der Ufenau.

Dort kniet ein Pilger, der die Lippen regt
Und betend seinen Rosenkranz bewegt.

Ich blick' ihm unter seinen Pilgerhut,
Das Antlitz hager, blaß, das Auge Glut!

Ein Mörder ist's, gesendet gegen mich!
Nein, — ruhig von der Erde hebt er sich.

Er geht und wendet sich dem Ufer zu —
Du bist ein Ritter! Warum pilgerst du?

XXX.

Der Gast.

Ein Blitz! Er zischte prasselnd in die Flut,
Das Ufer stand in bleicher Schwefelglut.

Des räthselhaften Pilgers Angesicht
Umglomm ein Heil'genschein von Höllenlicht! . .

Du armer Hutten — du bist leibesschwach!
Ruf' du den Fremdling lieber unter Dach!

Ins Trockne, Pilger, eh' der Regen wogt!
Des Hauses Herr ist fort, ich bin der Vogt.

Was steht Ihr wie verzückt? Ihr werdet naß!
Gebt mir die Hand! Wir treten ins Gelaß.

Seid mir willkommen! Macht es Euch bequem!
Wohin die Reise? — „Nach Jerusalem." —

Da überfliegt Ihr meine Frage schon;
Ich fragte nach der nächsten Station.

„Dort hinterm Berg das alte Gnadenhaus.“ —
Das Neſt iſt leer, die Vögel flogen aus.

— „Einſiedeln ab'?“ — Der Abt hat abgethan,
Man ſagte mir's, den dumpfen Kloſterwahn.

Ihr ſchlagt ein Kreuz, als wär' der Böſe hier?
Erlaubt, mit einem Chriſten redet Ihr.

(Der welſche Frömmler wird mir ſchwer zur Laſt. . .
Pfui, Hutten! Zeig' ein hell Geſicht dem Gaſt!)

Ich wette, Herr, Ihr trugt Soldatentracht,
Nennt mir den Feldzug, den Ihr mitgemacht!

— „Pamplona ſchirmt' ich einſt mit meinem Blut.“ —
Das ehrt Euch, Herr; der Widerſtand war gut.

Und drauf verloret Ihr am Krieg die Luſt?
— „Ich kämpfe mit dem Feind in meiner Bruſt.“ —

Sein ſtilles Bündel trägt ein jeder Chriſt.
— „Maria rettet uns vor Satansliſt.“ —

(Das iſt ein unbehaglicher Kumpan!
Schon dunkelt's, meine Lampe ſteck' ich an.)

Ich hol' Euch, Pilger, einen Becher Wein,
Der Wein erfreut das Herz! Ihr deutet: Nein?

Was kann Euch dienen? — „Wassertrunk und Brot.“ —
Wohlan! an Wasser ist hier keine Noth.

(Doch wird bei Wasser kein Gespräch entstehn,
Am Klügsten heiß' ich ihn zur Ruhe gehn.)

Seht, Pilger, wie der nächt'ge Himmel loht!
Heut abend wagt sich Keiner mehr ins Boot.

Nehmt hier vorlieb, ist auch der Raum beschränkt.
Wir suchen jetzt den Schlummer, wenn Ihr denkt.

Ihr wollt Euch lagern auf den nackten Stein?
Das duld' ich nicht! Ihr werdet müde sein.

Nehmt meinen Mantel! Hier das Polster auch!
Draus macht ein Lager Euch nach Feldgebrauch!

Gut Nacht! Ihr seid ein Spanier? — „Ritter, ja.
Und nennet Euch? — „Inigo Lojola.“ —

XXXI.

Der Büßer.

Ein ſchwerer Wetterſchlag! Der Donner kracht.
Der Pilger kniet in blitzerhellter Nacht!

Die nackten Schultern geißelt — ſchauerlich! —
Er, Hieb auf Hieb, mit ſeinem Gürtel ſich.

Von ſeinem hagern Rücken rieſelt Blut —
Zu beten hebt er an in Andachtsglut.

Belauſch' ich ihn! Sacht richt' ich mich empor —
Doch welche Worte dringen mir ins Ohr:

— „Du fleckenlos Empfangne, Reine du!
Sprich für, und ſchaffe meiner Seele Ruh!

Nimm, Schmerzensmutter, mich in deinen Schooß,
Wie eine Leiche wunſch- und willenlos!

Wo darf ich bluten? Gieb das Feldgeſchrei!
Du deuteſt zürnend auf die Ketzerei

Und auf des Sohnes Kreuz, das uns erlöst!
Ja, Qualen dulde, wer das Heil verstößt!

Dir, Heil'ge, werb' ich eine Compagnie
Und führe gegen deine Feinde sie!

Du lächelst deinem Knecht belohnend zu,
In goldne Himmelsglorie schwindest du." —

XXXII.

Die Fehde der Zukunft.

Der Morgen graut — des Pilgers Stätte leer?
Beim Hahnenruf verſchwand geſpenſtiſch er!

Was ich geſchaut, iſt's Wahrheit? War es Traum?
Schlief mit dem Teufel ich im gleichen Raum?

Es war ein Spuk! Es war ein Fieberwahn!
Die welſche Fratze hat mir's angethan!

Nein, Wahrheit war's! Kein Morgenwind verweht
Das andachtsvoll irrſinnige Gebet! —

Was quäl' ich mich! Unfähig iſt der That
Ein Frömmler! Doch ein Spanier? Ein Soldat?

Er iſt geſchult in kriegeriſcher Zucht
Und thut als Pflicht, was teufliſch und verrucht.

Der iſt kein Mönch im Müßiggang erſchlafft,
Er hat des Wahnſinns ſchauerliche Kraft!

Argliſt'ge Schüler findet er genug;
Iſt er ein Schwärmer, ſind die Jünger klug.

Geſchäftig naht die üpp'ge welſche Kunſt,
Die Andacht kuppelnd mit der Sinne Brunſt.

Die Kirche ſteigt phantaſtiſch wieder auf
Und gürtet ſich zu neuem Siegeslauf;

Mit welſcher Fürſten Tyrannei gepaart,
Steht ſie um ihre Götzen feſt geſchaart;

Von Luthers Wort getroffen bis ins Mark,
Wird ſie durch ihre Wunde wieder ſtark.

O Menſchheit, qualenvoller Siſyphus,
Der ſeinen Felſen ewig wälzen muß!

Treu that ich meinen Dienſt! Wo bleibt der Lohn?
Des Böſen Sämann ſeh' ich ſchreiten ſchon!

Ich wälze mich auf ſchlummerloſem Pfühl
In dunkeln Unheils bangem Vorgefühl.

Ich winde mich in Pein! Mein Lager flammt!
Verrichtet Lojola ſein Henkeramt? —

Nein, meine Kammer flammt im Morgenroth,
Und mich umfängt das Leben, nicht der Tod!

Die Bevölkerung.

XXXIII.

Die Bilderstürmer.

Ein Abenteuer ward mir heut zu Theil,
Bestanden habe wacker ich's und heil.

Ich rudert' auf dem See, da, sieh, erhob
Ein Wind sich, der das Boot mir kräftig schob.

Er wies dem mühsam Rudernden den Pfad
Und trieb mich gegenüber ans Gestad.

Da regte sich's, als wäre Feuersnoth,
Ich sprang mit raschen Füßen aus dem Boot.

Wo sich der Dorfbach in den See ergoß,
Lärmt' eine Männerschaar, ein Kindertroß.

Aus ihrem Kirchlein schleppten mit Geschrei
Die Bilder ihrer Heil'gen sie herbei,

Und warfen in die Flut der Väter Hort;
Das wilde Wasser riß ihn strudelnd fort.

Es führte weg der Märt'rer Todesgraus
Und wusch der Heil'gen blut'ge Wunden aus.

Votivgeschenk, Panier, Reliquienschrein,
Wachsherzen flogen in den Bach hinein.

Nun trat ein Männerpaar heran und hob
Ein Marmorbild mit Händen derb und grob.

Und ich erschrak — es war ein edles Bild!
Die Gottesmutter lächelte so mild,

Und sah das rohe Volk so rührend an,
Als spräche sie: Was hab' ich euch gethan!

Wie kam das Werk in dieses Kirchleins Raum?
In Nürnberg selber sah ich Bess'res kaum.

Man fühlte, daß ein Meister spät und früh
Daran gewendet viele Lieb und Müh.

Ich zuckte! Ruf' ich: Halt? Ich? Hutten? Nein!
Ihr Männer, stürzt das Götzenbild hinein!

Ich rief's und zeigte nach der Tiefe Rand.
Sie schleuderten — das edle Bild verschwand.

XXXIV.

Die Nothlüge.

Blaufarbne Krüge brachten her sie dann,
Sie schenkten ein und das Gelag begann.

— „Dem fremden Herrn ein Glas! Thut uns Bescheid,
Wenn Ihr nicht einer von den Stolzen seid!

Stoßt an, Herr Deutscher! . . . Ihr verzieht den Mund?
Trinkt! Unser Most ist preislich und gesund!

Pox Hagel! Ist Euch unser Most zu schlecht,
Seid Ihr ein Päpstler und ein Fürstenknecht!

Schmeckt's?" — Köstlich. — „Noch ein Glas, und eines noch!
Der deutsche Herr auf Ufnau lebe hoch!" —

Ich trank und grüßt' und schied mit guter Art,
Bestieg das Boot und lächelt' in den Bart:

Der ich den Fürsten keine Spanne wich,
Heut log dem Volke zu Gefallen ich.

XXXV.

Der Schaffner.

Der Kloſterſchaffner macht mich nimmer froh
Mit ſeinem Faunenantlitz pfiffig roh.

Ich möchte höchſtens in der Leſe ſehn
Gekrümmt ihn unter einer Bütte gehn.

Unſaubre Mären trägt herum der Wicht
Und afterredet, — ſolches lieb' ich nicht.

Und meinen graden Blick verträgt er ſchwer,
Den ſeinen flüchtet ſeitwärts ſchielend er.

Er rede, wie vom Armbruſt fliegt der Bolz,
So prahlt er, und iſt falſch wie Galgenholz.

Er ſpricht: Gott ſegne Euern Aufenthalt,
Und denkt: Der Teufel hol' den Ketzer bald!

Iſt römiſch, zwingliſch er? ich weiß es nicht,
Er wechſelt raſcher als des Mondes Licht.

Er ſtichelt auf die Deutſchen wo er kann,
Als wär' er ſelber nicht ein deutſcher Mann.

Was übt auf dieſe ſtumpfe Seele Reiz?
Das Gold. An ſeinem Herzen nagt der Geiz.

Der kranke Fremdling iſt ihm längſt verhaßt
Und unerträglich der verarmte Gaſt.

Er lächelt krumm und wäre lieber grob —
Doch nun genug geſagt zu ſeinem Lob!

Sein wackrer Junge macht es alles gut,
Noch ſelten ſah ich ein geſunder Blut.

Es iſt ein kleiner, trutziger Geſell,
Er redet wahr, blickt feſt mich an und hell.

Natur iſt in den Hochgebirgen ſtark
Und ihre Lüfte ſtählen Herz und Mark;

Die friſchen Ströme haben, ungehemmt,
Des Vaters ſchlimmes Erbe weggeſchwemmt.

Den Alten, Hutten, machſt du's nimmer recht!
Befreunde dir das grünende Geſchlecht!

XXXVI.

Der kleine Gefährte.

Laß, Ferge, deinen Nachen sachter gehn!
Laß tief mich in die klaren Fluten sehn!

Hier im krystallnen Spiegel, farbenmild,
Erscheint ein Mann und eines Knaben Bild.

Du schaust empor aus lichter Wolken Zier,
Vor zwanzig Sommern, Knabe, glich ich dir!

Und noch ein ander Bildniß schaut empor,
Das scharfgefurchte kommt bekannt mir vor!

Nun, diese grambeschriebne Stirn ist mein.
Fürwahr, ich möchte nicht ein Andrer sein! —

Die Fläche kräuselt sich im Abendwind,
Verschwunden ist der Kämpfer und das Kind.

XXXVII.

Der Pfarrer.

Ein müde rauſchend Ruder ſucht den Strand,
Mit grüner Beute ſteigt der Freund ans Land.

Ich rüſte gleich im Frei'n ihm hier den Tiſch,
Noch weht die Abendluft nicht allzu friſch.

Hieher! Dir iſt gedeckt! Nimm's nicht genau!
Es fehlt die Wirthin auf der Ufenau.

Trotz deines grauen Bartes mußt du frei'n!
Dann reiht man dich der neuen Pfaffheit ein.

— „Herr Ritter, da zu ſcherzen Ihr geruht,
Seht! Zarte Kinder ſind in meiner Hut!

Schaut her! Ich zog ſie mit den Wurzeln aus
Und ſetze rings ſie wieder ein ums Haus.

Da ſtreben ſie empor in Jugendſaft
Und wachſen neben mir an Tugendkraft.

Der neuen Pfaffheit wünſch' ich alles Heil;
Beſcheiden kür' ich mir ein ander Theil.

Mich treibt's aus meinem kirchlichen Beruf
Hinaus zu dem, der mich ernährt und ſchuf,

Der heute noch gelind auf Erden geht,
Von ſeinem blauen Mantel weit umweht.

Der Kirche ſchwere Fragen ſind verwirrt,
Und ewiglich verdammt iſt, wer ſich irrt.

Die laß ich ohne Harm auf ſich beruh'n
Und halte mich zu meinen Pflanzen nun.

Die Körper heilen ſei mein künftig Amt,
Zur Sühne, daß einſt Seelen ich verdammt!

Ein Wunderarzt, der hier im Land verkehrt,
Hat mich der Kräuter ſtille Kraft gelehrt.

Ward Paracelſus nie vor Euch genannt?
In Welſchland iſt er und im Reich bekannt.

Er weilt nicht fern, am Ezel ſteht ſein Haus,
Ich ſandte neulich einen Boten aus,

Und lud nach Ufnau den berühmten Mann.
Ich tröſte mich, daß er Euch helfen kann.

Ihr zuckt die Achſeln? . . . Seine Kunſt iſt groß,
Und Ihr ſeid wahrlich gar zu glaubenslos."

Das Todesurtheil.

XXXVIII.

Paracelſus.

Giebt's auf der Welt ein Herz ſo männlich feſt,
Daß ſich's von Hoffnung nicht bethören läßt?

Was mir der Freund von Paracelſus ſprach,
Das flog mir wie ein lichter Falter nach;

Das ſenkte ſich, mir ſelber unbewußt,
Ein Keim der Hoffnung in die ſieche Bruſt.

Ich ſehnte mich, bis der Gewünſchte kam,
Wie Mägdlein blicken nach dem Bräutigam.

Heut war er da. Ich lag erbärmlich krank
Im Eichenſchatten auf der Raſenbank.

Er that, als würd' er meiner nicht gewahr,
Doch ſtreifte mich ſein ſcharfes Augenpaar.

Er nahm den Pfarrer dort am Strand beiſeit
Und ſprach zu ihm geheim mit Heftigkeit.

Er hat ein abenteuerlich Geſicht,
So denk' ich mir den ernſten Forſcher nicht.

Ich lauſchte hin. Ob er mir Rettung ſchafft?
Und ich vernahm: „Es fehlt die Lebenskraft!“ . . .

Mein feines Ohr hat flüſtern ihn gehört:
„Hier iſt ein trefflich Organon zerſtört.“ . . .

Indem verſtohlen er herüber ſah,
Raunt ſchnell er: „Facies hippocratica!“ . . .

Was ſpricht der Geck das liebe Deutſch nicht rein,
Und miſcht ſo garſt'ge fremde Brocken ein!

Er trat heran, er bot die Rechte mir,
Er ſprach mit Pomp: „Ich grüße Deutſchlands Zier!“

Er nannte mich der Freiheit Thurm und Hort,
Von meiner Krankheit redet' er kein Wort.

Mir däucht, daß ſich ein Seufzer ihm entwand,
Als ſeinen Finger ich am Puls empfand.

Drauf hat er meine Verſe mir gerühmt,
Der Narr! Er hieß ſie „ſtolz“ und „reich beblümt.“

„Die Ufnau,“ ſprach er, „wird durch Euch bekannt,
Und noch von Kind und Kindeskind genannt.

Nicht einſam lebt Ihr auf dem Eiland hier,
Bevölkert mit Gedanken habt es Ihr!“

Ich dachte: Wie zu dir dein Name paßt!
Bombaſtus nennſt du dich — und ſprichſt Bombaſt!

Ich gab ihm das Geleit bis an den Kahn,
Dann ſtieg den Hügel langſam ich hinan.

Es war ein goldner Morgen im Auguſt,
Das zweite Gras im Jahr gedieh mit Luſt!

Die ganze dichte blüh'nde Wieſe klang
Und wogt' und ſchwirrt' und flattert', zirpt' und ſang.

Ich ſchritt in Halm und Blumen, überflammt
Von ſüßem Sonnenlicht, — zum Tod verdammt.

Da warf ich in die duft'ge Wieſe mich,
Verbarg das Haupt, und weinte bitterlich.

XXXIX.

Die Beichte.

Hier ſchrei' ich über meinem Grabe nun —
Hei, Hutten, willſt du keine Beichte thun?

'S iſt Chriſtenbrauch. Ich ſchlage mir die Bruſt.
Wer iſt ein Menſch und iſt nicht ſchuldbewußt?

Mich reut es, daß mein thöricht Herz geflammt,
Bevor ich recht erkannt mein irdiſch Amt!

Mich reut mein ungeſtüm verſchwendet Blut,
Nicht war's mein eigen, es war deutſches Gut!

Begabt in Fülle durch des Himmels Huld,
Wie ſteh' ich tief in meines Volkes Schuld!

Da für mein Volk ich dann in Fehde trat,
Mich reut's, daß ich's nicht unerſchrockner that!

Man glaubt mich keck, da mich der Papſt gebannt,
Mich reut's, daß oft ich Menſchenfurcht gekannt!

Mich reut die Stunde, die nicht Rüſtung trug,
Mich reut der Tag, der keine Wunde ſchlug!

Mir mangelte der Märt'rer Heldenſinn!
Mich reut's, daß längſt ich nicht geopfert bin!

XL.

Reife.

Es wendet ſich das Jahr, die Welle raucht,
Mein Eiland iſt in Morgenduft getaucht.

Vor mir in herbſtlicher Verſchleierung
Bewegt ſich einer Barke Ruderſchwung.

Herüber glänzt durch ſchwankes Nebelſpiel
Die hochgethürmte Burg von Rapperswyl.

Zu Häupten mir durch hell're Schleier bricht
Das ſüße Blau, das warme Sonnenlicht.

Und ſchwerer hangt die Traube ſchon am Schaft,
Sie ſchwillt, und läutert ihren Purpurſaft,

Sie fördert ihre Reife früh und ſpat —
Was meinſt du, Hutten? Auch die deine naht!

XLI.

Abendstille.

Das Abendroth erstieg des Berges Wand,
Vergoldete den Felsengrat und schwand.

Verklungen ist der Vesperglocke Schall,
Ein tiefer Friede waltet überall.

Wär' ich ein Jüngling voller Leidenschaft,
Beängstigt von der eignen Lebenskraft,

Und drängte mir das Blut zum Herzen wild,
Zu Thränen brächte mich dies Friedensbild.

Nun hab' ich handelnd meine Glut gedämpft
Und meinen innern Frieden schwer erkämpft,

Und schreite so getrost im Abendwind,
Weil ich und die Natur in Einklang sind.

Mit ihrem Schweigen hab' ich mich versöhnt
Und bin an ihren tiefen Ernst gewöhnt.

XLII.

Der Meiſter.

Heut klang ein Beil den ganzen Morgen laut,
Und dann bis Abend fort. Der Schaffner baut.

Ein Verdach nur, doch mocht' ich's gerne ſehn,
Iſt's doch ein Werden, iſt's doch ein Entſtehn!

Da war ein Zimm'rer, der es wacker trieb
Und ſeinen Balken ſäuberlich behieb.

Dort bei der Buche mühte ſich der Mann,
Daß ihm das Waſſer von der Stirne rann.

Spät abends naht der Zimmermeiſter leis,
Mit weißgelocktem Bart ein hoher Greis,

Und rührt' dem Knecht, der nimmer wollte ruhn,
Die Schulter, ungeſehen: „Fei're nun!“ —

Jetzt ward die Stätte leer; ich aber ſchlich
Hinaus und auf den Balken ſetzt' ich mich:

Der Knecht, in Treuen that er ſeine Pflicht —
That'ſt du die deine? Größres giebt es nicht.

So ſtarrt' ich nieder, der Gedanken Raub,
Da rührt' die Schulter mir ein fallend Laub.

Mir war, da ich das welke Blatt geſpürt,
Als hätt' mich meines Meiſters Hand berührt,

Und mich bedeutet: Geh', die Sonn' iſt fern,
Geh' ein, du Knecht, zur Ruhe deines Herrn!

XLIII.

Schöne Tage.

Glückselig schreit' ich hin im Abendglanz,
In klaren Lüften zittert Mückentanz.

Das Heute war so sonnig, wolkenrein,
Das Morgen wird noch schöner, heller sein.

Ein Zug von Tagen warm und wonniglich
Geleitet zu den Todesschatten mich.

Nicht allzu köstlich, reiche Erde, hast
Du mich bewirthet, deinen armen Gast!

Nun nehm' ich Urlaub und zur Scheidezeit
Erweisest du mir alle Lieblichkeit.

Die Versuchung.

XLIV.

Herzog Ulrich von Schwaben.

Er war's! Mir pocht das Herz von Groll bewegt,
Und jede Fiber zittert aufgeregt.

Er war's! Er ſtand auf meiner Friedensſtatt,
Der mir den Vetter Hans erſchlagen hat!

Der ihm, zu ſeinem Weib entglüht in Luſt,
Den Degen meuchlings rannte durch die Bruſt,

Der ihm, da bang er mit dem Tode rang,
Ein Henker! um den Hals den Gürtel ſchlang;

Der Frevler, dem durch meinen Zornesruf
Im ganzen deutſchen Reich ich Feinde ſchuf,

Auf deſſen Spur ich wies den Furiencher,
Auf deſſen Scheitel ich die Acht beſchwor!

Den ich gehetzt aus ſeinem Erbe fort
Mit meinem ruheloſen Rachewort!

Ihm hat, wie mir, die Schweiz Aſyl gewährt!
Sah ſie die Flecken nicht an ſeinem Schwert? —

Ich ſaß im Hauskleid ſtill am Hügelrand,
Ein philoſophiſch Büchlein in der Hand,

Da hört' ich einen Fremden halb bezecht
Den Schaffner loben, wie man lobt den Knecht.

Ich kannte dieſer rohen Stimme Schrei'n!
Er lachte widrig, — er gewahrte mein.

Der Trunkne trat mit vollem Humpen vor —
Mir ſträubte ſich vor Graus das Haar empor;

Er ſchritt entgegen mir mit plumpem Wink:
„Da ſitzt ein Bettler, — ſieher Bettler, trink!“ —

Ich rief ihm zu: Sieh her, ob du mich kennſt! —
Er lallte: „Grabentſtiegenes Geſpenſt!“ —

Ich ſtieß ihn weg, daß er den Wein vergoß,
Der purpurn über ſeine Hände floß.

Mit rothen Händen, wie im Walde dort
Von meines Vetters Leiche, ſtürzt' er fort.

Verſchollen bin ich auf der Erde ſchon,
Er wußte nicht, daß ich hieher geflohn.

Warum betrat er meine Friedensflur,
Der Böſewicht, dem ich Verderben ſchwur?

Der Schaffner wirbt, ſchon lange weiß ich drum,
Es treibt ſich öfter hier Geſindel um.

Schmach, daß der Schweizer ſeine Haut verkauft
Und je ſich für den beſten Zahler rauft!

Der zürcher Rath erließ ein ſtreng Verbot,
Den ſchnöden Reislauf ahndet er mit Tod.

So recht! Das nenn' ich eine Männerthat;
Des biedern Zwingli Geiſt beſeelt den Rath.

Doch dies iſt ein verloren Grenzrevier,
Für Löhnung thut der Schaffner Alles hier.

Zum Lachen iſt's! An meinem Sterbehaus
Hangt Herzog Ulrichs Werbefähnlein aus!

Um Blut gefeilſcht wird neben meiner Gruft
Und Schweizerlanzen führen heim den Schuft.

Es heißt, daß er mit Zwingli trefflich ſteht,
Weil er ihm richtig in die Predigt geht.

Unmöglich! Zwingli's laut'res Auge kennt
Den Mann, in deſſen Blick die Hölle brennt.

Er weiß, daß dieſer wohlbeſchaffne Chriſt
Ein Mörder und ein Ehebrecher iſt.

Ich that Bekenntniß, meinem Glück zu Trutz,
Der ſchnöde Bube thut's aus Eigennutz!

Was mir aus tiefſtem Herzen quoll empor,
Das hält der Heuchler ſich als Larve vor.

Mit Chriſti Jüngern ſitzt im Tiſchverband
Wie Judas er, den Beutel in der Hand.

Der Schurke nahm den reinen Glauben an;
Potz Blut und Wunden, er hat wohl gethan!

Er kennt das Lüftlein, das in Schwaben weht,
Und weiß, wie raſch man mit dem Winde geht.

Der Gleißner kehrt zurück ins deutſche Land,
Das Evangelium in der Mörderhand;

Und er verdient, das liſt'ge Kind der Welt,
Daß er in Stuttgart wieder Einzug hält.

Wir ſtehn im gleichen Lebensalter ſchier,
Um zehen Jahre ſchien er jünger mir.

Er iſt in voller Manneskraft erblüht,
Ich welke mit verbittertem Gemüth!

Ich büße die geringe Fehle ſchwer;
Den Fluch des Böſen überwindet er!

Er athmet leicht und frei, er altert heil,
Und ich? Mir keucht die Bruſt, — das Grab mein Theil

Er grünt, von einem guten Sohn geehrt,
Dieweil mich ekles Erdgewürm verzehrt. . .

Dort gleitet durch die Flut des Mörders Boot —
Kein Wetter brütet, keine Wolke droht!

Gerechtigkeit, biſt du nicht außer Amt,
Wirf einen Blitz, der tödtend niederflammt!

Umſonſt! Umſonſt! Der Himmel hört mich nicht!
Ein Ammenmärchen iſt das Weltgericht!

Ich trieb' es anders, wär' ich wieder jung! . .
Mein Gott, behüte mich vor Läſterung!

Bedarfſt, Allweiſer, du in deinem Plan
Des Schalks und Böſewichts, was geht's mich an?

XLV.

Der Kampf.

Den ſchwarzen Rieſenbaum am Inſelhorn
Umlodert feuriger Gewitterzorn.

Aufrauſcht's im Schilf, wild fährt der Sturm einher,
An tiefſten Lebenswurzeln rüttelt er.

Mein Name wird gerufen durch die Nacht
Von einer Stimme, die dämoniſch lacht:

„Hei, Hutten! Armer, tauſendfacher Thor!“ —
Was willſt du, Feind? Ich richte mich empor!

— „Für Recht und Wahrheit haſt du Kampf gewagt,
Wie Wolken wechſeln ſie, vom Sturm gejagt!

Erlognen Fabelweſen warſt du hold
Und dienteſt ihnen treu, — wo bleibt der Sold?

Der du gedurſtet und gehungert haſt,
Gieb Raum auf Erden einem klügern Gaſt!

Du gleichst dem Helden deines Scherzgedichts,
Du bist der Niemand und zerrinnst in Nichts!

Fahr' hin! Doch eh' du stirbst, der Welt ein Spott,
Erleicht're dir das Herz und lästre Gott!" —

Geberde, Teufel, dich nicht allzu wild!
Entgegen halt' ich dir des Glaubens Schild!

Den lichten Helm des Heils zerspellst du nicht
Mit deinen Feuerpfeilen, Bösewicht!

Gesättigt wird das menschliche Geschlecht
Mit Wahrheit werden und getränkt mit Recht!

Weich, finstrer Geist! Du bist mir ärgerlich! —
Er flieht. — Im Schilf hebt bange Klage sich:

„Was wandeltest den Frieden du in Streit?
Warum zerstörtest du die alte Zeit?

Wo dich die Kirche liebevoll umfing
Mit ihrer sieben Gaben heil'gem Ring!

Wo dich die Kirche mütterlich begrub
Und triumphirend in die Himmel hub!

Der den geweihten Zauberkreis zerriß,
Bist, Hutten, du des neuen Pfads gewiß?" —

Wer flüſtert mir ſo traute Worte zu?
Verſchlagner Dämon, wieder biſt es du!

Der Menſchheit neuen Pfad nicht kenn' ich ihn —
Wohlan! Wir werden ihn im Glauben ziehn!

Der Moſen einſt geführt mit ſichrer Hand,
Er führt auch uns in das gelobte Land! —

Ich ſiegte; doch mir keucht die Bruſt ſo bang,
Wie einem Menſchen, der mit Rieſen rang.

XLVI.

Traumgesicht.

Heut wurde mir ein wundersamer Traum!
Ich blickt' in einen schrankenlosen Raum,

Es schien ein Ringkampf in der Geisterwelt,
Von weh'nden Flammen wechselvoll erhellt.

In Welschland, wenn ich mich besinnen mag,
Sah schier ich so gemalt den jüngsten Tag:

Wo rechts der Menschheit eine Hälfte steigt,
Die andre links sich jäh zum Abgrund neigt.

Doch nein! Hier war kein zorniges Gericht,
Es war ein Aufwärtsfliehn, empor zum Licht!

Und schien ein mühsam Ringender erschlafft,
Umfing ihn eines mächt'gern Armes Kraft,

Und wenn ein Kämpfer sinkend sich verlor,
Riß ihn der stärk're Bruder mit empor.

Da hab' ich eines Führers Ruf gehört:
„Der Kerker," ſchrie er, „Geiſter, iſt zerſtört!

Das Thor gebrochen! Offen iſt die Bahn!
Befreit die Brüder! Auf! Empor! Hinan!

Wenn unter uns ein Einz'ger nur erliegt,
Sind in dem Einen Alle wir beſiegt,

Und ſinkt ein Einz'ger nur von uns zurück,
Verwelkt uns Allen Kranz und Himmelsglück!"

Aus lichten Wolken ſcholl Poſaunenton,
Doch war's ein Siegesjubel, nicht ein Drohn.

Da plötzlich ſtund ich im Gewölke vorn
Und ſtieß aus voller Bruſt ins Jägerhorn.

Aufſtieg der ganze Zug in mächt'gem Drang,
Ich ſtieß ins Horn, daß mir das Herz zerſprang.

Das Sterben.

XLVII.

Der Freund.

Mein Ende ſteht bevor! Mir hat geahnt.
Mich hat mein Franz, der Sickingen, gemahnt.

Ich ſaß in meinem ſtillen Kämmerlein
Und blickte träumend in den Abendſchein.

Da plötzlich trat heran im Dämmergrau'n
Ein Reitersmann, die Züge wetterbraun.

Ha, Sickingen, du biſt's, mein Kampfgeſpan!
An meine Bruſt, du redlicher Kumpan!

Da log Frau Fama wieder einmal dreiſt!
Sie prahlte keck, daß du getödtet ſeiſt.

Du lebſt, mein Vielgetreuer! Du entrannſt!
Ich gönne dir's, daß du noch wirken kannſt.

Er regte die geſchloßnen Lippen nicht
Und ſah mir unverwandt ins Angeſicht.

Sein Auge, ſonſt ſo trutzig unterm Hut,
Blickt minder feurig, aber herzensgut.

Dann ging er mit gemeßnen Schritten fort,
Doch wandt' er noch ſich auf der Schwelle dort,

Und winkte mir gelaſſen mit der Hand,
Als wollt' er ſagen: Komm' nun! — und verſchwand.

XLVIII.

Das Gewitter.

Im Norden lagern Wolkenmauern dicht,
Darüber leuchtet auf Gewitterlicht.

Erſt zuckt der Blitz, dann kracht der Donnerhall,
Als ſtünde Feldgeſchütz auf Thurm und Wall.

Das deutet Krieg — unſel'gen Bruderzwiſt,
Doch Gott allein kennt ſeine Zeit und Friſt.

Der fünfte Karl berechnet fein und ſtill,
Wie er die Schalen ſchwebend halten will.

Vielleicht gelingt's. — Im kommenden Geſchlecht
Wird Habsburgs Sproſſe doch ein Prieſterknecht!

Und trotzen wir ihm dann mit Schwertesſtreich,
So kommt der Fremdling und zerſtört das Reich.

Herrgott! Dort unten lodert Blitz auf Blitz
Um meines Volkes, meiner Brüder Sitz!

Es iſt mir ſchwer für mein Geſchick zu flehn,
Für's Vaterland wird mir's von Herzen gehn:

Verleih' uns, Herr, ein evangeliſch Haupt,
Von unſrer alten Kaiſerzier umlaubt!

Welf, Wittelsbacher, Zollern gilt uns gleich,
Kommt er ein Retter nur dem deutſchen Reich!

Ich kniee hier auf meiner frühen Gruft;
Sprich, Herr, zu mir aus der Gewitterluft!

Gieb mir ein Zeichen, das mich tröſten kann!
Ich darf ja nicht für Deutſchland fechten dann. —

Die Sonne dringt aus Wolken ſchwarz wie Tod,
Und überflutet mich mit Purpurroth.

Im Weſten tritt das Stralenbild hervor:
Sieh, eine Krone taucht aus Blut empor!

Im welſchen Weſten? Ueber Feindesland?
Ja, Kronen erntet nur die Heldenhand!

Und immer röther wird des Kiſſens Blut —
Heil, deutſche Krone, wunderhelle Glut!

Jahrhunderte ſind wie ein Tag vor dir,
Herrgott, du trügſt nicht, du erfüllſt es mir!

XLIX.

Die Armbruſt.

Land, Waſſer, Himmel deckt ein ſchweres Grau!
Kein Sonnenſtral erfreut die Ufenau.

Im Schilfe ſchwadert eine Entenſchaar
Und kündet frühen Winter dieſem Jahr.

Des Schaffners Feldmann ſtellt zur Jagd ſich dort:
Noch einmal birſch' ich heut, auf Ritterwort!

Es hangt mir eine Armbruſt an der Wand,
Der Spanner fehlt, — ich ſpann' aus freier Hand.

Hier iſt ſie! Haſt in einer Schweizerſchlacht
Du meinen Ahnen ſchnellen Tod gebracht?

Auf, alte Waffe! — Weh, mein Arm erſchlafft! —
Gehorche mir! Umſonſt. Mir fehlt die Kraft!

Wie? Eine Thräne! — Nieder, tölpiſch Thier!
Der Köter leckt die magre Wange mir.

Daß ich die Armbruſt nicht mehr ſpannen kann,
Daran erkennt er den verlornen Mann.

Komm, Feldmann, komm! Wir wollen jetzt nach Haus,
Mit Jagd und Luſt und Leben iſt es aus! —

L.

Das Crucifix.

Heut iſt der erſte, ſchmerzenvolle Tag,
Da ich mich nicht vom Lager heben mag!

Auf ſeiner Meeresinſel ſtöhnt' und fleht'
Und wimmerte der wunde Philoktet;

Mir geht das Jammern wider die Natur,
Weit eher noch entführe mir ein Schwur.

Doch beiß' ich ſchweigend nur die Lippe mir;
Denn als ein Chriſt und Ritter lieg' ich hier.

Nichts feſſelt im Bereiche meines Blicks
Mich als ein rohgeſtaltet Crucifix.

In heilen Tagen liebt' in Hof und Saal
Auf Schritt und Tritt ich nicht das Bild der Qual

Doch heute, ſelber auf das Kreuz geſpannt,
Schau' nach dem Kreuz ich gern und unverwandt.

Und wie ich es betrachte, wird die Laſt
Mir abgenommen um die Hälfte faſt.

Es iſt, als ſpränge mir ein Bruder bei,
Als litten ſtatt des Einen unſer Zwei!

Ein treuer Bruder weiß um meine Noth
Und ſagt: Ich bleibe dein Geſell im Tod!

Univ. Bibl.
München

LI.

Der Strom des Lebens.

Mir klopft der Puls in wilder Fiebergluth!
Ich höre rauschen meines Lebens Flut!

Und aus des Stromes Tiefen tönt das Wort:
Wir hüten manchen unberührten Hort!

Mein Leben flutet rasch im Mondenschein,
Und zieht und reißt, wie vor dem Fall der Rhein.

Die Wellen fliehn, ein eiliges Gewühl,
In ihres nahen Sturzes Vorgefühl.

LII.

Die Traube.

Freund Holbein, fehlt im Todtentanze dir
Der Dichter noch, ſo komm' und mal mich hier,

In meinem Seſſel ſchlummernd ausgeſtreckt,
Das Angeſicht mit ſtillem Blaß bedeckt!

Daneben trete leis der Tod ins Haus,
Doch laß mir lieber weg der Senſe Graus!

Am Bogenfenſter ſiehſt die Traube du?
Die male goldig angehaucht hinzu!

Dann giebſt ein Winzermeſſer ſcharf und hell
Du in die Hand dem knochigen Geſell!

Und der Verſtänd'ge merkt des Bildes Sinn,
Daß ich die Edeltraube ſelber bin,

Die heut gekeltert wird, und morgen kreiſt
In Deutſchlands Adern als ein Feuergeiſt.

LIII.

Scheiden im Licht.

Verſchärfte Schmerzen foltern mein Gebein,
Doch, ſoll ich ſterben, muß es Morgen ſein!

Doch, ſoll ich aus der Welt von hinnen gehn,
So muß ich erſt erhellte Pfade ſehn!

In meine Todesſchauer ſei gemiſcht
Der Morgenſchauer, der das All erfriſcht!

Verſtöhnen laß mich hier im Dunkel nicht,
Befreie deinen Kämpfer, ſtarkes Licht!

Auf deinen goldnen Schwingen trägſt du Heil,
Erlege mich mit deinem erſten Pfeil!

LIV.

Der Tod.

Freund Arzt, geleite mich zum Seſſel dort!
Nur ſacht, nur ſacht! . . Mein letztes Dankeswort!

Auch dir, du Inſel, meine grüne Haft!
Den Hutten treibt es auf die Wanderſchaft.

Der wilde Sturm der Nacht hat ſich gelegt,
Doch rollen noch die Wogen tiefbewegt.

Die Firne ſtarren mir ins Angeſicht
Und ihre ſchroffe Größe ſchreckt mich nicht.

Das iſt der Wahrheit unbetreten Land,
Des Todes ſchwarze Flut umſpült den Strand.

Ich bin zur Reiſe fertig. Wo der Kahn? . . .
Ein geiſterhaftes Segel wallt heran —

Mein Vater, der du meine Fehle weißt,
In deine Hände geb' ich meinen Geiſt.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Zur

25. Wiederkehr des Todestages

Conrad Ferdinand Meyers

originalgetreu im Rodar-Druckverfahren

in einer Auflage von 750 numerierten

Exemplaren bei E. G. Röder G. m. b. H.

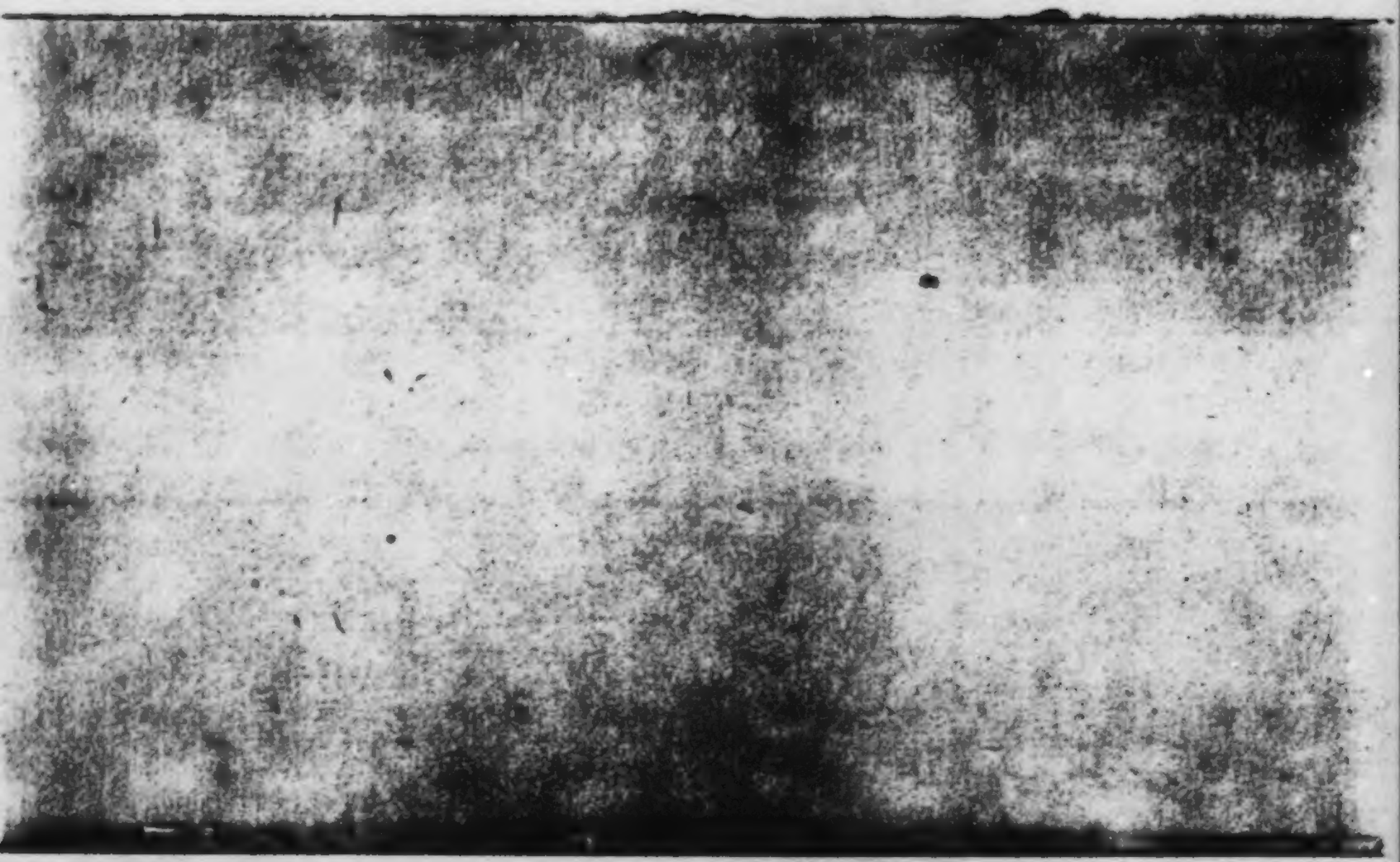
in Leipzig gedruckt.

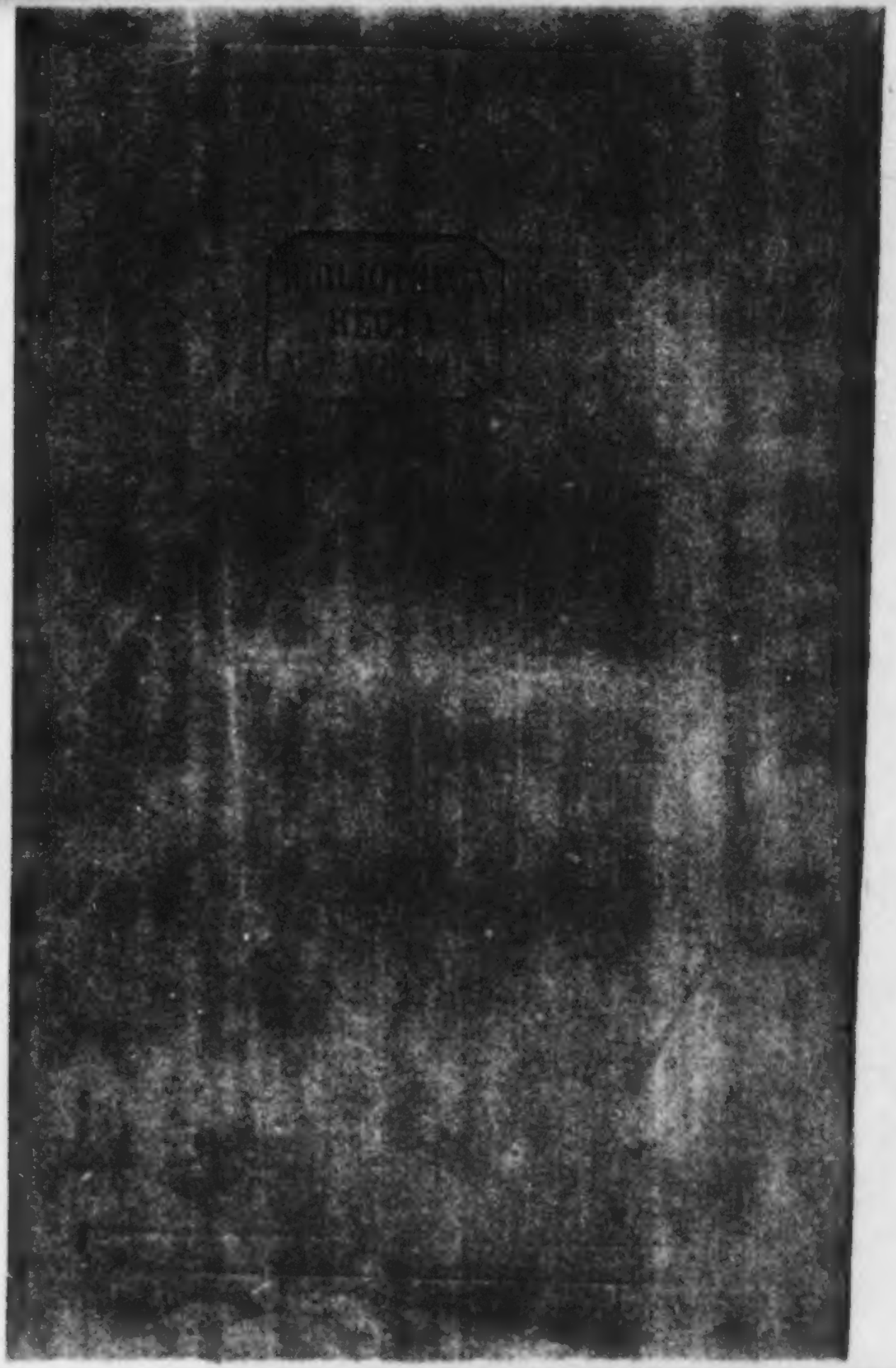
H. Haeſſel, Verlag, Leipzig

1923

Dieſes Exemplar trägt die Nummer

131





Georg Jenatsch.

A. Nur im Lesesaal benützbar

Georg Jenatsch.

Eine alte Bündnergeschichte

von

Conrad Ferdinand Meyer.

Leipzig
Verlag von H. Haessel.
1876.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Das Recht der Ueberſetzung wird vorbehalten.

Erſtes Buch.

Die Reiſe des Herrn Waſer.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Erstes Kapitel.

Die Mittagssonne stand über der kahlen, von Felshäuptern umragten Höhe des Julierpasses im Lande Bünden. Die Steinwände brannten und schimmerten unter den stechenden senkrechten Strahlen. Zuweilen, wenn eine geballte Wetterwolke emporquoll und verüberzog, schienen die Bergmauern näher heranzutreten und, die Landschaft verengend, schroff und unheimlich zusammenzurücken. Die wenigen zwischen den Felszacken herniederhangenden Schneeflecke und Gletscherzungen leuchteten bald grell auf, bald wichen sie zurück in grünliches Dunkel. Es drückte eine schwüle Stille, nur das niedrige Geflatter der Steinlerche regte sich zwischen den nackten Blöcken und von Zeit zu Zeit durchdrang der scharfe Pfiff eines Murmelthiers die Einöde.

In der Mitte der sich dehnenden Paßhöhe standen rechts und links vom Saumpfade zwei abgebrochene Säulen, die der Zeit schon länger als ein Jahrtausend

trotzen mochten. In dem durch die Verwitterung beckenförmig ausgehöhlten Bruche des einen Säulenstumpfes hatte sich Regenwasser gesammelt. Ein Vogel hüpfte auf dem Rande hin und her und nippte von dem klaren Himmelswasser.

Jetzt erscholl aus der Ferne, vom Echo wiederholt und verhöhnt, das Gebell eines Hundes. Hoch oben an dem stellenweise grasbewachsenen Hange hatte ein Bergamaskerhirt im Mittagsschlaf gelegen. Nun sprang er auf, zog seinen Mantel fest um die Schultern und warf sich in kühnen Schwüngen von einem vorragenden Felsthurme hinunter zur Einholung seiner Schafheerde, die sich in weißen beweglichen Punkten nach der Tiefe hin verlor. Einer seiner zottigen Hunde setzte ihm nach, der andere, vielleicht ein altes Thier, konnte seinem Herrn nicht folgen. Er stand auf einem Vorsprunge und winselte hilflos.

Und immer schwüler und stiller glühte der Mittag. Die Sonne rückte vorwärts und die Wolken zogen.

Am Fuße einer schwarzen vom Gletscherwasser befeuchteten Felswand rieselten die geräuschlos sich herunterziehenden Silberfäden in das Becken eines kleinen See's zusammen. Gigantische, seltsam geformte Felsblöcke umfaßten das reinliche, bis auf den Grund durchsichtige Wasser. Nur an dem einen flachern Ende, wo es,

thalwärts abfließend, sich in einem Stücke saftig grünen Rasens verlor, war sein Spiegel von der Höhe des Saumpfades aus sichtbar. An dieser grünen Stelle erschien jetzt und verschwand wieder der braune Kopf einer grasenden Stute und nach einer Weise weideten zwei Pferde behaglich auf dem Rasenflecke und ein drittes schlürfte die kalte Fluth.

Endlich tauchte ein Wanderer auf. Aus der westlichen Thalschlucht heransteigend, folgte er den Windungen des Saumpfades und näherte sich der Paßhöhe. Ein Bergbewohner, ein wettergebräunter Gesell war es nicht. Er trug städtische Tracht, und was er auf sein Felleisen geschnallt hatte schien ein leichter Rathsmegen und ein Rathsherrenmäntelchen zu sein. Dennoch schritt er jugendlich elastisch bergan und schaute sich mit schnellen klugen Blicken in der ihm fremdartigen Bergwelt um.

Jetzt erreichte er die zwei römischen Säulen. Hier entledigte er sich seines Ränzchens, lehnte es an den Fuß der einen Säule, wischte sich den Schweiß mit seinem saubern Taschentuche vom Angesicht und entdeckte nun in der Höhlung der andern den kleinen Wasserbehälter. Darin erfrischte er sich Stirn und Hände, dann trat er einen Schritt zurück und betrachtete mit ehrfurchtsvoller Neugier sein antikes Waschbecken. Schnell bedacht zog er eine lederne Brieftasche hervor und be-

gann eifrig die beiden ehrwürdigen Trümmer auf ein weißes Blatt zu zeichnen. Nach einer Weile betrachtete er seiner Hände Werk mit Befriedigung, legte das aufgeschlagene Büchlein sorgfältig auf sein Felleisen, griff nach seinem Stocke, woran die Zeichen verschiedener Maße eingekerbt waren, ließ sich auf ein Knie nieder und nahm mit Genauigkeit das Maß der merkwürdigen Säulen.

„Fünfthalb Fuß hoch," sagte er vor sich hin.

„Was treibt Ihr da? Spionage?" ertönte neben ihm eine gewaltige Baßstimme.

Jäh sprang der in seiner stillen Beschäftigung Gestörte empor und stand vor einem Graubarte in grober Diensttracht, der seine blitzenden Augen feindselig auf ihn richtete.

Unerschrocken stellte sich der junge Reisende dem wie aus dem Boden Gestiegenen mit vorgesetztem Fuße entgegen und begann, die Hand in die Seite stemmend, in fließender, gewandter Rede:

„Wer seid denn Ihr, der sich herausnimmt, meine gelehrte Forschung anzufechten auf Bündnerboden, id eat in einem Lande, das mit meiner Stadt und Republik Zürich durch wiederholte, feierlichst beschworene Bündnisse befreundet ist? Ich weise Euern beleidigenden Verdacht mit Verachtung zurück. Wollt Ihr mir den

Weg verlegen?“ fuhr er fort, als der Andere, halb verblüfft, halb drohend, wie eingewurzelt stehen blieb. „Sind wir im finstern Mittelalter oder zu Anfang unseres gebildeten siebzehnten Jahrhunderts? Wißt Ihr, wer vor Euch steht? ... So erfahrt es: der Amtsschreiber Heinrich Waser, Civis turicensis.“

„Narrenpossen!“ stieß der alte Bündner zwischen den Zähnen hervor.

„Laß ab von dem Herrn, Lucas!“ ertönte jetzt ein gebieterischer Ruf hinter den Felstrümmern rechts vom Wege hervor und der Zürcher, der unwillkürlich dem Klange der Stimme seewärts sich zuwandte, gewahrte nach wenigen Schritten den mittäglichen Ruheplatz einer reisenden Gesellschaft.

Neben einem aus dunkeln Augen blickenden, kaum dem Kindesalter entwachsenen Mädchen, das im Schatten eines Felsens auf hingebreiteten Teppichen saß und ausruhte, stand ein stattlicher Kavalier, denn das war er nach seiner ganzen Erscheinung trotz des schlichten Reisegewandes und der schmucklosen Waffen. Am Rande des See's grasten die des Sattels und Zaumes entledigten Rosse der drei Reisenden.

Der Zürcher ging, die Gruppe scharf ins Auge fassend, mit immer gewissern Schritten auf den bärti-

nerischen Herrn zu, während ein muthwilliges Lachen die Züge des blassen Mädchens plötzlich erhellte.

Jetzt zog der junge Mann gravitätisch den Hut, verneigte sich tief und begann:

„Euer Diener, Herr Pomp....“ hier unterbrach er sich selbst, als stiege der Gedanke in ihm auf, daß der Angeredete seinen Namen auf diesem Boden vielleicht zu verheimlichen wünsche.

„Der Eurige, Herr Waser,“ versetzte der Kavalier. „Scheut Euch nicht, den Namen Pompejus Planta zwischen diesen Bergen herzhaft auszusprechen. Ihr habt wohl vernommen, daß ich auf Lebenszeit aus Bünden verbannt, daß ich vogelfrei und vervehmt bin, daß auf meine lebende Person tausend Florin und auf meinen Kopf fünfhundert gesetzt sind und was dessen mehr ist. Ich habe den Wisch zerrissen, den das Thusnerprädilantengericht mir zuzuschicken sich erfrecht hat. Ihr, Heinrich, das weiß ich, habt nicht Lust, den Preis zu verdienen! Setzt Euch zu uns und leert diesen Becher.“ Damit bot er ihm eine bis zum Rande mit dunklem Veltliner gefüllte Trinkschale.

Nachdem der Zürcher einen Augenblick schweigend in das rothe Naß geschaut, that er Bescheid mit dem wohlüberlegten Trinkspruche: „Auf den Triumph des Rechts, auf eine billige Versöhnung der Parteien in

altfrei Rhätia, — voraus aber auf Euer Wohlergehen, Herr Pompejus, und auf Eure baldige ehrenvolle Wiedereinsetzung in alle Eure Würden und Rechte!"

„Habt Dank! Und vor Allem auf den Untergang der ruchlosen Pöbelherrschaft, die jetzt unser Land mit Blut und Schande bedeckt!"

„Erlaubt," bemerkte der Andere vorsichtig, „daß ich als Neutraler mein Urtheil über die verwickelten Bündnerdinge einigermaßen zurückhalte. Die vorgefallenen Formverletzungen und Unregelmäßigkeiten freilich sind höchlich zu beklagen und ich nehme keinen Anstand, sie auch meinerseits zu verdammen."

„Formverletzung! Unregelmäßigkeit!" brauste Herr Pompejus zornig auf, „das sind gar schwächliche Ausdrücke für Aufruhr, Plünderung, Brandschatzung und Justizmord! Daß ein Pöbelhaufe mir die Burg umzingelt oder eine Scheuer in Brand steckt, davon will ich noch nicht viel Aufhebens machen. Man hat mich ihnen als Landesverräther vorgemalt und sie so gegen mich verhetzt, daß ich ihnen einen bösen Streich nicht verarge. Aber daß diese Hungerleider von Prädikanten einen Gerichtshof aus der Hefe des Volks zusammenlesen, mit der Folter hantiren und mit Zeugen, die verlogener sind als die falschen Zeugen in der Passion

unſers Heilands — das iſt ein Greuel vor Gott und Menſchen."

„An den Galgen alle Prädikanten!" erſcholl hinter ihnen der Baß des die Pferde zum Aufbruche rüſtenden alten Knechts.

„So ſeid ihr aber, ihr Zürcher," fuhr Planta fort, „daheim führt ihr ein verſtändiges züchtiges Regiment und bekreuzt euch vor Neuerung und Umſturz. Thäte ſich bei euch ein Burſche hervor wie unſer Prädikant Jenatſch, er ſäße bald hinter Schloß und Riegel im Wellenberg, oder ihr legtet ihm flugs den Kopf vor die Füße. Von ferne aber erſcheint euch der Unhold merkwürdig und eure Zünfte jauchzen ſeinen Freveln Beifall zu. Euer neugieriger und unruhiger Geiſt ergötzt ſich daran, wenn die Flammen des Aufruhrs hell aufſchlagen, ſo lange ſie euern eigenen Firſt nicht bedrohen."

„Erlaubt —" wiederholte Herr Waſer.

„Laſſen wir das," ſchnitt ihm der Bündner das Wort ab. „Ich will mir nicht das Blut vergiften. Bin ich doch nicht hier als das Haupt meiner Partei, ſondern um eine einfache Vaterpflicht zu erfüllen. Lucretia, mein Töchterchen, — ſie iſt Euch ja nicht unbekannt, — kommt aus dem Kloſter Cazis, wohin ich ſie zu den frommen Frauen geflüchtet hatte, als der Sturm gegen mich losbrach, und ich führe ſie nun auf

einsamen Pfaden in ein italiänisches Kloster, wo sie sich in den schönen Künsten üben soll. Und Ihr? Wohin geht Euer Weg?"

„Eine Ferienreise, Herr Pompejus, um den Aktenstaub abzuschütteln und die rhätische Flora kennen zu lernen. Seit unser Landsmann Conrad Geßner die Wissenschaft der Botanik begründet hat, treiben wir sie eifrig an unserm Carolinum. Ueberdieß schuldet mir das Schicksal eine geringe Schadloshaltung für ein gescheitertes Reiseprojekt. Ich sollte nämlich," fuhr er etwas schüchtern, aber nicht ohne geheime Eitelkeit fort, „nach Prag an den Hof seiner böhmischen Majestät gehen, wo mir durch besondere Gunst eine Pagenstelle zugesichert war."

„Ihr thatet klug daran, es bleiben zu lassen," höhnte Herr Pompejus. „Dieser klägliche König wird in Kurzem ein Ende nehmen mit Schrecken und Schande. Und jetzt," fuhr er lauernd fort, „wenn Ihr mit der rhätischen Flora vertraut seid, wollt Ihr nicht auch die des Veltlins studiren? So böte sich Euch Gelegenheit, bei Euerm Studienfreunde Jenatsch auf seiner Strafpfarre einzukehren."

„Angenommen es fügte sich so, ich hielte es für kein Verbrechen," versetzte der Zürcher, dem dies rück-

sichtslose Eindringen in seinen Reiseplan die Röthe der Entrüstung auf Stirn und Wangen trieb.

„Ein nichtswürdiger Bube!“ grollte Herr Pompejus.

„Mit Gunst, das ist ab irato gesprochen, Herr. Wohl mögt Ihr Euch mit Recht über meinen Schulgenossen zu beklagen haben. Ich verzichte darauf, ihn Euch gegenüber und in dieser Stunde zu vertheidigen. — Erlaubt mir lieber, Euch um geneigten Aufschluß zu bitten über jene merkwürdigen Säulen dort. Sind sie römischen Ursprungs? Ihr müßt das wissen, ist doch Euer hochberühmtes Geschlecht seit Kaiser Trajan in diesen Bergen heimisch.“

„Darüber,“ antwortete Planta, wird Euch Euer gelehrter Freund, der Blutpfarrer, Auskunft geben. — Du bist bereit, Lucretia?“ rief er dem Fräulein zu, das, als das Gespräch sich zu erhitzen begann, mit bekümmerter Miene still nach dem Saumpfad hinauf sich entfernt und bei den Säulen verweilt hatte, wo ihr jetzt eben Lucas eines der wieder gezäumten Pferde vorführte.

„Gehabt Euch wohl, Herr Waser!“ grüßte Planta, sich rasch in den Sattel des zweiten schwingend. „Ich kann Euch nicht einladen, auf Euerm Heimwege bei mir im Domleschg einzusprechen, wie ich es unter andern Umständen gerne gethan hätte. Die schuftigen Hände,

die jetzt unser Staatsruder führen, haben mir, wie Ihr wißt, mein festes Haus Riedberg zugeriegelt und das durch sie entehrte Bündnerwappen auf mein Thor geklebt."

Waser verbeugte sich und schaute eine Weile nachdenklich dem über die Hochebene davon trabenden Reisezuge nach. Dann bückte er sich nach seinem aufgeblättert am Wege liegenden Taschenbuche und warf, bevor er es schloß, noch einen Blick auf seine Zeichnung. Was war das? Mitten zwischen die zwei flüchtig entworfenen Säulen hatte eine kindlich ungeübte Hand große Buchstaben hineingeschrieben. Deutlich stand es zu lesen: **Giorgio, guardati.**

Kopfschüttelnd preßte er das Büchlein mit dem eingesteckten Stifte zusammen und versenkte es in die Tiefe seiner Tasche.

Unterdessen hatten die Wolken sich gemehrt und verdüsterten den Himmel. Waser setzte seinen Weg durch die sonnenlose Felsenlandschaft mit beschleunigten Schritten fort. Noch heftete sein lebhaftes Auge sich zuweilen auf die großen dunkeln, jetzt unheimlich grotesken Felsmassen, aber es bestrebte sich nicht mehr, wie am Morgen, mit rastloser Neugierde diese ungewohnten seltsamen Formen sich einzuprägen. Es schaute nach innen und suchte mit Hilfe alter Erinnerungen das Verständniß

des eben Vorgegangenen sich aufzuschließen. Offenbar konnten die warnenden Worte nur von der jungen Lucretia geschrieben sein; sie mußte, als die Rede auf Zenatsch kam, des Wanderers Absicht, den Jugendfreund aufzusuchen, durchschaut haben. Offenbar hatte sie sich weggestohlen in der Angst ihres Herzens, um dem jungen Pfarrer im Veltlin ein mahnendes Zeichen naher Gefahr zu geben. Offenbar zählte sie darauf, das Taschenbuch werde ihm zu Gesicht kommen.

Von dem eben Erlebten spannen sich Waser's Gedanken an fliegenden Fäden in seine Knabenzeit zurück. Auf dem düstern Hintergrunde des Julier malte seine Seele ein farbenlustiges Bild, in dessen Mitte wiederum Herr Pompejus mit seinem Töchterlein Lucretia stand.

Zweites Kapitel.

Waser saß sich in der dunkeln Schulstube des neben dem großen Münster gelegenen Hauses zum Loch im Jahre des Heils 1615 auf der vordersten Bank sitzen. Es war ein schwüler Sommertag und der würdige Magister Semmler erklärte seiner jungen Zuhörerschaft einen Vers der Ilias, der mit dem hellklingenden Daktylus magádi schloß. „Magás," erläuterte er, „heißt die Drommete und ist ein den Naturlaut nachahmendes Klangwort. Glaubt Ihr nicht den durchdringenden Schall der Drommete im Lager der Achaier zu vernehmen, wenn ich das Wort ausrufe?" Er hemmte seinen Schritt vor der großen Wandkarte des griechischen Archipelagus und rief mit hellkrähender Stimme: Magádi!

Diese Kraftanstrengung wurde durch ein schallendes Gelächter belohnt, das der Magister mit Genugthuung vernahm, ohne den Hohn zu bemerken, der im Beifalle seiner belustigten Schüler mitklang. War es ihm doch

verborgen geblieben, daß ihm diese alljährlich wiederholte effektvolle Scene schon längst den kriegsmäßigen Spitznamen Magaddi zugezogen hatte, der sich im Wechsel der nachrückenden Geschlechter von Klasse auf Klasse vererbte.

Heinrich Wasers Aufmerksamkeit aber wurde seit einigen Minuten von einem andern Gegenstande gefesselt. Er saß der morschen Eichenthüre gegenüber, an welcher sich in längern Zwischenräumen ein zweimaliges, dreimaliges Klopfen hatte vernehmen lassen und die sich dann leise, leise aufthat. Durch die Spalte wurden zwei spähende Kinderaugen sichtbar. Als der Drommetenstoß erscholl, mochte der kleine Besuch das tönende Wort für die in einer fremden Sprache an ihn ergehende Aufforderung zum Eintritte nehmen. Es öffnete sich geräuschlos die Thür und über die hohe Schwelle trat ein vielleicht zehnjähriges Mädchen mit dunkeln Augen und trotzig scheuer Miene. Ein Körbchen in der Hand näherte sie sich ohne Zögern dem würdigen Semmler, verneigte sich vor ihm mit Anstand und sprach: „Mit Eurer Erlaubniß, Signor Maëstro.“ Dann schritt sie auf Jürg Jenatsch zu, den sie auf den ersten Blick in der Schülerschaar entdeckt hatte.

Dieser saß, eine fremdartige Erscheinung, unter seinen fünfzehnjährigen Altersgenossen, die er um Haupteslänge

höhe überragte. Seinem braunen Antlitz gaben die düstern Brauen und der keimende Bart einen fast männlichen Ausdruck und seine kräftigen Handgelenke ragten weit vor aus den engen Aermeln des dürftigen Wamses, dem er längst entwachsen war. Beim Eintreten der Kleinen überflog eine dunkle Schamröthe seine breit ausgeprägte Stirn. Er behielt eine ernste Haltung, aber seine Augen lachten.

Jetzt stand das Mädchen vor ihm, umschlang den Sitzenden mit beiden Armen und küßte ihn herzlich auf den Mund. „Ich habe gehört, daß Du hungerst, Jürg," sagte sie, „und bringe Dir etwas . . . Von unserm gedörrten Fleische, das Du so gerne issest!" fügte sie heimlich hinzu.

Ein unermeßliches Gelächter durchdröhnte die Schulstube, das Semmlers gebieterisch erhobene Rechte lange nicht beschwichtigen konnte. Die Augen des Mädchens blickten befremdet und überquollen dann von schweren Thränen des Unmuths und der Scham, während sie Jenatsch fest bei der Hand faßte, als fände sie bei ihm allein Schutz und Hilfe.

Jetzt endlich brach sich die strafende Stimme des Magisters Bahn: „Was ist da zu lachen, ihr Esel? — Ein naiver Zug, sag' ich euch! Kein griechisch! euer Gebahren ist eben so einfältig, als wenn ihr

euch beigehen laßt über die unvergleichliche Figur des göttlichen Sauhirten oder die Wäsche des Königstöchterleins Nausikaa zu lachen, was eben so unziemlich als absurd ist, wie ich euch schon eines Oeftern bewiesen habe. — — Du bist eine Bündnerin? Wem gehörst Du, Kind?" wandte er sich jetzt mit väterlichem Wohlwollen zu der Kleinen, „und wer brachte Dich hierher? Denn," setzte er, seinen geliebten Homer parodirend, hinzu, „nicht kamst Du zu Fuß, wie es scheint, nach Zürich gewandelt."

„Mein Vater heißt Pompejus Planta," antwortete die Kleine und erzählte dann ruhig weiter: „Ich kam mit ihm nach Rapperswyl und als ich den schönen blauen See sah und hörte, daß am andern Ende die Stadt Zürich sei, so machte ich mich auf den Weg. In einem Dorfe sah ich zwei Schiffer zur Abfahrt rüsten und da ich sehr müde war, nahmen sie mich mit."

Pompejus Planta, der Vielgenannte, der angesehenste Mann in Bünden, das allmächtige Parteihaupt! Dieser Name machte auf Herrn Semmler einen überwältigenden Eindruck. Sogleich schloß er die Schulstunde und führte die kleine Bündnerin unter sein gastliches Dach, gefolgt von dem jungen Waser, der bei dem Magister, seinem mütterlichen Ohm, an diesem Wochentage das Mittagsmahl einzunehmen pflegte.

Als sie die steile Römergasse hinunter schritten, kam ihnen gestiefelt und gespornt ein stark gebauter imponirender Herr entgegen.

„Hab' ich Dich endlich, Lucrezchen!“ sagte er, das Kind auf den Arm nehmend und heftig küssend. „Was fiel Dir ein, mir zu entspringen, Kröte!“

Dann, ohne eine Antwort zu erwarten und ohne das Mädchen aus den Armen zu lassen, wandte er sich mit einer nur leichten Verbeugung, aber nicht ohne Anmuth gegen Semmler und sagte in fließendem, doch etwas fremdartig ausgesprochenem Deutsch: „Ihr habt seltsamen Besuch in Eurer Schule erhalten, Herr Professor! Verzeiht die Störung Eures gelehrten Vortrags durch meinen Wildfang.“

Semmler betheuerte, daß es ihm zur besondern Freude und Ehre gereiche, das junge Fräulein und durch sie den edeln Herrn Vater kennen gelernt zu haben. „Thut mir die Ehre an, hochmögender Herr,“ schloß er, „eine bescheidene Mittagssuppe mit mir und meiner lieben Ehefrau zu theilen.“

Der Freiherr willigte ein, ohne sich bitten zu lassen und erzählte unterwegs, wie er Lucretia's Verschwinden spät bemerkt, dann aber gleich sich aufs Pferd geworfen und die Reisende mit Leichtigkeit von Spur zu Spur verfolgt habe. Er erzählte weiter, er besitze in Rappers-

wol ein Haus, das er sich auf alle Fälle hin erworben, da es in Bünden wie draußen im Reich nicht mehr ganz geheuer sei. Lucretia habe ihn dahin begleiten dürfen. Wie er dann von Semmler erfuhr, was das Kind nach Zürich getrieben, brach er in ein schallendes Gelächter aus, das aber nicht heiter klang.

Als nach beendigtem Mahle die Herren beim Weine saßen, während die Frau Magisterin sich mit Lucretia beschäftigte, erkundigte sich Planta, vom Gespräch abspringend, plötzlich nach dem jungen Jenatsch. Semmler lobte seine Begabung und seinen Fleiß und Waser wurde abgeschickt, ihn aus dem Hause des ehrsamen Schuhmachers, wo er sich in Kost gegeben hatte, abzuholen. Nach wenigen Augenblicken trat Georg Jenatsch in die Stube.

„Wie geht es, Jürg?“ rief der Freiherr dem Knaben gütig entgegen, und dieser antwortete bescheiden und doch mit einer gewissen stolzen Zurückhaltung, daß er sein Mögliches thue. Der Freiherr versprach, ihn bei seinem Vater zu rühmen und wollte ihn mit einem Wink verabschieden; aber der Knabe blieb stehen. „Gestattet mir ein Wort, Herr Pompejus!“ sagte er leicht erröthend; „Die kleine Lucretia ist um meinetwillen wie eine Pilgerin im Staube der Landstraße gegangen. Sie hat meiner nicht vergessen und mir aus der Heimath

eine Gabe gebracht, die sie mir freilich besser nicht gerade vor meinen Kameraden überreicht hätte. Doch bin ich ihr dafür dankbar und möchte ihr schon um meiner Ehre willen ein Gegengeschenk anbieten.“ Damit enthüllte er aus einem Tüchlein einen kleinen, inwendig vergoldeten Silberbecher von schlichtester Form.

„Ist der Junge toll!“ fuhr der Freiherr auf. Dann aber mäßigte er sich sogleich. „Was denkst Du, Jürg!“ fuhr er fort, „Kommt der Becher von Deinem Vater? ... Ich wußte nicht, daß er über Gold und Silber gebiete. Oder erwarbst Du ihn selbst im Schweiße Deines Angesichts mit einer Schreiberarbeit? So oder so darfst Du ihn nicht wegschenken. Es geht Dir knapp genug und er hat Geldeswerth.“

„Ich darf darüber verfügen,“ antwortete der Knabe selbstbewußt, „denn ich habe ihn mit dem Einsatze meines Lebens gewonnen.“

„Ja, das hat er, Herr Pompejus!“ ließ sich jetzt der lebhafte Waser mit Begeisterung vernehmen, „der Becher kommt von mir. Er ist das Zeichen meiner Dankbarkeit dafür, daß Jürg mich beim Baden aus den Wirbeln der reißenden Sihl, die mich hinunterzogen, mit eigener Lebensgefahr gerettet hat. Und Jenatsch und ich und Fräulein Lucretia, wir wollen Alle daraus auf Euer Wohl trinken.“ Sprach's und füllte trotz

eines seine unerhörte Kühnheit mißbilligenden Blickes, den ihm sein Ohm zuwarf, das Becherlein mit duftendem Nestenbacher aus dem geblümten Deckelkruge.

Jürg Jenatsch ergriff den Becher und suchte mit den Augen Lucretia. Sie hatte dem Vorgange mit brennender Aufmerksamkeit gefolgt. Jetzt machte sie sich von der Magisterin los und stellte sich ernsthaft zu der Gruppe. Jürg kostete den Wein und reichte ihn mit dem Spruche: „Auf Dein Wohl, Lucretia, und auf das Deines Vaters!“ dem schweigenden Kinde, das langsam von dem Tranke schlürfte, als beginge es eine feierliche Handlung. Dann gab es den Becher seinem Vater und dieser leerte ihn aus Verdruß mit einem Zuge.

„Mag es denn sein, Du thörichter Junge!“ sagte Planta, „aber jetzt mach' daß Du fort kommst. Auch wir werden bald aufbrechen.“

Jenatsch schied und Lucretia wurde von der Magisterin zu den Stachelbeersträuchern in den kleinen Hausgarten geführt, um sich, wie die kinderfreundliche Frau sagte, ihren Nachtisch selbst zu holen. Während die Herren, diesmal in italienischer Sprache sich unterhaltend, noch einmal zum Becher griffen, setzte sich Waser still in eine Fensternische mit einem Orbis pictus,

in den er angelegentlich vertieft schien. Der Schlaue war des Italienischen nicht unkundig, er hatte es mit Jenatsch halb spielend getrieben und ließ, mit scharfem Ohre lauschend, sich kein Wort des interessanten Gespräches entgehen.

„Ich werde dem Jungen den Kinderbecher zehnfach ersetzen," begann Planta. „Kein übler Bursche, wenn er nicht so hoffährtigen und verschlossenen Gemüthes wäre. Hochmuth kleidet schlecht, wo das Brot im Hause mangelt. Sein Vater, der Pfarrer von Scharans, ist ein grundbraver Mann und spricht als mein Nachbar häufig bei mir ein. Früher häufiger als jetzt. Ihr könnt Euch nicht vorstellen, Herr Magister, welch ein schlimmer Geist in unsere Prädikanten gefahren ist. Sie donnern von den Kanzeln gegen den spanischen Kriegsdienst und predigen Gleichberechtigung des Letzten mit dem Ersten zu allen Aemtern im Lande, auch zu den wichtigsten, was bei den gefährlichen politischen Conjuncturen, welche die umsichtigste Führung unsers Staatsschiffleins erfordern, nothwendig zum Verderben des Landes ausschlagen muß. Von der unsinnigen protestantischen Propaganda, mit der sie unsere katholischen Unterthanen im Veltlin quälen, will ich nicht reden. Ich bin wieder katholisch geworden, Herr, obgleich ich von reformirten Eltern stamme. Warum? Weil im

Protestantismus ein Princip des Aufruhrs auch gegen die politische Autorität liegt."

„Stellt Eure Pfarrer besser," warf Semmler behaglich lächelnd ein, „und sie werden als zufriedene und angesehene Leute dem Unterthan von der nothwendigen Ungleichheit der menschlichen Verhältnisse den richtigen Begriff zu geben wissen."

Planta lachte etwas höhnisch über diese der bündnerischen Opferwilligkeit gemachte Zumuthung. „Um auf den Jungen zurückzukommen," sagte er dann, „so gehört er auf einen Kriegsgaul, nicht hinter das Kanzelbret, und würde dort weniger Unheil stiften. Ich hab' es dem Alten oft gesagt: Gebt den Burschen mir, es ist Schade um ihn! Aber der besegnete sich vor dem spanischen Kriegsdienste, wohin ich den hübschen Jungen empfehlen wollte."

Semmler nippte bedächtig seinen Wein und schwieg. Er schien den Widerwillen des Scharanserpfarrers gegen die seinem Sohne geöffnete Laufbahn nicht zu mißbilligen.

„Ein Weltkrieg steht bevor," fuhr Planta leidenschaftlicher fort, „und wer weiß, wie weit es ein so verwegenes Blut bringen könnte! Tollkühn ist der Bursche über alles Maß. Da muß ich Euch doch etwas erzählen, Herr Magister! Im Sommer vor etlichen

Jahren — der Junge war noch zu Hause — trieb er sich täglich mit meinem Brudersſohne Rudolf und mit Lucretia auf dem Riedberg herum. Da kommt einmal Lucretia, als ich durch den Garten gehe, im Sturm mit freudeblitzenden Augen auf mich zugelaufen. „Sieh, sieh, Vater!“ ruft ſie athemlos und deutet in die Höhe zu den Schwalbenneſtern meines Schloßthurmes. Was erblick' ich dort, Herr Magiſter! Rathet einmal ... Den Jürg, der rittlings auf dem äußerſten Ende eines weit aus der Dachluke ragenden und ſich auf und nieder wiegenden Brettes ſitzt. Und der Schlingel ſchwingt noch den Filz und begrüßt uns mit Jubelgeſchrei! Der Andere mochte drinnen auf dem ſicheren Ende der improviſirten Schaukel hocken, und da Rudolf — ich ſag' es ungern — ein tückiſcher Junge iſt, graute mir vor dem Wagſtück. Ich erhob drohend die Hand und eilte hinauf. Als ich ankam, war Alles wieder an Ort und Stelle. Ich faßte Jürg am Kragen, ihm ſeine Frechheit vorhaltend; er antwortete aber ruhig, Rudolf hätte gemeint, er würde ſich deſſen nicht getrauen und das hätte er nicht dürfen auf ſich ſitzen laſſen.“

Semmler, deſſen Hände bei dieſer Geſchichte ängſtlich nach den Armlehnen ſeines Stuhls gegriffen hatten, erlaubte ſich nun das in ihm aufſteigende Bedenken auszuſprechen, ob der Umgang Lucretias mit ſo wilden

Jungen, vornehmlich mit dem durch eine unübersteigliche, mit der Zeit immer größer werdende Kluft von ihr getrennten Jenatsch, nicht die weibliche Zartheit und adelich feine Sitte des kleinen Fräuleins gefährden könnte.

„Flausen!“ rief der Freiherr. „Ihr dürft Euch darüber keine Gedanken machen, daß das Kind dem Jungen nach Zürich nachgelaufen ist. Daran ist niemand als der Rudolf Schuld. Er tyrannisirt das Mädchen und ängstigt es damit, daß er es seine kleine Braut nennt. — Er mag wohl derartiges von seinem Vater gehört haben, meinem Bruder wär' es nicht unwillkommen, denn ich bin der Reichere; — aber das liegt in weitem Felde. Kurz, sie hat den stärkern Jürg, den der Andere fürchtet, zu ihrem Beschützer gemacht. — Natürlich Kindereien. — Lucretia kommt nächstens zu adelicher Erziehung ins Kloster und hinter den Mauern wird sie mir sittsam genug werden, denn sie ist nachdenklichen Gemüths. — Was übrigens Eure unübersteiglichen Klüfte betrifft, so meinen wir in Bünden, auch wenn wir es nicht sagen: Das ist Vorurtheil. Ehre, Macht und Besitz, versteht sich von selbst, muß haben wer um eine Planta werben will. Ob es aus Jahrhunderten stamme oder gestern errafft sei, darnach fragen wir zuletzt.“

Hier verjagte der sausende Sturm die vor dem Blicke des jungen Wanderers gaukelnden Bilder seiner Knabenzeit. Waser war wieder um fünf Jahre älter und schritt rüstig auf dem einsamen Saumpfade des Julier abwärts. Und auf rauhe Weise wurde er in die Gegenwart zurückgeholt. Ein aus der Thalöffnung des Engadins aufbrausender Windstoß riß ihm den Hut vom Kopfe, den er mit einem verzweifelten Seitensprunge gerade noch erhaschte, ehe der zweite die leichte Beute dem in der Tiefe strudelnden Wildbache zuwarf.

Drittes Kapitel.

Waser drückte seinen Filz tiefer in die Stirn, schnallte sein Ränzchen fester, und sprang, am jetzt steil werdenden Abhange die weiten Windungen des Saumpfades kürzend, eilig abwärts. Erst überschritt er die Wurzeln blitzgeschwärzter, seltsam verdrehter Arvbäume und die harten Rinnen ausgetrockneter Wildbäche, dann trat er weichen Rasen und plötzlich lag das sammetgrüne Engadin geöffnet ihm zu Füßen mit seinen am blitzenden Inn wie ein Geschmeide aufgereihten Bergseen. Aber es war ein letzter Sonnenstrahl zwischen Wolken, der es erhellte und thalabwärts in lichter Ferne über dem See und den Weiden von St. Moritz regenbogenfarbig spielte.

Dem Niedersteigenden gegenüber ragte eine kahle dunkle Pyramide empor und daneben thalaufwärts ein eben so hoher mit grünschimmernden Gletschern be-

hangener Grat. Hinter dem Joche, das sie verband, braute sich das Gewitter und drängte seine leise donnernden Wolken durch die Lücke, in der noch zuweilen grell ein entfernteres Schneehaupt auftauchte.

Zur Rechten des Wanderers maskirten die Berge der andern Thalwand jene steile Felstreppe, die fast plötzlich durch ein tief eingeschnittenes Thal aus der leichten Bergluft in die Hitze Italiens hinunterführt. Dort hinter der Maloja quollen, vom Südwinde heraufgejagt, die schwülen Dünste wie ein Nebelrauch hervor über die feuchten Wiesen von Baselgia Maria, dessen weiße Thürme hinter einem Regenschleier kaum noch sichtbar waren.

Jetzt erreichte der Saumpfad das erste Engadinerdorf, eine Gasse fester Häuser, die mit ihren Strebepfeilern und vergitterten Fensterluken kleinen Festungen glichen. Aber der junge Zürcher klopfte an keine der schweren Holzthüren, sondern beschloß trotz der Dämmerstunde auf der Thalstraße längs der Seen rüstig südwärts zu schreiten. Sein Vorsatz war, im Hospiz der Maloja zu nächtigen, um in der Frühe des nächsten Tages über den Murettopaß nach dem Veltlin aufzubrechen; denn — Herr Pompejus hatte es errathen — es verlangte ihn, und jetzt mehr als je, seinen Schulfreund Jenatsch zu umarmen.

Zwiſchen dieſen hohen Bergen war es früh Abend und kühl geworden und der Weg dehnte ſich endlos neben den am Geſtade plätſchernden Wellen. Ein feiner froſtiger Nebelregen verhüllte die Gegend und durchdrang nach und nach die Kleider des in gleichmäßigem Schritte vorwärts Eilenden. Eine Schläfrigkeit, wie er ſie während der Hitze des Tages nicht gefühlt, fiel auf ſeine Sinne und Gedanken wie eine leichte Erſtarrung. Einmal an einer Stelle, wo der Inn mit raſchen Wellen in engem Bette an ihm vorüberſchoß und auf dem andern Ufer der ſtumpfe Thurm eines ſchwerfälligen Kirchleins erſchien, glaubte er Pferdegetrappel zu vernehmen. Ueber die Holzbrücke zu ſeiner Linken flog ein Reiter, der, nach der Maloja ſchwenkend, vor ihm her jagte und im Abenddunkel verſchwand. War dieſe in einen Mantel gehüllte Geſtalt nicht Herr Pompejus geweſen? Nein, es war ein einzelner ſcheuer Nachtfahrer, und der Freiherr geleitete und beſchützte ja ſein Töchterlein, für das er gewiß die ſichere Gaſtfreundſchaft ſeiner Sippe in einem der vornehmen Engadinerdörfer angeſprochen hatte.

Endlich, endlich war der letzte See umſchritten, trat der letzte Felsvorſprung zurück. Durch den Nebel ſchimmernder Feuerſchein und Hundegebell verkündeten die Nähe eines Hauſes, das nur die Paßherberge ſein

konnte. Waser gewahrte, der dunkeln Steinmasse zuschreitend, mit Befriedigung, daß die Pforte der Hofmauer geöffnet war, und sah den Wirth, einen hagern knochigen Italiäner, die tobenden Hunde an die Kette legen, wozu ihm der Stalljunge mit einer Pechfackel leuchtete. Das versprach einen gastlichen Empfang. Jetzt ergriff der Wirth die Fackel und hielt sie dem anlangenden Wanderer vors Gesicht.

„Was verlangt der Herr? Womit kann ich dienen?“ fragte er, in unangenehmer Ueberraschung einen leisen Fluch, die Aeußerung seines ersten Gefühls, unterdrückend.

„Welche Frage?“ antwortete Waser in fröhlichem Tone, „Platz an der Feuerstelle, um mich zu trocknen, Abendbrot und Nachtlager.“

„Thut mir leid, Herr, — unmöglich!“ versetzte der Wirth mit einer sein Bedauern und zugleich seine Unerschütterlichkeit höchst lebhaft ausdrückenden Geberde, „das Haus ist besetzt.“

„Was, besetzt? Ihr schient ja noch Gäste zu erwarten? Ein Obdach, wie immer beschaffen, könnt Ihr einem Reisenden in dieser Oede und in solcher frostigen Regennacht nicht unchristlich verweigern!“

Der Italiäner reckte die Hand aus, gegen Süden weisend, wo der Nebel dünner war und jenseits der

Wetterscheide der Maloja über zerrissenen Bergzacken die Mondscheibe durchschimmerte. „Von vorther kommt es besser," sagte er und holte aus dem Hause einen vollen Becher Wein. „Stärkt Euch damit! Ihr kehrt am Klügsten nach Baselgia zurück. Ich wünsche Euch eine gesegnete Nacht."

Der Trank leuchtete beim Fackelscheine im Glase wie feuriger Rubin. Begierig langte Waser nach dem rothen Gefunkel und erquickte sich ohne weitere Gegenvorstellung. Der Wirth drängte ihn höflich und ohne Bezahlung zu verlangen durch die Hofpforte und schob den Riegel.

Der junge Zürcher gab das Spiel noch nicht verloren. Statt einen langweiligen Rückzug auf dem eben durcheilten Wege anzutreten, stieg er, seine Lage bedenkend, den wenige Schritte entfernten Vorsprung hinan, der wie eine Warte hinausragt über das hier mit steilem Abfalle beginnende Bregagliathal, jetzt ein brodelnder Nebelkessel, aus dem mondbeglänzt die Spitzen der zu höchst am Rande stehenden Tannen auftauchten. Waser spreitete seinen kurzen Mantel aus, setzte sich darauf und lauschte.

Aus dem Stalle der Herberge erscholl von Zeit zu Zeit das Wiehern eines Pferdes, — sonst blieb Alles still. Das Brausen der Wildbäche aus der Tiefe war, vom

Nebel gedämpft, dem Ohre kaum vernehmbar ... Jetzt löste sich von dem fernen Rauschen ein leiser heller Ton ab, ein Geklingel, das nun verwehte — und nun nach einer Pause deutlicher emporstieg. Wieder verklang es und hub von Neuem wieder an, diesmal näher und lauter, als kröche es die Bergwand herauf, den Windungen eines Pfades folgend. — Lange horchte Waser wie im Traume diesem lieblich unheimlichen Bergwunder zu; jetzt aber schlug der Ton von Menschenstimmen an sein Ohr. Offenbar waren es Reiter oder Säumer, die ihre Thiere antrieben, und — sein Schluß war rasch gezogen — die vom Wirthe erwarteten Gäste.

Er legte sich flach auf die Erde, um nicht sichtbar zu werden. Er wollte wissen, wer ihn seines Nachtlagers beraube. Nach geraumer Zeit erreichten zwei Maulthiere die Höhe, zwei Reiter sprangen ab, offenbar Herr und Diener, bestürmten mit einigen harten Schlägen das sofort sich öffnende Thor und wurden vom Wirthe dienstefrig in das noch immer erleuchtete Haus geführt.

Unwille und Neugier stachelten den jungen Zürcher. Wie neubelebt sprang er auf und umschlich die geheimnißvolle Festung. Er erinnerte sich des Feuerscheins, der ihm bei der Ankunft entgegengeleuchtet und der nicht von der Hofseite gekommen sein konnte. Richtig, da

war an der Rückseite des Hauses das einzelne Seitenfenster mit seiner durch ein schweres Eisengitter flammenden Helle. Er schwang sich auf die Ruine eines an die Hausmauer gelehnten Ziegenstalles und es gelang ihm, in die Tiefe des rauchigen Gemaches zu blicken.

Da stand am lodernden Herdfeuer eine steinalte Frau mit einem grundehrlichen Gesichte und hielt eine Eisenpfanne in der Hand, worin Bergforellen im prasselnden Fette brieten. Ein bleicher Bursche, dessen krankhaft starre Züge in dem Schwalle des dunkeln verwirrten Lockenhaares fast verschwanden, schlief, in eine Schafhaut gewickelt, auf einer Steinbank im Hintergrunde.

Jetzt galt es klug sein. Waser, als angehender Diplomat, suchte erst lauschend sich die Situation klar zu machen und dann den Punkt zu finden, von welchem aus er sich derselben bemächtigen könnte. Der Zufall war ihm günstig. Der bleiche Schläfer begann mit einem ängstlichen Traume zu kämpfen; erst warf er sich ächzend hin und her, von einer Seite auf die andere, dann richtete er sich plötzlich mit geschlossenen Augen und einem Ausdrucke stumpfen Seelenleidens auf, ballte die Faust, als umschlösse sie eine Waffe, führte einen Stoß und stöhnte mit dumpfer Traumstimme: „Du wolltest es, Santissima!“

Jetzt setzte die Alte rasch ihre Pfanne weg, fasste den Träumer unsanft an der Schulter, rüttelte ihn und rief ihn an: „Erwache, Agostin! Ich will Dich nicht länger in meiner Küche. Das sind nicht die Träume des Erzvaters Jakob ... Dich plagt der Böse. Fort in's Heu! Und der Herr behüte Dich vor den Fallstricken der Hölle. —"

Die langlockige, schmale Gestalt erhob sich mit gesenktem Haupte und entfernte sich ohne Widerrede.

„Was Du für meinen Sohn, den Pfarrer Alexander in Arvenn, mitzunehmen hast, werd' ich Dir morgen in der Frühe, wenn Du hier Deinen Tragkorb holst, selber obenauf binden!" rief ihm die Alte nach und setzte dann kopfschüttelnd hinzu: „Eigentlich sollt' ich dem papistischen Querkopfe das theure Erbstück nicht anvertrauen!" ...

„Das könnt' ich Euch besser besorgen, gute Frau," sprach Waser mit Vertrauen erweckender Stimme zwischen den Eisenstäben hindurch ins Gemach hinein. „Ich gehe morgen über den Muretto ins Veltlin zu Pfarrer Jenatsch, dem Freunde und Nachbar Eures würdigen Sohnes, Herr Blasius Alexander, dessen Name mir wohl bekannt ist, denn er hat ein gutes Gerücht in protestantischen Landen. Wohlverstanden, wenn Ihr mir bis zur Frühe ein trockenes Schlafplätz-

chen anweisen könnt, denn der Wirth hat mich andrer Gäste wegen ausgeschlossen." —

Die Alte griff erstaunt aber unerschrocken nach ihrer Oellampe. Das Flämmchen mit der Hand gegen den Luftzug deckend, näherte sie sich der Fensteröffnung und beschaute sich den durch das Gitter redenden Kopf.

Als sie das heiter kluge junge Gesicht und die wohlanständige Halskrause erblickte, wurden ihre scharfen grauen Augen sehr freundlich und sie sagte: „Ihr seid wohl auch ein Prädikant?"

„Ein Stück davon!" antwortete Waser, der in seiner Heimat nicht leicht eine Unwahrheit sagte, aber auf diesem wilden unwirthlichen Boden den Umständen etwas einräumte. „Laßt mich ein, Mütterchen, das Weitere wird sich finden."

Die Alte nickte ihm zu, den Finger auf den Mund legend, und verschwand. Jetzt knarrte ein niedriges Pförtchen neben dem Ziegenstalle, Waser kletterte hinunter und wurde von der Alten, die seine Hand ergriff, über ein paar dunkle Stufen hinauf in die Küche gezogen.

„Ein warmes Kämmerchen findet sich wohl, — das meinige!" sagte sie, auf eine Leitertreppe neben dem Rauchfange deutend, die zu einer Fallthüre in der gemauerten Decke führte. „Ich habe die ganze Nacht am

Feuer zu thun, — die Herrschaften drüben setzen sich eben erst zu Tische. Haltet Euch droben still, Ihr seid dort sicher, und einen Diener am Wort werd' ich auch nicht verhungern lassen."

Damit reichte sie ihm die Ampel, er stieg ohne weitere Umstände die Leiter hinauf, hob mit der Rechten die Thüre und trat in ein nacktes kerkerähnliches Kämmerchen. Die Alte folgte ihm mit Brot und Wein, trat dann durch das Seitenpförtchen in der Wand in ein, wie es schien, weites luftiges Nebengemach und kehrte mit einem ansehnlichen Stück gedörrten Schinkens zurück. An der Wand über einem wenig einladenden Schragen hing ein großes, massiv mit Silber beschlagenes Pulverhorn.

„Das, Herr," sagte darauf deutend die Alte, „will ich meinem Sohne morgen schicken. Es ist das Erbe von seinem Ohm und Pathen, ein hundertjähriges Beutestück aus dem Müsserkriege."

Nach kurzer Zeit streckte sich Waser auf das Lager und versuchte zu schlafen, aber es gelang ihm nicht. Einen Augenblick war er eingedämmert, Traumgestalten bewegten sich vor seinen Augen, Jenatsch und Lucretia, Herr Magister Semmler und die Alte am Feuer, der Wirth zur Maloja und der grobe Lucas setzten sich zu einander in die seltsamsten Wechselbeziehungen. Plötz-

lich saßen sie alle auf einer Schulbank, Semmler hob als griechische Drommete merkwürdiger Weise das große Pulverhorn an den Mund, aus dem die unerhörtesten Klagetöne hervordrangen, beantwortet von einem aus allen Ecken schallenden teuflischen Gelächter.

Waser erwachte, hatte Mühe sich zu erinnern, wo er sich befinde, und war im Begriffe wieder einzuschlummern, da erschollen, wie er meinte von der Nebenkammer her, in lebhafter Zwiesprache ferne Männerstimmen. Was er jetzt hörte, war kein Traumgelächter.

War es die Aufregung der Reise, war es ein die heimlich aufsteigende Furcht bekämpfender rascher Entschluß, oder war es einfache Neugier, was den jungen Zürcher vom Lager trieb? Was immer, er stand schon an der Thür des anstoßenden Raumes, überzeugte sich, erst horchend, dann sachte öffnend, daß er leer sei, und nun durchschritt er auf leisen Zehen die ganze Breite der Kammer, einem schmalen Lichtschimmer folgend, der durch die gegenüberstehende Wand drang. Der schwache röthliche Strahl kam, wie der Tastende sich überzeugte, durch die Spalte einer morschen mit schweren Eisenbändern beschlagenen Eichenthür. Vorsichtig legte er sein scharfes Auge an das klaffende Holzwerk, und was er sah und vernahm war derart, daß er, seine eigene Lage vergessend, an seinen Posten gebannt blieb.

Es war ein enges, durch eine beschirmte Hängelampe erhelltes Gemach, in das er blickte. Der Redenden waren zwei und sie schienen sich an einem kleinen, mit Briefschaften und unordentlich zur Seite geschobenen Flaschen und Tellern bedeckten Tische gegenüber zu sitzen. Der Nähere wandte der Thür den Rücken zu und die breiten Schultern, der Stiernacken, der struppige Krauskopf des heftig Sprechenden füllten zuweilen den ganzen von der Spalte gewährten Sehkreis. Jetzt beugte er sich mit demonstrirender Geberde vorwärts und über seiner Achsel ward in der grellsten Schärfe des Lichtes das auf die Hand gestützte Haupt des Andern — Waser erschrack — des Herrn Pompejus Planta sichtbar. Wie gespannt und gramvoll sah er aus! Tief eingeschnittene Falten zogen seine buschigen Brauen zusammen über den eingefallenen aber unheimlich blitzenden Augen. Die stolze kräftige Lebenslust war geschwunden und in seinen Zügen kämpften heißer Groll und tiefer Jammer. Er schien seit heute Mittag um zehn Jahre gealtert.

„Ich willige ungern in das Blutbad, das mir manchen früher befreundeten Mann aus meiner Sippe kostet, und noch schwerer in die dann nothwendig werdende spanische Hilfe," sprach Planta jetzt langsam und gedrückt, nachdem der Andere seine sprudelnde, Waser unklar gebliebene Rede vollendet hatte, „. . . . aber,"

und hier fuhr ein Blitz des Hasses aus den Augen des Freiherrn, „muß Blut fließen, Robustelli, so vergeßt mir wenigstens ihn nicht!“

„Den Giorgio Jenatsch!“ lachte der Italiäner wild und stieß sein Messer in einen neben ihm liegenden kleinen Brotlaib, den er Herrn Pompejus vorhielt wie einen gespießten Kopf an einer Pike.

Bei dieser nicht zu mißverstehenden symbolischen Antwort kehrte der Italiäner die Hälfte seines rohen Gesichtes dem Lauscher in nächster Nähe zu. Dieser fuhr zurück und fand es gerathen, sich geräuschlos auf seine Lagerstätte zurückzuziehen. Die Scene gab ihm viel zu denken und bestärkte ihn in seinem Vorsatze, auf dem nächsten Wege in das Veltlin zu eilen und seinen Freund zu warnen. Wie er es ausführen könne, ohne sich selbst in diese hochgefährlichen Dinge zu verwickeln, dies überlegend entschlummerte er, von Müdigkeit überwältigt.

Das erste Morgenlicht dämmerte durch ein schmales Fensterlein, das eher eine Schießscharte zu nennen war, als Waser durch ein Klopfen an der Fallthüre geweckt wurde. Er fuhr in seine Kleider und machte sich reisefertig. Die Alte trug ihm Grüße an ihren Sohn auf, hing ihm sorgfältig das Pulverhorn um, das sie als eine werthvolle Familienreliquie zu verehren schien, und

beförderte ihn mit einiger Aengstlichkeit durch das Küchenpförtchen ins Freie. Hier zeigte sie ihm den in die Berge zur Linken der Maloja sich verlierenden Anfang seines heutigen Weges, den schmalen Eingang zum Thalkessel von Cavelosch.

„Seid Ihr einmal drinnen," sagte sie, „so blickt nach dem kahlen Hange zur Linken des See's, dort schlängelt sich, weithin sichtbar, der Pfad und dort müßt Ihr ohne anders den Agostino erblicken. Er ist vor einer Viertelstunde mit seinem Tragkorbe aufgebrochen und geht wie ihr nach Sondrio hinüber. Den sprecht an und haltet Euch zu ihm. Es ist freilich mit ihm hier," sie wies auf die Stirne, „nicht ganz richtig, aber den Weg weiß er auswendig und ist sonst wie ein Andrer."

Waser verabschiedete sich mit herzlichem Danke und entfernte sich schnellfüßig aus dem Umkreise des noch stillen Hauses. Zwischen wilden Felstrümmern, die den Pfad kaum durchließen, betrat er bald das eiförmige, rings von gletscherbeladenen Wänden abgeschlossene Thal. Er erblickte den schmalen Steig mit dem längs dem Abhange schreitenden Agostino und eilte ihm nach.

Der junge Mann hatte die Eindrücke der Nacht noch nicht überwunden, so sehr er sich bemühte, ihrer Herr zu werden und sie in klare Gedanken zu ver-

wandeln. Er ahnte, daß, was er geschaut, schweres Unheil bedeute und daß ihm der Zufall nur einen geringen, für ihn zusammenhangslosen und unverständlichen Theil sich vorbereitender ungeheurer Schicksale enthülle. Trotz seines leichten Jugendblutes war er davon tief erschüttert, denn zwei der hier sich feindlich entgegengetriebenen Persönlichkeiten, sein Freund und Herr Pompejus, besaßen, wenn auch auf verschiedene Weise, seine Liebe und Bewunderung.

Und wie eigen, bezaubernd und schauerlich, war diese jetzt vom Morgen geröthete Gegend. Unten eine grüne Seetiefe, umkränzt von üppig bewachsenen Vorsprüngen und buschigen Inselchen, versenkt in eine überall, überall sich zudrängende unendliche Wildniß dunkelroth blühender Alpenrosen wie in ein blutiges Tuch. Ringsum ragten senkrechte schimmernde Felswände, durchzogen von den silbernen Schlangenwindungen stürzender Gletscherbäche, und im Süden, wo der im Zickzack sich aufwärts windende Pfad den einzigen Ausgang aus dem Thalrunde verrieth, blendete den Blick ein glänzendes Schneefeld, aus dem röthliche Klippen und Pyramiden hervorstachen.

Jetzt hatte Waser seinen Vormann erreicht und suchte grüßend ein Gespräch mit dem Schweigsamen anzuknüpfen, der, in langsames Brüten vertieft, ihn

gleichgültig kaum ansah und sich seine Gesellschaft ohne Verwunderung und ohne Neugier gefallen ließ. Er konnte ihm nur wenige Worte abnöthigen und da der Pfad ohnedies immer rauher und bald auf dem Schnee schlüpfrig wurde, gab er seine Bemühungen auf.

Schneller, als Waser erwartet hatte, erreichten sie die Paßhöhe. Hier beherrschte den Ausblick nach Süden eine hochgethürmte, düstere Gebirgsmasse. Waser erkundigte sich nach dem Namen dieses drohenden Riesen. „Er hat deren verschiedene," antwortete Agostino, „hier oben in Bünden nennen sie ihn anders, als wir unten in Sondrio. Hier heißt er der Berg des Unglücks und bei uns der Berg des Wehs." Von diesen schwermüthigen Namen unangenehm berührt, ließ Waser seinen wortkargen Begleiter voranschreiten, hielt eine kurze Rast und blieb dann, ohne ihn aus den Augen zu lassen, eine Strecke hinter ihm, um sich in der kräftigen Bergluft allein der freien Lust des Wanderns zu ergeben.

So ging es stundenlang abwärts längs des schäumenden, über Felsblöcke tobenden Malero, während die Sonne immer glühender in die Thalenge hinunterbrannte. Jetzt begannen kräftig aus dem Wiesengrunde emporgewundene Kastanienbäume den Pfad zu beschatten und die ersten Weinlauben grüßten mit ihren schwebenden

den Ranken. Auf den Hügeln schimmerten prunkbeladene Kirchen und der Weg wurde immer häufiger zur gepflasterten Dorfgasse. Endlich durchschritten sie die letzte Schlucht und vor ihnen lag im goldenen Abendduste das breite üppige Veltlin mit seinen heißen Weinbergen und sumpfigen Reisfeldern.

„Dort ist Sondrio," sagte Agostino zu dem jetzt wieder an seiner Seite schreitenden Waser und wies auf eine italiänische Stadt mit schimmernden Palästen und Thürmen, die dem aus der Einöde Kommenden wie ein Feenzauber durch den dunkeln Rahmen des Felsthors entgegenlachte.

„Ein lustiges Land, Dein Veltlin, Agestino," rief der Zürcher, „und dort am Felsen wächst ja, irr' ich nicht, der löbliche Sasseller, die Perle der Weine!"

„Er ist im April erfroren," versetzte Agostino in schwermüthiger Stimmung, „zur Strafe unsrer Sünden."

„Das ist Schade," versetzte Jener, „was habt Ihr denn eigentlich verbrochen?"

„Wir dulden unter uns den giftigen Aussatz der Ketzerei, aber wir werden in Kürze gereinigt und das faule Fleisch wird ausgeschnitten werden. Die Todten und die Heiligen haben in feierlicher Versammlung das Für und Wider erwogen am achten Mai um Mitternacht dort zu San Gervasio und Protasio," er wies

auf eine vor ihnen liegende Kirche, „— der Wächter hat es wohl gehört und ist vor Schrecken krank geworden — sie haben scharf gestritten ... aber unser San Carlo, dessen Stimme zwanzig gilt, ist Meister geworden."

Nicht bemerkend, wie spöttisch ihn sein Begleiter von der Seite aus lachenden Augenwinkeln ansah, that er jetzt, was er unterwegs schon immer gethan, wo ein Kreuz oder Heiligenbild am Pfade stand, er setzte, vor einem bunten Schreine der Muttergottes angelangt, seinen Tragkorb nieder, warf sich auf die Kniee und starrte mit brennenden Augen durch das Gitter.

„Sah: Ihr, wie sie mir winkte?" sagte er nach einiger Zeit im Weitergehen wie geistesabwesend.

„Ja wohl," meinte der Zürcher lustig, „Ihr scheint bei ihr gut angeschrieben zu sein. An was hat sie Euch denn erinnert?"

„Meine Schwester umzubringen!" erwiderte er mit einem schweren Seufzer.

Das war dem jungen Zürcher zu viel. „Lebt wohl, Agostino," sagte er. „Auf meiner Karte steht ein Seitenweg nach Verbenn, da ist er ja schon, nicht wahr? Ich kann abkürzen." Und er drückte dem leidigen Gesellen ein Geldstück in die Hand.

Waser wandte sich zwischen den Mauern der Wein-

berge rechts um den Fuß des Gebirges und erblickte nach kurzer Wanderung das unter dem schattenden Grün der Kastanien fast verborgene Dorf Berbenn, sein Reiseziel. Ein halbnackter Bube wies ihm die Pfarre. Ein ärmliches Haus — aber an seiner Vorderseite umhangen und beladen mit einem so reichen Prunke von Blättern und Trauben, mit so üppigen Kränzen von übermüthigem Weinlaube, daß sein dürftiger Bau darunter verschwand. Ein breites Gitterdach auf morschen Holzsäulen bildete die schwache Stütze dieses lastenden Reichthums und die Vorhalle des Häuschens. Oben spielten die letzten Strahlen der Abendsonne auf den warmen goldgrünen Blättern, darunter lag Alles im tiefsten Schatten.

Während Waser diese noch nie geschaute freie Fülle bestaunte, erschien eine leichte Gestalt in der Thüre, und als sie aus dem grünen Schatten trat, war es ein schönes noch mädchenhaftes Weib, das einen Krug zum Wasserholen auf dem Kopfe trug. Der nackte Arm stützte leicht das auf den dicken braunen Flechten ruhende Gefäß, sie bewegte sich in schwebender Anmuth mit gesenkten Wimpern heran und als nun Waser in achtungsvoller Haltung höflich grüßend vor ihr stand und sie die sanften leuchtenden Augen auf ihn richtete, war ihm, er habe noch nie im Leben einen solchen Triumph der Schönheit gesehen.

Auf seine Erkundigung nach dem Herrn Pfarrer zeigte sie ruhig mit der freien Hand durch die Weinlaube und den dunkeln Flur nach einer Hinterthür des Hauses, wo die goldene Abendhelle eindrang. Von dorther scholl zu Wasers Verwunderung kriegerischer Gesang.

„Kein schönrer Tod ist in der Welt
Als wer vorm Feind hinscheidt . . .“

Das Lied des deutschen Landsknechts, das so todesfreudig und doch so lebensmuthig klang, konnte, daran war kein Zweifel, nur aus der kräftigen Kehle seines Freundes kommen. In der That, da kniete er im Schatten einer mächtigen Ulme, und womit beschloß der Pfarrer von Verbenn sein Tagewerk? er schliff am Wetzsteine einen gewaltigen Raufdegen.

Vor Ueberraschung blieb Waser einen Augenblick wortlos stehen. Der Knieende gewahrte ihn, stieß das Schwert in den Rasen, sprang auf, breitete die Arme aus und drückte mit dem Rufe „Herzenswaser!“ den Freund an seine breite Brust.

Viertes Kapitel.

Nachdem sich der Ankömmling aus der Umschlingung des Pfarrers losgewunden, maßen sie sich gegenseitig mit fröhlichen Augen.

Waser war etwas verblüfft; aber es gelang ihm, nichts davon merken zu lassen. Er fühlte sich ein wenig gedrückt neben der athletischen Gestalt des Bündners, von dessen braunem bärtigen Haupte ein Feuerschein wilder Kraft ausging. Er ahnte es, die Gewalt eines unbändigen Willens, die früher in den düstern, fast schläfrigen Zügen seines Schulgenossen geschlummert haben mochte, war geweckt, war entfesselt worden durch die Gefahren eines stürmischen öffentlichen Lebens.

Jenatsch seinerseits war von der fertigen und saubern Erscheinung seines zürcherischen Freundes, der mit klug bescheidenen Blicken, doch in seiner Weise sicher vor ihm stand, sichtlich befriedigt, und offenbar erfreut, mit einem Vertreter städtischer Kultur in seiner Abgeschiedenheit zu verkehren.

Der Bündner lud seinen Gast mit einer Handbewegung zum Sitzen ein auf die rings um den Stamm der Ulme laufende Bank und rief mit tönender Stimme:

„Wein! Lucia."

Das schöne stille Weib, dem Waser beim Eintritt in das Haus begegnet war, erschien bald mit zwei vollen Steinkrügen, die sie mit einer lieblich schüchternen Verneigung zwischen die Freunde auf die Holzbank setzte, demüthig sich gleich wieder entfernend.

„Wer ist das holdselige Geschöpf?" fragte Waser, der ihr mit Wohlgefallen nachschaute.

„Mein Eheweib. Du begreifst, daß hier mitten unter den Götzendienern," Jenatsch lächelte, „ein protestantischer Priester nicht unbeweibt bleiben durfte. Es ist einer unserer Hauptsätze! Ueberdieß schärfte mir das jetzige laue Regiment, das mich aus dem Wege haben wollte und mich auf diese einsame Strafpfarre beförderte, ausdrücklich ein, so viele Seelen als möglich aus dem Pfuhle des Aberglaubens zu ziehen. Das war mein redlicher Vorsatz. Aber bis jetzt ist mir nur eine Bekehrung gelungen, die der schönen Lucia. Und wie? Indem ich meine eigene Person dafür verpfändete.

„Sie ist aus der Maßen schön," bemerkte Waser nachdenklich.

„Gerade schön genug für mich!" sagte Jenatsch,

seinem Gaste den einen Krug überreichend, während er den andern an die Lippen setzte, „und die Sanftmuth selbst, — sie hat von ihren katholischen Verwandten meinetwegen viel zu leiden. Aber was hast Du da für ein stattliches Pulverhorn, Freund? das ist ja das Erbstück aus der Familie der Alexander! . . . Richtig, der Alte in Pontresina ist gestorben und nun kommt es an den wackern Blasius, meinen Collegen in Ardenn. Darum könnt' ich ihn beneiden. Doch wie in aller Welt kommst gerade Du dazu, es ins Veltlin zu bringen?"

„Das gehört zu meinen Reiseerlebnissen, die ich Dir später des Nähern berichten werde," erwiederte Waser, der mit sich selbst noch nicht im Klaren war, wie weit er das warnende Abenteuer der Maloja enthüllen könne, ohne gegen seinen Vorsatz von dem heißblütigen Freunde aus der einen Mittheilung in die andere fortgerissen zu werden. „Aber jetzt, lieber Jürg, kläre mich vor allen Dingen auf über die merkwürdigen Ereignisse, die in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit aller Politiker auf Dein Vaterland lenkten. Quorum pars magna fuisti! Du warst dabei die Hauptperson."

„Darüber kannst Du leichtlich besser unterrichtet sein als ich, wenigstens was den Zusammenhang be-

trifft," antwortete Jenatsch, indem er den linken Fuß auf den Schleifstein setzte und ein Bein über das andere schlug, „Du arbeitest ja auf eurer Staatskanzlei und die Herren von Zürich lassen sich nichts zu viel kosten, um nur immer auf dem Laufenden zu bleiben. Uebrigens ist Alles ganz natürlich zugegangen, verkettet nach Ursache und Wirkung. Du weißt also, denn in eurer Rathsstube mag es häufig aufs Tapet gekommen sein, daß seit Jahren Spanien-Oesterreich unsere Katholiken besticht, um unser Bündniß und freien Durchzug für seine Kriegsbanden zu erlangen und uns jetzt, aus Verdruß, durch seine Miethlinge nichts erreicht zu haben, dort," er wies nach Süden, „die Festung Fuentes gegen alle Verträge als eine tägliche Bedrohung an die Schwelle unseres Landes Veltlin gesetzt hat. — Wir können sie morgen besuchen, Heinrich, wenn Du willst und Du wirst bei Deinen gnädigen Herren in Zürich einen Stein im Brete gewinnen durch die Beschreibung des an Ort und Stelle besichtigten Streitobjectes. — Das war lästig, aber es ging uns nicht ans Leben. Dann aber, als es jedem klar denkenden Kopfe zur Gewißheit wurde, daß die katholischen Mächte zum Vernichtungskriege gegen den deutschen Protestantismus rüsteten . . . ."

„Unbestreitbar," warf Waser ein.

„. . . . Da wurde es zur Lebensfrage für Spanien,

sich die Militärstraße von seinem Mailand ins Tyrol durch unser Veltlin, über unser Gebirg, um jeden Preis zu sichern, und zur Lebensfrage für uns, dies um jeden Preis zu verhindern. Unsere spanische Partei mußte zum Nimmerwiederaufstehn niedergeschmettert werden!"

„Ganz richtig," sagte der Zürcher, „wenn ihr nur nicht zu so gar gewaltthätigen Mitteln gegriffen hättet, wenn nur euer Volksgericht in Thusis weniger form- und regellos und seine Strafen weniger blutig gewesen wären!"

„Wasche mir den Pelz, ohne ihn naß zu machen! Wenn du kannst! Uebrigens war es nicht so schlimm. Wir wurden durch übertriebene Berichte verleumdet und die beiden Planta zogen an euern Tagsatzungen und in aller Herren Länder herum, uns anzuschwärzen und schlecht zu machen." —

„Der keiner Partei verfallene und von allen Rechtschaffenen geachtete Fortunatus Juvalt hat nach Zürich geschrieben, ihr wäret unbarmherzig mit ihm umgegangen." —

„Geschah dem Pedanten Recht! In einer kritischen Zeit muß man Partei zu ergreifen wissen. Da heißt es: Die Lauen werd' ich aus dem Munde speien." —

„Er klagte, es wären falsche Zeugen gegen ihn aufgestanden." —

„Mag sein. Auch kam er ja mit dem Leben davon und wurde nur zu einer Buße von vierhundert Kronen verurtheilt wegen zweideutiger Gesinnung.“ —

„Ich begreife,“ fuhr Waser nachdenklich fort, „daß ihr Pompejus Planta und seinen Bruder Rudolf des Landes verweisen mußtet; aber war es denn nöthig, sie wie gemeine Verbrecher zu brandmarken und mit Henkerstrafen zu bedrohen, ohne Rücksicht auf die glänzenden Verdienste ihrer Vorfahren und die tiefen Wurzeln ihrer Stellung im Lande?“ —

„Niederträchtige Verräther!“ fuhr Jenatsch zornblitzend auf. „Die Schuld unserer ganzen Gefahr und Verstrickung lastet auf ihnen und möge sie zermalmen! Zuerst und vor Allen haben sie mit Spanien gezettelt! Kein Wort, Heinrich, zu ihrer Vertheidigung!“ —

Verletzt durch dies herrische Ungestüm, sagte Waser mit etwas gereizter Stimme und dem Gefühle, jetzt einen wunden Punkt zu treffen: „Und der Erzpriester Nicolaus Rusca? — Er galt allgemein für unschuldig.“ —

„Ich glaube, er war es,“ — flüsterte Jenatsch, dem sichtlich bei dieser Erinnerung unbehaglich zu Muthe ward, und blickte starr vor sich hin in die Dämmerung.

Erstaunt über diese seltsame Aufrichtigkeit schwieg

der Andere eine Weile. „Er ist auf der Folter mit durchgebissener Zunge gestorben ...“ sagte er endlich vorwurfsvoll.

Jenatsch antwortete in kurzen abgerissenen Sätzen: „Ich wollte ihn retten ... Wie konnt' ich wissen, daß der Schwächling die ersten Foltergrade nicht überstehen würde ... Er hatte persönliche Feinde. Die Aufregung gegen die römischen Pfaffen wollte ihr Opfer haben. Unsere katholischen Unterthanen hier im Veltlin mußten eingeschüchtert werden. Es kam, wie geschrieben steht: Besser ist's, daß Einer umkomme, als daß das ganze Volk verderbe.“ —

Wie um die trübe Stimmung abzuschütteln, erhob sich nun Jenatsch, den Freund aus dem dunkelnden Gartenraume ins Haus zu führen. Ueber der Mauer sah man den schlanken Kirchthurm vom letzten Abendgold sich abheben.

„Der Unglückliche hat übrigens hier noch zahlreiche Anhänger,“ sagte er, und dann auf die Kirche weisend: „dort las er seine erste Messe vor dreißig Jahren.“ —

Im Hauptgemach, das nach dem Flur offen stand, brannte eine Lampe. Als die Beiden das Haus betraten, sahen sie die junge Frau an der Vorderthür bei einer Freundin stehen, die sie herausgerufen zu

haben schien und ihr mit ängstlichen Geberden etwas zuflüsterte. Hinter ihnen auf der Dorfgasse liefen in der Dämmerung Leute vorüber und man vernahm ein wirres Getön von Stimmen, aus dem jetzt deutlich der Ruf eines alten Weibes hervorkreischte: „Lucia, Lucia! Ein entsetzliches Wunder Gottes!“

Jenatsch, dem solche Scenen nicht neu sein mochten, wollte, seinem Gaste den Vortritt lassend, die Zimmerschwelle überschreiten, als die junge Frau sich ihm näherte und ihn angstvoll am Aermel faßte. Waser, der sich umwendete, sah, wie sie todtenblaß die gefalteten Hände zu ihrem Manne erhob.

„Geh' an Deinen Herd, Kind, und besorge uns ruhig das Abendessen,“ befahl er freundlich, „damit Du mit Deiner Kunst bei unserm Gaste Ehre einlegest.“ Dann wandte er sich unmuthig lachend zu Waser: „Die verrückten welschen Hirngespinnste! Sie sagen, der todte Erzpriester Rusca stehe drüben in der Kirche und lese Messe! — Ich will dem Wunder zu Leibe rücken. Kommst Du mit, Waser?“

Diesem lief es kalt über den Rücken, aber die Neugierde überwog und: „Warum nicht!“ sagte er mit muthiger Stimme; dann, als sie der vorwärts treibenden Menge verstörter Leute durch die Dorfgasse nach

der Kirche folgten, fragte er flüsternd: „Der Erzpriester ist doch wirklich nicht mehr am Leben?“

„Sapperment!“ versetzte der junge Pfarrer, „ich war dabei, als man ihn unter dem Galgen in Thusis verscharrte.“

Jetzt traten sie durch die Hauptpforte in die Kirche. Das Schiff, welches sie nun durchschritten, war zum Behufe des protestantischen Gottesdienstes von allen Heiligthümern gereinigt und enthielt außer den Bänken für die Zuhörer nur den Taufstein und eine nackte Kanzel. Ein Bretterverschlag mit einer kleinen Thüre trennte davon den weiten Chor, der den Katholiken verblieben und von ihnen zur Capelle eingerichtet worden war.

Als Jenatsch öffnete, befanden sie sich dem Hauptaltare gegenüber, dessen heiliger Schmuck und silbernes Crucifix in einem letzten durch das schmale Bogenfenster einfallenden Abendschimmer kaum mehr zu erkennen waren. Vor ihnen drängte sich Kopf an Kopf die knieende murmelnde Menge, Weiber, Krüppel, Alte. Längs der Wände schoben sich dürftige Männergestalten, mit den langen magern Hälsen vorwärts lauschend und den Filz krampfhaft vor die Brust gedrückt.

Auf dem Hochaltare flackerten zwei düstere Kerzen, deren Licht mit dem letzten von außen kommenden

Schimmer der Dämmerung kämpfte. Die zwei Flämmchen bewegten sich in einem von zerbrochenen Fensterscheiben eingelassenen Luftzuge, der sie auszulöschen drohte, und tanzende Schatten trieben auf dem Altare ein seltsames Spiel. Der streichende Wind bewegte zuweilen mit leisem Geknatter die schwach schimmernden Falten der Altardecke. Erregte Sinne mochten wohl das weiße Gewand eines Knieenden auf den Stufen erblicken.

Jenatsch stieß im Mittelgange mit seinem Freunde vor, von den einen, in Verzückung Versunkenen, kaum bemerkt, von den Andern mit bösen, feindlichen Blicken und leisen Verwünschungen verfolgt, aber von Keinem zurückgehalten. Jetzt stand der athletische Mann, Allen sichtbar, dem Altare gegenüber; aber vor diesem hatte sich auch schon eine Anzahl unheimlich drohender Gesellen wie eine Schutzwehr gegen Heiligenschändung zusammengedrängt. Waser glaubte blinkende Dolche zu erblicken.

„Was ist das für ein unchristlicher Zauber!“ rief Jenatsch mit schallender Stimme. „Laßt mich zu, daß ich ihn breche!“ —

„Sacrilegium!“ murrte es aus der dichten Reihe der Veltliner, die einen Ring um den Bündner zu schließen begann. Zwei griffen nach seiner vorgestreckten

Rechten, Andere drängten sich von hinten an ihn; aber Jenatsch machte sich mit einem gewaltigen Rucke frei. Um sich nach vorn Luft zu schaffen, packte er den nächsten seiner Angreifer mit eiserner Faust und schleuderte ihn rücklings gegen den Hochaltar. Der Stürzende schlug mit ausgebreiteten Armen, die Füße gegen die Menge streckend, hart auf die Stufen und begrub den buschigen Hinterkopf in die Altarrecken. Leuchter und Reliquienschreine klirrten und es erhob sich ein langes durchdringendes Wehgeheul.

Dieser Moment der Verwirrung rettete den Pfarrer. Er benutzte ihn blitzschnell, durchbrach gewaltsam, seinen Freund nach sich ziehend, den verwirrten Menschenknäuel, erreichte die offene Sakristei, gewann das Freie und eilte mit Waser seinem Hause zu.

In dem sichern Wohnraume angelangt, stieß der Hausherr einen Schieber an der Wand zurück und rief in die Küche hinaus:

„Trag' uns auf, meine Lucia!"

Herr Waser aber klopfte den Staub des Handgemenges aus seinen Kleidern und zog Manschetten und Halskrause zurecht. „Pfaffentrug!" sagte er, diesem Geschäfte mit Sorgfalt obliegend.

„Vielleicht, vielleicht auch nicht! Warum sollten sie nicht etwas gesehen haben? Irgend ein Phantom?

Du weißt nicht, welche sinnverwirrenden Dünste aus den Sümpfen dieser Adda aufsteigen. — Schade um das Volk; es ist sonst so übel nicht. Im obern Veltlin lebt ein geradezu tüchtiger Schlag, ganz verschieden von diesen gelben Kretinen."

„Hättet ihr Bündner nicht klüger gethan, ihnen einige beschränkte bürgerliche Freiheiten zu gewähren?" warf Waser ein.

„Nicht bürgerliche nur, auch die politischen Rechte hätte ich ihnen gegeben, Heinrich. Ich bin ein Demokrat, das weißt Du. Aber da ist ein schlimmer Haken. Die Veltliner sind hitzige Katholiken, zusammen mit dem papistischen Drittel unserer Stammlande würden sie Bünden zu einem katholischen Staate machen — und da sei Gott vor!"

Indessen hatte die reizende Lucia, die jetzt sehr niedergeschlagen aussah, den landesüblichen Risott aufgetragen und der junge Pfarrer füllte die Gläser.

„Auf das Wohl der protestantischen Waffen in Böhmen!" rief er, mit Waser anstoßend. „Schade, daß Du Deinen Plan aufgegeben hast und jetzt nicht in Prag bist. In diesem Augenblicke vielleicht geht es dort los."

„Möglicherweise ist es für mich rühmlicher hier bei Dir zu sein. Man darf nach den neuesten Nach-

richten bezweifeln, ob der Pfalzgraf den Hengst zu regieren weiß, auf den er sich so galant gesetzt hat. — Es ist doch nichts daran, daß ihr euch mit dem Böhmen verbündet habt?"

„Wenig genug, leider! Wohl sind ein paar Bündner hingereist, aber gar nicht die rechten Leute."

„Das ist sehr gewagt!"

„Im Gegentheil, zu wenig gewagt! Keiner gewinnt, der nicht den vollen Einsatz auf den Tisch wirft. Unser Regiment ist erbärmlich lässig. Lauter halbe Maßregeln! Und doch haben wir unsere Schiffe verbrannt, mit Spanien so gut wie gebrochen und die Vermittlung Frankreichs grob abgewiesen. Wir sind ganz auf uns selbst gestellt. In ein paar Wochen können die Spanier von Fuentes her einbrechen und es ist — kannst Du's glauben, Waser? — für keine Vertheidigung gesorgt. Ein paar erbärmliche Schanzen sind aufgeworfen, ein paar Compagnien einberufen, die heute kommen und sich morgen verlaufen. Keine Kriegszucht, kein Geld, keine Führung! Und mich haben sie wegen meines eigenmächtigen Eingreifens, wie sie's nennen, das sich für meine Jugend und mein Amt nicht schicke, von jedem Einflusse auf die öffentlichen Dinge abgeschnitten und so fern als möglich von ihren Rathsstuben an diese Bergpfarre gefesselt. Die ehrwürdige

Synode aber ermahnt mich, eine faule Friedsamkeit zu predigen, während über meinem Vaterlande stoßfertig die spanischen Raubgeier schweben. Es ist zum Tollwerden! — Täglich mehren sich die Anzeigen, daß hier unter den Veltlinern eine Verschwörung brütet. Ich kann nicht länger zusehen. Morgen will ich selbst noch eine Recognoscirung gegen Fuentes vornehmen, — Du kommst mit, Waser, ich habe einen anständigen Vorwand, — und übermorgen reiten wir zum Landeshauptmann nach Sondrio. Er versteht nichts anderes, als am Mark dieses fetten Landes zu zehren, das wir morgen verlieren können, der träge Blutsauger! Aber ich will ihm so zusetzen, daß ihm der Angstschweiß aus allen Poren bricht. — Du hilfst mir, Waser."

„In der That," bemerkte dieser zögernd und geheimnißvoll, „auch ich habe auf meiner Reise durch Bünden einige Witterung bekommen, daß etwas im Thun sein möchte."

„Und das sagst Du mir jetzt erst, Kind des Unglücks!" rief der Andere scharf und gespannt. „Gleich erzähle Alles und ganz nach der Ordnung. Du hast etwas gehört? Wo? von wem? was?"

Waser ordnete geschwind in seinem Geiste das Erlebte, um es seinem gewaltthätigen Freunde passend

vorzulegen. „Auf dem Hospiz der Maloja," begann er vorsichtig.

„Sitzt als Wirth der Scapi, ein Lombarde, also mit den Spaniern einverstanden. Weiter."

„Hörte ich, freilich halb im Schlummer, neben meinem Schlafkämmerlein ein Zwiegespräch. Ich glaubte, es sei von Dir die Rede. — Wer ist Robustelli?"

„Jakob Robustelli von Grosotto ist ein ausbündiger Schuft, ein Dreckritter, durch Kornwucher reich und durch spanische Gunst adelich geworden, der Patron und Spießgeselle aller Malandrini und Straßenräuber, — jeder Missethat und jeden Verrathes fähig!"

„Dieser Robustelli," sagte Waser mit Gewicht, „trachtet Dir, wenn ich richtig hörte, nach dem Leben."

„Wohl möglich! Das ist nicht die Hauptsache. Wer war der Andere, mit dem er zettelte?" —

„Ich hörte seinen Namen nicht," antwortete der Zürcher, der es für Pflicht hielt, dem Herrn Pompejus das Geheimniß zu bewahren, und als Jenatsch ihn drohend anblitzte, fuhr er herzhaft fort: „Und wüßt' ich den Namen, so will ich ihn nicht nennen!"

„Du weißt ihn! .... Heraus damit!" drang Jenatsch auf ihn ein.

„Jürg, Du kennst mich! Du weißt, daß ich mir diese Faustrechtmanieren nicht gefallen lasse, ich

verbitte mir das," wehrte Waser mit möglichst kalter Miene ab.

Da legte ihm der Andere liebkosend den starken Arm um die Schultern und sagte mit zärtlicher Wärme: „Sei offen, Herzenswaserchen! Du verkennst mich! Nicht für meine Person sorg' ich, sondern für mein vieltheures Bünden. Wer weiß, vielleicht hängt an Deinen Lippen seine Rettung und das Leben von Tausenden!" ...

„Schweigen ist hier Ehrensache," versetzte Waser und machte einen Versuch sich der leidenschaftlichen Umarmung zu entziehen.

Jetzt fuhr eine düstere Flamme über das Antlitz des Bündners. „Bei Gott," rief er, den Freund an sich pressend, „sprichst Du nicht, so erwürg' ich Dich, Waser!" und als der Erschrockene schwieg, griff er nach dem Dolchmesser, womit er Brot geschnitten, und richtete die drohende Spitze desselben gegen die Halskrause des Zürchers.

Dieser wäre sicherlich auch jetzt noch standhaft geblieben, denn er war im Innersten empört; aber bei einer unvorsichtigen Bewegung des Sträubens, die er gemacht, hatte der scharfe Stahl seinen Hals geritzt und ein paar Blutstropfen waren, unheimlich warm, daran heruntergerieselt.

„Laß mich, Jürg," sagte er, leicht erbleichend, „ich will Dir etwas zeigen!" Er zog sein Taschenbuch hervor, schlug das Blatt mit der Skizze der Julierſäulen auf und legte es vor Jenatsch auf den Tisch. Dann holte er sein weißes Schnupftuch heraus und wischte sich behutsam das Blut ab, während der Bündner das Büchlein hastig ergriff. Sein erster Blick auf die Zeichnung traf die von Lucretia zwischen die Julierſäulen geschriebenen Worte und er versank plötzlich in finsteres Nachdenken.

Waser, der ihn schweigend beobachtete, erschrack innerlich über den Eindruck, den Lucretias von ihm wider Willen übernommene und bestellte Botschaft auf Jürg Jenatsch machte. Er hatte nicht ahnen können, wie rasch der Scharfsinn des Volksführers den Zusammenhang der Thatsachen errieth und wie sicher und unerbittlich er sie verkettete. Trauer und Zorn, weiche Erinnerungen und harte Entschlüsse schienen über den halb Abgewandten wechselnd Gewalt zu gewinnen. „Arme Lucretia!" hörte Waser ihn aus tiefster Seele seufzen, dann wurde sein Ausdruck immer räthselhafter, verschlossener, und härtete sich zur Undurchdringlichkeit. — „Sie waren auf dem Julier ... ihr Vater ist also in Bünden ... Pompejus Planta, du bist zum Spießgesellen eines Robustell herabgesunken!" ... sprach er

fast ruhig. Plötzlich sprang er auf: „Nicht wahr, Wasser, meine verwünschte Hitze? Du hattest auf der Schule davon zu leiden und ich bin ihrer noch immer nicht Herr geworden! ... Geh zu Bette und verschlafe Dein böses Abenteuer! — Morgen in der kühlen Frühe machen wir den Ritt nach Fuentes auf zwei untadeligen Maulthieren. Du sollst an mir den leidlichen Gesellen finden von ehedem. Unterwegs läßt sich über Manches gemüthlich plaudern."

Fünftes Kapitel.

Herr Waser erwachte vor Tagesanbruch. Als er mit Mühe den Fensterladen aufstieß, der von dem üppigen Geäste und Blätterwerke eines Feigenbaumes gesperrt und dicht überflochten war, geschah es im Widerstreite zweifelnder Gedanken. Er war mit dem Vorsatze entschlafen, seinen gewaltthätigen Freund und das allzu abenteuerliche Veltlin ohne Zögern und auf dem nächsten Wege über Chiavenna zu verlassen. Ein erquickender Schlaf jedoch hatte die gestrigen Eindrücke gemildert und seinen Entschluß wankend gemacht. Die Liebe zu seinem merkwürdigen Jugendfreunde gewann die Oberhand. War es denn dieser heftigen und, wie er sich sagte, nicht durch städtische Bildung veredelten Natur stark zu verargen, wenn sie losbrach, wo Heimat und Leben gefährdet war? Und kannte er nicht von früher her Jürgs jähen Stimmungswechsel, seine wilden,

heißblütigen Scherze! Eines jedenfalls war für ihn außer Frage: Durch plötzliche Abreise hätte er ein Unheil nicht verhütet, das aus dem halben Geständnisse entstehen konnte, welches ihm Jürg abgezwungen; blieb er aber, theilte er seinem Freunde das Erlebte vollständig mit, so erwiederte dieser sicherlich sein Vertrauen und er erfuhr, wie sich Jürgs Verhältniß zu Lucretias Vater so grenzenlos verbittert hatte. Dann erst kam der Augenblick, seinen versöhnenden Einfluß geltend zu machen.

So ritten sie in vertraulichem Gespräche nach Fuentes. Jenatsch kam nicht auf das Gestrige zurück und war freudig wie der helle Morgen. Fast leichtsinnig nahm er Wasers ausführlichen Reisebericht entgegen und bereitwillig antwortete er auf dessen eingehende Fragen. Aber Waser erfuhr weniger und minder Wichtiges, als er erwartete. — Nach einem letzten Universitätsjahre in Basel, erzählte Jürg, sei er ins Domleschg zurückgekehrt. Dort habe er seinen Vater auf dem Sterbelager gefunden und sei nach dessen Ableben von den Scharansern trotz seiner grünen achtzehn Jahre einstimmig zu ihrem Pfarrer gewählt worden. Auf Rietberg habe er einen einzigen Besuch gemacht, wobei er allerdings mit Herrn Pompejus über politische Dinge in Wortwechsel gerathen sei. Persönliches habe

sich nicht eingemischt; aber der Eindruck auf Beide sei der gewiesen, daß sie sich besser mieden. Als der erste Volkssturm gegen die Planta sich erhoben, habe er von der Kanzel abgewarnt, denn er sei damals noch der Meinung gewesen, ein Geistlicher müsse seine Hände von der Politik rein halten; als aber das Staatsruder bei wachsender Gefahr keinen muthigen Steuermann gefunden, habe ihn das Mitleid mit seinem Volke überwältigt. Das Strafgericht von Thusis, das er für eine blutige Nothwendigkeit gehalten, habe er allerdings mit einsetzen helfen und ihm sein Tagewerk angewiesen. Die Verurtheilung der Planta dagegen, deren Praktiken übrigens landeskundig gewesen, habe er weder begünstigt noch verhindert, sie sei wie ein einstimmiger Schrei aus dem Volke hervorgegangen.

So wendete das Gespräch sich völlig der Politik zu, obwohl Waser zuerst sich bestrebte, es auf den persönlichen Verhältnissen seines Freundes festzuhalten; aber er wurde überwältigt und hingerissen durch das Ungestüm, mit dem Jürg die den Zürcher höchlich interessirenden und von ihm gründlich erwogenen Probleme europäischer Staatskunst anfaßte; er wurde erschreckt und aufgeregt durch die Frechheit, mit der Jürg die harten Knoten rücksichtslos zerhieb, deren behutsame Lösung Waser als die höchste Aufgabe und

den wünschenswerthen Triumph der Diplomatie erkannte.

Es war ihm denn in diesem raschen Wechsel der Rede und Widerrede kaum die einzige schüchterne Frage gelungen, ob Fräulein Lucretia während der traurigen Wirren im Domleschg auf dem Riedberge gewohnt habe. Da hatte sich Jürgs Antlitz wie gestern Abend wieder plötzlich verfinstert und er hatte kurz geantwortet: „Zu Anfang. — Das Kind hat gelitten. Es ist ein treues festes Herz ... Aber soll ich die Fesseln eines Kindes tragen? ... Und dazu einer Planta! — Thorheit. — Du siehst, ich habe ein Ende gemacht.“ —

Hier hatte er sein Thier so heftig gestachelt, daß es in erschreckten Sprüngen vorwärts setzte und Waser nur mühsam das seinige in Zucht hielt.

In Arvenn trieben sie ihre Maulthiere vor die Thüre des Pfarrers, aber diese war verschlossen. Blasius Alexander war nicht zu Hause. Jenatsch, der mit den Gewohnheiten seines einsam lebenden Freundes vertraut schien, umging das baufällige Häuschen, fand den Schlüssel zur Hinterthüre in der Höhlung eines alten Birnbaumes und trat mit dem Freunde in Alexanders Stube. Der von den Bäumen des wilden Gartens verdunkelte Raum war leer bis auf die längs der Fensterseite laufende Holzbank und den wurmstichigen

Tisch, auf dem eine große Bibel ruhte. Neben dieser geistlichen Waffe blickte aus der Ecke eine weltliche. Dort lehnte eine altväterische Muskete, über welche nun Jenatsch das ihm von seinem Begleiter gebotene Pulverhorn aus dem Müsserkriege an einen Holznagel aufhängte. Dann riß er ein Blatt aus Wasers Taschenbuche und schrieb darauf: „Ein frommer Zürcher erwartet Dich bei mir heute Abend zur Zeit des Ave Maria. Komm und stärk' ihn im Glauben!" Den Zettel legte er in die beim Buche der Makkabäer aufgeschlagene Bibel.

Schon brannte die Sonne heiß, als Jenatsch seinem Gefährten die aus dem breit gewordenen Addathale drohend aufsteigende Zwingburg zeigte, das Ungeheuer, wie er sie hieß, das die eine Tatze nach Bündens Chiavenna, die andere nach seinem Veltlin ausstrecke. Auf der Straße nach den Wällen zog eine lange Staubwolke. Der scharfe Blick des Bündners erkannte darin eine Reihe schwerer Lastwagen. Aus ihrer Menge schloß er, daß Fuentes auf lange Zeit und für eine starke Besatzung verproviantirt werde. Und doch ging in Bünden die Rede, daß die spanische Mannschaft durch die hier herrschenden Sumpffieber auf die Hälfte zusammengeschmolzen sei und der Aufenthalt in der Festung unter den Spaniern als todbringend gelte.

Das war Jenatsch von einem blutjungen Locotenenten aus der Freigrafschaft bestätigt worden, der in Fuentes erkrankt war und, um solch ruhmlosem Untergange auszuweichen, ein paar Wochen auf Urlaub in der Bergluft von Berbenn verlebt hatte. Sich die Zeit zu kürzen, brachte er ein neues spanisches Buch mit, eine so lustige Geschichte, daß er es für unrecht hielt, allein darüber zu lachen, und er sie dem jungen Pfarrer mittheilte, an dessen Umgang er Gefallen fand und der ihm durch seinen Geist und seine Kenntniß der spanischen Sprache zu diesem Genusse vollkommen befähigt schien. Dies Buch war im Pfarrhause zurückgeblieben und heute gedachte Jenatsch den ingeniosen Hidalgo Don Quixote — so lautete sein Titel — als Schlüssel zu der spanischen Festung zu benützen.

Eben öffnete sich ein Thor der äußersten Umwallung vor dem ersten Proviantwagen und Jenatsch trieb sein müdes Thier an, um bei dieser Gelegenheit leichter Eingang zu erlangen. Als die Freunde jedoch die Festung erreichten, stand an der Fallbrücke, die Einfahrt beaufsichtigend, ein spanischer Hauptmann, ein gelber zäher Geselle — nur Haut und Knochen — von dem das Fieber abgezehrt, was abzuzehren war. Er maß die Ankommenden mit hohlen mißtrauischen Augen und als Jenatsch mit anstandsvollem Gruße nach dem Be-

finden seines jungen Bekannten sich erkundigte, erhielt er die knappe Antwort: Verreist. Wie er darauf Argwohn schöpfte und weiter fragte, wohin und auf wie lange, hinzufügend, daß er noch etwas vom Besitze des Jünglings in Händen habe, versetzte der Spanier bitter: Dorthin. Auf immer. Ihr könnt Euch als seinen Erben betrachten. — Dabei streckte er den Zeigefinger seiner Knochenhand nach den dunkeln Cypressen einer unfern gelegenen Begräbnißkirche aus. Dann gab er der Schildwache einen Befehl und wandte den Beiden den Rücken.

Da Jenatsch kein anderes Mittel kannte, in die streng bewachte Festung einzudringen, schlug er dem Freunde vor, weiter zu reiten bis an das Gestade des Comersee's, den sie in geringer Entfernung lieblich leuchten sahen. Bald erreichten sie den belebten Landungsplatz seines nördlichen Endes. Kühl hauchte ihnen die blaue, vom Geflatter heller Segel belebte Flut entgegen. Die Bucht war mit Schiffen gefüllt, die gerade ihrer Ladung entledigt wurden. Oel, Wein, rohe Seide und andere Erzeugnisse der fetten Lombardei wurden zum Transport über das Gebirge auf Karren und Mäuler geladen. Der Platz vor der großen steinernen Herberge bot den Anblick eines bunten Marktes mit seinem betäubenden Lärm und fröhlichen Gedränge.

Mit Mühe bahnten sich, vorüber an Körben voll schwellender Pfirsiche und duftiger Pflaumen, die beiden Maulthiere den Weg bis zur gewölbten Pforte des Gasthauses. In dem düstern Thorwege kniete der Wirth vor einer Tonne und zapfte ein röthliches, schäumendes Getränk für die durstig sich zudrängenden Gäste. Ein Blick in den anstoßenden Schenkraum überzeugte Jenatsch, daß hier zwischen lärmenden Menschen und bettelnden Hunden keine kühle Stätte zu finden sei, er wandte sich darum nach dem Garten, der eine einzige dichte Weinlaube bildete und dessen mit rankendem Grün überhängte Mauern und zerfallende Landungstreppen von den Wellen bespült wurden.

Als sie durch die Thorhalle am Wirthe vorüberschritten, der von einem dichten Kreise von Bauern umringt war, welche ihm geleerte Krüge entgegenstreckten, schien er mit einer ängstlichen Geberde gegen das Vorhaben des Bündners Einsprache thun zu wollen; doch in diesem Augenblicke kam ihnen vom Garten her ein nach fremdem Schnitte gekleideter Edelknabe entgegen und wendete sich mit anmuthigem Gruße an den jungen Zürcher, in zierlichem Französisch folgenden Auftrag ausrichtend:

„Mein erlauchter Gebieter, Herzog Heinrich Rohan, der sich hier auf der Durchreise nach Venedig befindet,

glaubte von seinem Ruheplatze im Garten her zwei reformirte Geistliche vor der Herberge absteigen zu sehen und ersucht die Herren, wenn sie dem Gewühl auszuweichen vorzögen, sich durch seine Gegenwart nicht vom Besuche des Gartens abhalten zu lassen."

Sichtbar erfreut von diesem glücklichen Zufalle und der ihm widerfahrenden Ehre, erwiederte Herr Waser, etwas steif aber tadellos in demselben Idiom sich bewegend, daß er und sein Freund sich die Gunst erbäten, seiner Durchlaucht für die ihnen zu Theil gewordene Berücksichtigung persönlich zu danken.

Die Freunde folgten dem vor ihnen herschreitenden schönen Knaben in die Lauben des Gartens. Gegen Süden hatte er einen balkonähnlichen Vorsprung, durch dessen Laubwände bunte Seidengewänder schimmerten und das Gezwitscher plaudernder Frauenstimmen, durchbrochen von dem hellen Jubel eines Kindes, ertönte. Dort lehnte auf sammetnen Polstern eine schlanke blasse Dame, deren hastige Rede und bewegliches Mienenspiel die Lebhaftigkeit eines Geistes verrieth, der sie nicht zu erquicklicher Ruhe kommen ließ. Vor ihr auf dem Steintische trippelte und jauchzte ein zweijähriges Mädchen, das eine niedliche Zofe an beiden Händchen emporhielt. Dazu klang die melancholische Weise eines Volks-

liedes, die ein italiänischer Junge in schüchterner Entfernung auf seiner Mandoline spielte.

Der Herzog selbst hatte sich an das stillere nördliche Ende des Gartens zurückgezogen, wo er allein auf der niedrigen von der Flut bespülten Mauer saß, eine Landkarte auf den Knieen, mit deren Linien er die gewaltig vor ihm aufragenden Gebirgsmassen zweifelnd verglich.

Waser hatte jetzt den Ruheplatz des Herzogs erreicht und stellte sich und seinen Freund mit einer tiefen Verbeugung vor. Rohans Auge blieb sofort an der in ihrer wilden Kraft seltsam anziehenden Erscheinung des Bündners haften.

„Euer Rock ließ mich auf den evangelischen Geistlichen schließen," sagte er, sich mit Interesse ihm zuwendend. „Ihr könnt also, obgleich wir uns auf diesem Boden treffen und trotz Eurer dunkeln Augen kein Italiäner sein. Da seid Ihr wohl ein Sohn der nahen Rhätia, und so will ich Euch denn bitten, mir von den Gebirgszügen, die ich gestern, den Splügen überschreitend, durchschnitt und die ich zum Theil noch vor mir sehe, einen klaren Begriff zu geben. Meine Karte läßt mich im Stich. Setzt Euch neben mich."

Jenatsch betrachtete begierig die vorzügliche Etappenkarte und fand sich schnell zurecht. Er entwarf dem

Herzog mit wenigen scharfen Zügen ein Bild der geographischen Lage seiner Heimat und ordnete ihr Thälergewirr nach den darin entspringenden und nach drei verschiedenen Meeren sich wendenden Strömen. Dann sprach er von den zahlreichen Bergübergängen und hob, sich erwärmend, mit Vorliebe und überraschender Sachkenntniß deren militärische Bedeutung hervor.

Der Herzog war mit sichtlichem Wohlgefallen und steigendem Interesse der raschen Auseinandersetzung gefolgt, jetzt aber erhob er sein mildes, durchdringendes Auge zu dem neben ihm stehenden Bündner und ließ es nachdenklich auf ihm ruhen.

„Ich bin ein Kriegsmann und rühme mich dessen," sagte er, „aber es giebt Augenblicke, wo ich diejenigen glücklich preise, die dem Volke predigen dürfen: „Selig sind die Friedfertigen. — Heutzutage darf nicht mehr dieselbe Hand das Schwert des Apostels und das Schwert des Feldherrn führen. Wir sind im neuen Bunde, Herr Pastor, nicht mehr im alten der Helden und Propheten. Die Doppelrolle eines Samuel und Gideon ist nicht mehr die unsrige. Heute warte Jeder in Treue des eignen Amtes. Ich achte es für ein schweres Unglück," hier seufzte er, „daß in meinem Frankreich die evangelischen Geistlichen durch ihren Eifer

sich hinreißen ließen, die Gemüther zum Bürgerkriege zu erhitzen. Sache des Staatsmannes ist es, die bürgerlichen Rechte der evangelischen Gemeinden zu sichern, Sache des Soldaten, sie zu vertheidigen. Der Geistliche hüte die Seelen, anders richtet er Unheil an."

Der junge Bündner erröthete unmuthig und blieb die Antwort schuldig.

In diesem Augenblicke erschien der Page mit der ehrerbietigen Meldung, die Reisebarke des Herzogs sei zur Abfahrt bereit und Rohan beurlaubte die Freunde mit einer gütigen Handbewegung.

Auf dem Heimritte erging sich Waser in Betrachtungen über die politische Rolle des Herzogs, der gerade damals seinen protestantischen Mitbürgern in heimischer Fehde einen ehrenhaften Frieden erkämpft hatte. Er meinte, freilich werde derselbe von kurzer Dauer sein und fand Gefallen daran, die Lage Rohans und der französischen Reformirten seinem Freunde mit den dunkelsten Farben zu malen. Er schien etwas empfindlich und verdüstert, daß seine Person vor dem Herzog neben Jürg sehr zurückgetreten, ja gänzlich verschwunden war. — Seit Heinrich IV., behauptete er, setze sich die französische Politik zum Ziele, die Protestanten in Deutschland gegen Kaiser und Reich zu schützen, den Reformirten im eigenen Lande dagegen den Lebensnerv

zu durchschneiden. Sie trachte, durch Wiederherstellung der staatlichen Einheit Kraft zum Vorstoße nach außen zu gewinnen. Es ergebe sich daraus das seltsame Verhältniß, daß die französischen Protestanten unterliegen müßten, damit den deutschen die diplomatische und militärische Hilfe Frankreichs, deren sie höchlich bedürften, gesichert bleibe. — So schwebe über dem Herzog trotz der Hoheit seiner Stellung und seines Charakters das traurige Verhängniß, seine Kraft in unheilbaren Conflicten aufzureiben und am Hofe von Frankreich immer mehr den Boden zu verlieren. Jetzt bringe er wohl Weib und Kind nach Venedig, um bei dem nächstens neu ausbrechenden Sturme freiere Hand zu haben.

„Du bist ja ein durchtriebener Diplomat geworden!“ lachte Jenatsch. „Aber findest Du es nicht in dieser Ebene entsetzlich schwül? Dort steht eine Scheuer ... wie wär's, wenn wir unsere Thiere eine Weile im Schatten anbänden und Du Dein weises Haupt ins Heu legtest?“

Waser war einverstanden und in kurzer Frist hatten sich Beide auf das duftige Lager ausgestreckt und waren entschlummert.

Als der junge Zürcher erwachte, stand Jenatsch vor ihm, mit spöttischen Blicken ihn betrachtend. „Ei, Schatz, was schneidest Du denn im Schlafe für verklärte Ge-

sichter?" sagte er. „Heraus mit der Sprache! Was hast Du geträumt? Von Deinem Liebchen?"

„Von meiner innig verehrten Braut, willst Du sagen. Das wäre nichts Ungewöhnliches; aber ich hatte in der That einen wunderbaren Traum . . ."

„Jetzt weiß ich's . . . . . Dir träumte, Du seiest Bürgermeister von Zürich!"

„So war es . . . . merkwürdiger Weise!" sagte Waser sich sammelnd. „Ich saß in der Rathsstube und hielt Vortrag über Bündnerdinge, — über die Bedeutung der Feste Fuentes. Als ich geendet, wandte sich das nächstsitzende Rathsglied gegen mich mit den Worten: Ich bin ganz der Meinung seiner Gestrengen des Herrn Bürgermeisters. Ich sah mich nach diesem um; aber siehe, ich saß selbst auf seinem Stuhle und trug seine Kette."

„Auch mir hat geträumt," sagte Jenatsch, „und recht seltsam. Du weißt, oder weißt nicht, daß in Chur ein ungarischer Astrolog und Nekromant sein Wesen treibt. Mit diesem Gelehrten hab' ich mich während der letzten langwierigen Synode nächtlicher Weile eingelassen, um zu sehen, was an der Sache sei."

„Um Himmelswillen, Astrologia! . . . Und Du bist ein Geistlicher!" rief Waser entsetzt. „Sie vernichtet die menschliche Freiheit und diese ist die Grundlage

aller Sittlichkeit! — Ich bin ein entschiedener Bekenner der menschlichen Freiheit!"

„Wohl Dir," fuhr der Andere unbeirrt fort. „Beiläufig gesagt, es gelang mir nicht, aus dem Hexenmeister etwas Festes und Faßbares herauszubringen. Entweder wußte er nichts, oder er fürchtete von mir verrathen zu werden. — Vorhin im Traume aber sah ich den Mann wieder vor mir und ich setzte ihm den Dolch auf die Brust, um mein Schicksal zu erfahren. Da entschloß er sich, es mir zu zeigen und zog mit den feierlichen Worten: „Dieser ist dein Schicksal!" den Vorhang von seinem Zauberspiegel.

Anfangs sah ich nichts als eine helle Seelandschaft, dann trat eine grünbewachsene Mauer hervor und da saß, die Karte von Bünden vor sich, mild und bleich, wie wir ihn eben gesehen haben, der Herzog Heinrich Rohan."

Sechstes Kapitel.

Unter diesen Gesprächen waren die Freunde auf der staubigen Landstraße, die durch das Veltlin hinaufführt, eine gute Strecke weiter getrabt und schon erglänzten in der Ferne das Schloß und die Mauern von Morbegno.

Jetzt blickte Jenatsch scharf auf die letzte Windung des in weitem Bogen nach dem Städtchen laufenden Weges. Dort bewegte sich langsam ein kleiner brauner Reiter.

„Bravo," rief der Bündner, „da machst Du eine prächtige Bekanntschaft! Dort kommt der Pater Pancrazi, voreinst — das ist vor einem Jahrzehnt — Almosenierkapuziner und Beichtiger der Nönnchen von Cazis. Wir haben ihm sein Kloster aufgehoben. Wären unsere Kapuziner alle so gute Bündner wie er, und so witzige Gesellen, man hätte sie unbehelligt gelassen. Seit-

her hat er sein Unterkommen in einem Ordenshause irgendwo am Comersee gefunden und führt hier herum, predigend und terminirend, ein fahrendes Leben."

„Er ist mir nicht unbekannt," erwiederte Waser. „Voriges Jahr collectirte er in Zürich für die Uebriggebliebenen und Verarmten eurer verschütteten Stadt Plurs und betonte mit beweglichen Worten als gute Seite solcher Verheerungen, daß sich die Christen in diesen Jammerfällen über die Scheidewand der Konfessionen hinweg hilfreich die Bruderhand reichen. Kurz nachher aber kam mir eine gedruckte Bußpredigt von ihm zu Gesichte, worin er — zu meinem ärgerlichen Erstaunen — in der derbsten Sprache behauptet, der Bergsturz sei ein warnendes Gericht und eine göttliche Strafe für die Duldung der Ketzerei. Das heißt in sträflicher Weise mit zwei Zungen geredet."

„Wer wird das einem Kapuziner und praktischen Manne verdenken!" lachte der Andere. „Sieh, er setzt sein Eselchen in Trott, er hat mich erkannt."

Der Kapuziner trabte auf seinem Thiere, das neben ihm noch zwei volle Körbe trug, so rasch heran, daß der Staub in Wirbeln aufflog. Aber die lustige Begrüßung, die Waser erwartete, blieb aus. Pancrazio kurze Gestalt drängte hastig vorwärts und streckte ihnen die Rechte mit abwehrender Geberde entgegen, als be-

deute er die Reisenden, ihre Maulthiere zu wenden. Nun hatte er sie fast erreicht und rief ihnen zu:

„Zurück Jenatsch! Nicht hinein nach Morbegno!“ —

„Was bedeutet das?“ fragte dieser ruhig.

„Nichts Gutes!“ versetzte Pancratius. „Wunder und Zeichen geschehen im Veltlin, das Volk ist aufgeregt, die Einen liegen in den Kirchen auf den Knien, die Andern laden ihre Büchsen und wetzen ihre Messer. Zeige Dich nicht in Morbegno, kehre nicht auf Deine Pfarre zurück, wende Dein Thier und flüchte nach Chiavenna!“

„Was? Ich soll mein Weib im Stiche lassen?“ fuhr Jenatsch auf; „meine Freunde nicht warnen? Den braven Alexander und den redlichen Fausch auf seinem Bergdorfe Buglio? Nichts da! Ich reite zurück — natürlich das Städtchen umgehend über die Adda. Mein Kamerad hier, Herr Waser von Zürich, kennt keine Furcht ... und Du, Pancrazi, thust mir den Gefallen und kommst mit. Du nächtigst bei mir. Meine Verbenner sind nicht so gottverlassen, daß sie des heiligen Franziskus Kutte nicht in Ehren hielten.“

Nach kurzem Besinnen willigte der Kapuziner ein. „Meinetwegen, am Ende!“ sagte er. „Heute bin ich Dein Schutzpatron, ein ander Mal bist Du der meinige.“

So ritten sie, was ihre Thiere laufen konnten,

nach Berbenn hinüber und wie wenig Waſer auch dieſe wilden Ereigniſſe zuſagten, er machte gute Miene und rechnete es ſich zur Ehre, das ihm ertheilte Lob der Tapferkeit zu verdienen.

Eben ertönte die friedliche Abendglocke, als ſie vor der Pfarre von Berbenn abſtiegen. Unter dem niedrigen Eingangsbogen des Laubdaches ſtand ein breitſchultriger ernſter Mann von kleiner Statur aber mit ausdrucksvollem Kopfe, nachdenklich und aufmerkſam ſeinen Hut betrachtend, welchen er nach allen Seiten drehte und gegen das Licht hielt. Es war ein hoher ſpitzer Filz von ſchwarzer Farbe.

„Was ſtellſt Du da für tiefſinnige Unterſuchungen an, Kollege Fauſch?“ begrüßte ihn Jenatſch. „Was iſt's mit Deinem Filz? Oben aufgeriſſen, wie ich ſehe. Willſt Du ihn hinfür zur Verſtärkung Deines Baſſes als Sprachrohr gebrauchen?“

Sorgenvoll erwiederte der Kleine: „Betrachte das Loch näher, Jürg! Seine Ränder ſind verbrannt. Es iſt eine Kugel durchgefahren, die mir einer Deiner Berbenner zuſchickte, als ich durch die Weinberge hinunterſtieg. Natürlich galt ſie Dir; denn man ſah über der Mauer nur meinen Kopf und der gleicht dem Deinigen, wie Du weißt, zum Verwechſeln. Der Teufel ſoll mich holen,“ fuhr er heftiger fort, „wenn ich nicht den geiſt-

lichen Stand quittire. Der Part ist ungleich: uns ist nur das Schwert des Geistes gestattet, angefallen aber wird unser Fleisch mit Eisen und Blei." —

„Gedenke Deines Schwurs, Fausch, mein Sohn, das Evangelium zu predigen usque ad martyrium," erscholl aus dem Hintergrunde der Laube von einer tief beschatteten Bank her die etwas dumpfe Stimme eines graubärtigen Mannes, der dort in aufrechter Haltung am Tische saß und sich von der schönen Lucia Sasseller einschenken ließ. Das junge Weib aber erblickte kaum ihren Mann, so eilte es ihm entgegen und schmiegte sich bleich und furchtsam an seine Seite, als suche es Schutz vor einer entsetzlichen Angst.

„Exclusive, Blasius! exclusive! Bis an den Martertod hinan, aber nicht hinein!" antwortete Fausch, sich zu seinem Kollegen wendend, dessen Glas er ergriff und bis auf den letzten Tropfen leerte.

Indessen machte Jenatsch seinen zürcherischen Freund mit dem glaubensstarken Pfarrer Blasius bekannt und stellte ihm dann lachend in Pfarrer Lorenz Fausch einen Schulkameraden aus dem „Loch" in Zürich vor, dessen sich Waser gar wohl erinnerte als eines um ein paar Jahre ältern, ziemlich liederlichen Studiengesellen. „Dieser Mann hat seither in Bündnerdingen eine hervor-

ragende Rolle gespielt," behauptete Jürg und schlug dem Kleinen auf die Schulter.

Der Kapuziner schien mit beiden Pfarrern auf bekanntem Fuße zu stehen und Fausch fuhr, diesmal an Waser sich wendend, in seiner aufgeregten Rede fort:

„Glaubst Du's wohl, Herr Zürcher? Während Du in Deiner löblichen Stadt sittsam zur Predigt gehst und über das Gesangbuch hinweg züchtig nach Deinem Jungfräulein ausschaust, betrete ich armer Streiter Gottes niemals die Kanzel ohne fröstelnd den Rücken einzuziehen, aus Furcht es fahre mir das Messer oder die Kugel eines meiner Pfarrkinder zwischen die Schultern! — Aber," sagte er, nachdem er mit den Männern in die Stube getreten, „nun bin ich auch zum längsten Pfarrer gewesen. Dies Erlebniß," er zeigte auf das Loch in seinem Filze, „giebt den Ausschlag. Das Maß ist voll. Ich habe von meiner Muhme in Parpan zweihundert Goldgulden geerbt, Gnade genug um ein sicheres Gewerbe zu beginnen. — Herunter mit dem Pfarrrock!" und er legte Hand an sein geistliches Kleid.

„Warte, Freund!" rief Jenatsch, „das verrichten wir zusammen. Auch mein Maß ist heute voll geworden! Nicht eine feindliche Kugel verjagt mich von der Kanzel, sondern eine freundliche Rede. Der Herzog

Heinrich hat Recht," wandte er sich an den erstaunten Waser, „Schwert und Bibel taugen nicht zusammen. Bünden bedarf des Schwertes und ich lege die geistliche Waffe zur Seite, um getrost die weltliche zu ergreifen." Mit diesen Worten riß er sein Predigergewand ab, langte seinen Raufdegen von der Wand herunter und gürtete sich ihn um den knappen Lederkoller.

„Potz Velten, ihr gebt ein lustiges Beispiel," rief der Kapuziner mit schallendem Gelächter. „Fast gelüstet mich, es euch nachzuthun! Aber meine braune Kutte ist leider zu zäh und hat ein fester Gewebe als eure Röcklein, ehrwürdige Herren!"

Blasius Alexander, der diesem Vorgange ohne Verwunderung, aber mißbilligend zuschaute, faltete jetzt die Hände und sprach feierlich: „Ich aber gedenke zu verharren im Amte bis ans Ende usque ad martyrium, bis in den Martertod, zu welcher Ehre Gott mir helfe!"

„Kein schönrer Tod ist in der Welt,
Als wer vorm Feind hinscheidt"....

sang Jenatsch mit flammenden Augen.

„Ich werde ein Zuckerbäcker," erklärte Fausch wichtig, „ein Bischen Weinhandel daneben ist selbstverständlich." Damit setzte er sich an den Tisch, schnallte eine kleine Geldkatze ab, die er um den Leib trug, und begann die Goldstücke, eifrig rechnend, in Häuflein zu ordnen.

Jürg Jenatsch aber umschlang die eben eintretende Lucia und küßte sie mit überströmender Zärtlichkeit: „Sei getrost, mein Herz, und freue Dich! Eben hat Dein Georg den schwarzen geistlichen Rock abgeworfen, der Dich mit den Deinen verfeindet hat. Wir ziehn hier weg, es wird Dir wohlergehn und Du erlebst an Deinem Manne Ehre die Fülle."

Lucia erröthete vor Freude und blickte mit seliger Bewunderung in Jürgs übermüthiges Angesicht, aus dem eine wilde Freude sprühte. Noch nie hatte sie ihn so glücklich gesehn. Offenbar wich eine dunkle Furcht von ihrem Herzen, an der sie von Tage zu Tage schwerer getragen und die ihr das Leben in der Heimat verleidet hatte.

„Hier, Jürg, mein Bruder," sagte jetzt Fausch, der mit seiner Rechnung fertig war, „hier mein Eingebinde zu Deinem Taufstage als Ritter Georg! Für Gaul und Harnisch. Das Kapital ist gut angelegt. Ich komme mit einem Hundert zurecht." Und er schob ihm die Hälfte seines kleinen Erbes zu.

Jürg schüttelte die ihm entgegengestreckte kurze breite Hand derb, aber ohne sonderliche Rührung und strich das Gold ein.

Inzwischen hatte sich Waser zu Pater Pancraz gesetzt, um ihm auf den Zahn zu fühlen. Dem Zürcher

erschien des Kapuziners kecktes Betragen, seine Lustigkeit und Selbstbeherrschung etwas zweideutig und verdächtig. Aber sein Mißtrauen schwand, als er die ungeschminkt herzliche Besorgniß des Paters um das Schicksal seiner bündnerischen Landsleute wahrnahm und er mußte bewundern, wie richtig Pancraz die gefährlichen Verhältnisse auffaßte, wie scharf er die Vorzeichen des herannahenden Sturmes beobachtet hatte.

„Ich fürchte, es sind große Herren," sagte der Pater, „Spanier, vielleicht auch Bündner, die diesmal das Spiel in Händen halten und zu ihren habgierigen und herrschsüchtigen Zwecken den frommen, einfältigen Glauben des Veltlinervolks mißbrauchen. Wehe, sie schüren einen höllischen Brand, das Blut, das sie vergießen, wird ihnen bis an die Kehle steigen und sie ersäufen. — In Morbegno hieß es, die Mordbanden des Robustell seien schon auf dem Wege das Thal herunter. Gott gebe, daß solcher Greuel nur in den welschen Köpfen spukt! Eins aber ist gewiß — und das beherzigt, ihr Männer" — sprach er aufstehend und an die drei Bündner sich wendend: „des Bleibens der Protestanten im Veltlin ist nicht mehr."

Jetzt erhob Jenatsch die Stimme. „Kein Zweifel, Brüder, die Gefahr ist vor der Thür!" sagte er. „Kein Augenblick ist zu verlieren. Fort müssen wir. Wir sammeln

in Eile unsere wenigen Glaubensgenossen, treiben unsere geistliche Heerde, Mann, Weib und Kind, über das Gebirge nach Bünden, und decken bewaffnet den Rückzug."

Blasius Alexander schüttelte den Kopf als er von Flucht reden hörte, und lud mißvergnügt seine Muskete, die er mitzubringen nicht versäumt hatte, mit Pulver aus dem großen an seiner Hüfte hangenden Familienhorn. Dann stellte er die Waffe zwischen die Kniee und fuhr fort, langsam aber unausgesetzt, Becher um Becher zu leeren, ohne daß der feurige Wein den kalt ruhigen Blick seines Auges im Mindesten belebt, oder sein farbloses Angesicht geröthet hätte.

Der junge Zürcher sah diesem Thun bedenklich zu und konnte endlich die Bemerkung nicht unterdrücken, ob der edle Trank, in solcher Ueberfülle genossen, dem Herrn Blasius nicht zu Kopfe steigen und die im nahenden Augenblicke der Gefahr so nöthige Geistesklarheit trüben könnte.

Darauf warf ihm der Alte einen etwas verächtlichen Blick zu, antwortete aber gelassen und ungekränkt: „Ich vermag Alles in dem Herrn, der mich stark macht."

„Das ist ein christlich Wort!" rief der Kapuziner, ließ die Gläser klingen und reichte dem greisen Prädikanten über den Tisch die Hand.

Unterdessen war der Mond aufgegangen und überrieselte draußen die Krone der Ulme und die schwere Blätterdecke der Feigenbäume mit hellem Lichte; aber nur eine spärliche Helle drang durch die kleinen Fenster in das breite, tiefe Gemach und schattete ihre massiven Gitterkreuze auf dem steinernen Fußboden ab.

Lucia stellte die italienische eiserne Oellampe auf den Tisch und entfachte, die Dochte in die Höhe ziehend, drei helle Flämmchen, die auf ihr über das Geräth gebeugtes liebliches Antlitz einen rothen Wiederschein warfen.

Plötzlich fiel durchs Fenster ein Schuß. Die Männer sprangen auf. Das junge Weib sank ohne Laut zusammen und die Lampe lag verglimmend am Boden. Eine tödtliche Kugel hatte die sanfte Lucia getroffen.

Schaudernd sah Waser das schöne sterbende Haupt, auf welches das Mondlicht fiel und das Jenatsch, auf den Knieen liegend, im Arme hielt. Jürg weinte laut. Während der Pater bemüht war die Lampe wieder anzuzünden, hatte Blasius Alexander seine Büchse ergriffen und schritt ruhig in den mondhellen Garten hinaus.

Er mußte den Mörder nicht lange suchen.

Da kauerte zwischen den Stämmen der Bäume ein langer Mensch, dessen vorgebeugtes Gesicht dunkle darüber

fallende Lockenhaare verbargen, den Rosenkranz in der Hand, stöhnend und betend. Neben ihm lag ein noch rauchendes schwerfälliges Pistol.

Ohne Weiteres legte Blasius sein Gewehr auf ihn an und streckte ihn mit einem Schusse durch die Schläfen nieder. Dann trat er neben den auf das Angesicht Hingesunkenen, drehte ihn um, betrachtete ihn und murmelte: „Dacht' ich mir's doch — ihr Bruder, der tolle Agostino!" — Eine Weile stand er horchend. Nun schlich er über die Gartenmauer spähend wieder dem Hause zu. Durch die Stille der Nacht drang ein ungewisser Lärm an sein Ohr. „Zwei Vögelchen haben gepfiffen," sagte er vor sich hin, „bald fliegt uns der ganze Schwarm aufs Dach."

Mit einem Male scholl aus dem Dorfe ein gellendes Geschrei, und jetzt dröhnte es über ihm, — die Kirchenglocke schlug an und läutete in hastigen Schwüngen Sturm. Alexanders Blick fiel auf den wieder ins Dunkel hinausleuchtenden Schein der verrätherischen Lampe, er schlug die dicken Laden des Erdgeschosses zu und schritt ins Haus zurück, in der Absicht es mit den Freunden wie eine Festung bis auf den letzten Mann zu vertheidigen; denn schon knallten Schüsse von der Gasse her und Schläge fielen gegen die vordere Hausthür. Fausch hatte sie eben verriegelt und stürzte die

Bodentreppe hinauf, um durch die Dachluken auszuschauen. Der Prädikant aber lud seine Muskete wieder und stellte sich an das schmale vergitterte Küchenfenster, das nach der Gasse ging, wie hinter eine Schießscharte.

„Die Schurken!“ rief er dem Zürcher zu, der eben hastig aus seiner Kammer trat, wo er sein Ränzchen geholt und seinen leichten Reisedegen umgeschnallt hatte, „wir wollen unser Leben theuer verkaufen!“

„Um Gottes willen, Herr Blasius,“ warnte dieser, „gedenkt denn Ihr, ein Diener am Wort, auf die Leute zu schießen?“

„Wer nicht hören will, muß fühlen,“ war des Bündners kaltblütige Antwort.

Jetzt aber faßte Pancrazi den tapfern Alten mit beiden Armen um den Leib und riß ihn von dem Mauerloche zurück: „Willst Du uns Alle verderben mit Deiner wahnwitzigen Gegenwehr? — Macht, daß Ihr von hinnen und in die Berge kommt!“ —

„Misericordia!“ dröhnte Fauschens Stimme durch die Treppenöffnung herunter, „Sie kommen in hellen Haufen, sie stürmen das Haus des Poretto! Wir sind verloren!“

„Macht, daß Ihr fortkommt!“ schrie der Pater, während immer heftigere Beilhiebe gegen die Thüre schmetterten.

„Auch gut, Kapuziner," sagte Blasius, der jetzt mit beiden Armen Reisigbündel und Stroh aus der Küche schleppte und mit geübten Handgriffen im Gange zwischen den beiden Hausthüren aufschichtete. „Wir heben uns von hinnen über den Bondascagletscher ins Bergell. Fausch, alle Dachluken auf, damit es Luft giebt! Und dann hierher!"

Fausch krabbelte die Treppe herunter, beladen mit allerlei Mundvorrath, den er oben gefunden hatte, und Waser sah sich jetzt nach Jenatsch um.

„Hier scheiden sich die Wege, Pancrazi," sagte der alte Prädikant und drückte dem Pater die Hand über den Reisigwall hinweg, während das Mittelstück des Hausthors unter dem Geheul der Belagerer auseinanderkrachte. „Dein ist die Vorderthür. Unsern Rückzug durch die hintere deckt die Flamme". Und er entzündete den Holzstoß. „Abgezogen, ihr evangelischen Männer!" —

Während das Feuer in aufrechter Lohe durch die luftige Bodenöffnung emporschlug, trat Jenatsch, die Todte im Arme, aus dem Wohnraume in die flackernde Helle.

In seiner Rechten leuchtete das lange Schwert, auf dem linken Arme trug er, als spürte er die Last

nicht, seine Todte, deren stilles sanftes Haupt wie geknickt ihm an der Schulter ruhte. Er wollte sie nicht auf der Mordstätte zurücklassen. Waser konnte trotz der Gefahr der Stunde den Blick nicht verwenden von diesem Nachtbilde sprachlosen Grimms und unversöhnlicher Trauer. Er mußte an einen Engel des Gerichts denken, der eine unschuldige Seele durch die Flammen trägt. Aber es war kein Bote des Lichts, es war ein Engel des Schreckens.

Indeß die Bündner durch den Garten nach dem Fuße des Gebirges enteilten, hatte der Pater in der Küche neben Feuer und Rauch standhaft den Augenblick erwartet, wo die Thüre in Splitter flog. Jetzt sprang er, das Crucifix in der vorgestreckten Rechten, zwischen die Pfosten und rief der blutlechzenden Menge entgegen:

„Heilige Mutter Gottes! Wollt ihr mit den Ketzern verbrennen? . . . Feuer vom Himmel hat sie verzehrt! Löschet! Rettet euer Dorf!..“ Und hinter ihm prasselte die lebendige Gluth.

Mit einem Wehgeheul, das nichts Menschliches mehr hatte, wichen die Entsetzten zurück und es entstand eine unbeschreibliche Verwirrung. Blitzschnell verbreitete sich die Sage, Sankt Franziskus in eigener Person habe die Ketzer im protestantischen Pfarrhause vernichtet und sei in erhabener Gestalt den Gläubigen erschienen.

So gelang es dem Kapuziner, sein Eselchen, das er in einem benachbarten Stalle untergebracht hatte, unbemerkt zu besteigen. Brandröthen und Mordgeschrei hinter sich lassend, ritt er auf Umwegen, die Capuze tief ins Gesicht gezogen, seinem Kloster am Comersee zu.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Siebentes Kapitel.

Am Abend des fünften Tages nach diesen außerordentlichen Ereignissen näherte sich Heinrich Waser auf dem von Rapperswyl herkommenden ordinären Markt- und Postschiffe seiner Vaterstadt. Die schlanken Thurmspitzen der beiden Münster zeichneten sich immer schärfer und größer auf dem klar gerötheten Westhimmel, und bei diesem vielliebenden Anblick dankte der junge Amtschreiber aus Herzensgrunde der gütigen Vorsehung für das glückliche Ende seiner über Erwarten gefährlichen Ferienreise.

Bei der Abfahrt von Rapperswyl hatte er sich nur in Gesellschaft der Schiffer befunden; denn eine Schaar von Pilgerinnen aus dem Breisgau, alte müde Weiber, verbargen ihre sonnenbraunen Gesichter scheu unter den rothen Kopftüchern und hatten sich im Vordertheile des Schiffes eng zusammengeduckt. Sie beteten oder schliefen. Sie kamen vom heiligen Gnadenort Einsiedeln und

waren noch über die lange Brücke zu den Kapuzinern von Rapperswyl gewandert, um von den als Geisterbanner und Exorcisten bewährten Vätern allerlei Mittelchen einzuhandeln gegen Krankheit von Menschen und Vieh und gegen teuflischen Spuk. Dort hatten die Wallfahrer von einem schrecklichen Strafgerichte gehört, das in einem Thale jenseits der Berge über die Ketzer hereingebrochen sei. Alle seien sie mit Feuer und Schwert vertilgt worden.

Wohl erfüllte die Weiblein mit freudigem Schrecken dies Unglück der Mißgläubigen, aber auch mit dem Wunsche, so bald als möglich den protestantischen Landen, die sie zu durchwandern hatten, den Rücken zu kehren und jenseits der Grenze in ihrer katholischen Heimath diese großen Dinge zu verkündigen.

So war das Gerücht von dem Protestantenmorde im Veltlin schon vor, oder doch zugleich mit dem jungen Zürcher hieher gelangt. Auch Waser hatte auf dem Heimwege erfahren, was zu glauben er sich immer noch in innerster Seele gesträubt hatte, daß der Ueberfall in Verbenn, den er miterlebt, nur eine Einzelnheit, und nicht die grausamste, eines längst geplanten, unerhörten Bluthades gewesen sei. Sogar die nach und nach bei den Dörfern, wo man anlegte, einsteigenden Marktleute waren voll davon.

Es war eine Gesellschaft, die sich nicht erst von

gestern her kannte. Die zwei Schiffleute, Vater und Sohn, vermittelten mit ihren Ruderknechten schon seit Jahren den Verkehr zwischen den beiden Seeenden. Der Junge, ein von der Sonne geschwärztes, kräftig aufgeschossenes Gewächs, war Wasers Altersgenosse. Sein Vater hatte ihn von Kindesbeinen an auf den See mitgenommen und ihn früh zum Vertragen der dem Schiffe für die Stadt anvertrauten Briefe und Pakete gebraucht. So war der Bursche mit dem jungen Jenatsch schon bekannt geworden, als der Pfarrer von Scharans seinen Jürg nach Zürich auf die Schule führte, hatte ihm später manche Botschaft gebracht, und wenn Waser zu Ferienanfang seinen Schulkameraden seeaufwärts begleitete, hätte dem lustigen Tage das Beste gefehlt, wenn der wort- und schlagfertige Kuri Lehmann nicht mitgefahren wäre.

Er auch war es gewesen, der mit seinem Vater die müde kleine Lucretia in das Schiff aufgenommen, ihr in Zürich den Weg nach dem Carolinum gezeigt und ihr Muth gemacht hatte, nur frisch und unverzagt dem Jürg ihren Kram auf die Schulbank zu stellen.

Auch die Dorfleute — ein alter Mann von Stäfa, der allwöchentlich seine Spanferkel in Zürich zu Markte brachte, der Honighändler, die Fischer und ein paar

Hühner- und Eierweiber — waren Stammgäste des geräumigen Bootes.

Die dunkle Nachricht, welche das Postboot von Rapperswyl brachte, versetzte dessen Insassen in ungewohnte Aufregung. Ihre vor dem Schreckbild scheuende Einbildungskraft erging sich in den abenteuerlichsten Sprüngen. Nicht zufrieden mit den überlieferten Thatsachen, vermutheten sie eine allgemeine Verschwörung der Papisten gegen alles Volk, das sich zur reinen Lehre bekenne. Schließlich waren sie nicht weit davon, den ihnen Allen dem Rufe nach, einigen von Angesicht bekannten Herrn Pompejus, dem sie die Hauptschuld an dem Blutbade beimaßen, zum Feldhauptmann des Antichrists zu erheben und ihm ein Heer schlauer Jesuiten und feuriger Teufel zur Verfügung zu stellen.

„Der letzte Sieg der Bosheit und das Weltgericht steht vor der Thür", sprach feierlich der alte Ferkelhändler, welcher etwas taub war und sich um so eifriger auf die seltene Kunst des Lesens und die selbständige Erforschung der Schrift verlegt hatte, „alle Zeichen sind da, — das große Thier"...

„Ihr könntet irren", unterbrach ihn der Amtschreiber, der bis jetzt in sich gekehrt geschwiegen hatte. „Wißt, daß seit der Apostel Zeiten bei allen schweren Calamitäten, die über das Christenvolk hereinbrachen,

das Ende der Welt von heute auf morgen erwartet wurde. Und doch steht, wie Ihr seht, noch Albis und Uto wie zu der Helvetier Zeiten und fließt die Limmat noch ihren alten Weg. Hütet also Euern Geist und Eure Zunge vor Irrlehre und eigenmächtiger Deutung."

Der Alte senkte den Kopf, murmelte aber zwischen den Zähnen: „Daß es so lange nicht eingetroffen ist, beweist mir gerade, daß es jetzt eintrifft."

Kuri Lehmann, der hart neben Waser stehend, sein langes Ruder führte, streifte jetzt diesen mit einem scharfen Blicke aus seinen wasserhellen, von niedrigen, schwarzbuschigen Brauen beschatteten Augen. Diese durchdringenden, sonst kalt verständigen Augen brannten in frechem Feuer.

„Warum, Herr Amtschreiber, schicken die Gnädigen in Zürich nicht uns Seebuben gegen die Spanioten und Jesuiten im Veltlin? Ist Ihnen das Herz in die Hosen gefallen?" sagte er.

„Halt das Maul, um Gotteswillen, Bub!" rief erschrocken der alte Lehmann, der am Steuer diese respektlose Rede gehört hatte, und fuhr mit der rechten Hand in die Höhe, als wollte er ihm das Wort im Munde zerschlagen. Aber er faßte sich und fügte mit ungewohnter Süße hinzu: „Die Herren in Zürich werden in ihrer Weisheit das Rechte schon treffen".

Kuri aber fuhr unbekümmert fort: „Ihr wißt mehr als wir, Herr Waser! Hab' ich Euch nicht mit einem Reisebündelein vor vierzehn Tagen nach Rapperswyl geführt? Ihr wolltet ein wenig in die Berge hinein, sagtet Ihr. Beim Eid, Ihr seid beim Jenatsch gewesen! War denn der nicht zur Stelle? Der Jürg hat sich doch, beim Strahl, von denen Aesern von Pfaffen nicht abthun lassen! Ihr blickt so traurig drein! Es ist ihm doch nichts passirt? Oder hat es gefehlt, hat er dran glauben müssen?"

„Er lebt, Kuri," versetzte Waser, wie einer, der seine Worte wägt und keines zuviel sagen will.

„Nun, dann zählt darauf, eh' ich diese Schuhe verbraucht habe," — Kuri schonte sie freilich, denn er hatte sie ausgezogen und neben sich auf den Schiffskasten gestellt, um erst in Zürich damit Staat zu machen — „eh' ich diese Schuhe verbraucht habe, hat der Jenatsch den Pompius Planta kalt gemacht. Sonst ist er nicht der Jenatsch mehr! Denkt daran! Leid thut es mir um das Jüngferchen und wird dem Jürg auch leid thun."

Dieses in den Tag hinein gesprochene Wort machte auf Waser einen leidigern Eindruck, als er sich nicht gestehen wollte, und hätte Kuris Vater von Neuem erbost, wäre nicht sein Auge unweit vom Dorfe Küßnach auf einer grünen, von hohen Nußbäumen beschatteten

Landungsstelle haften geblieben. Es ergoß sich dort zwischen steilen, mit Hollunderbüschen und Wurzelwerk überwucherten Borden ein Bach in den See, ein stilles und durchsichtiges Wässerchen, dessen unterhöhlte ausgewaschene Ufer aber verriethen, wie heftig es im Frühjahr toben konnte. Von der Anhöhe blickte ein Landhaus herab. Dort unter den Bäumen stampfte ein kleiner ungeduldiger Junge mit Degen und Federhütchen auf dem schattigen Rasen herum, während die würdige Gestalt eines Präceptors beschwichtigend daneben stand.

„Hoheho, hieher Lehmann! Ich will in die Stadt!“ schrie der Kleine, während sein Mentor ein Tuch aus der Tasche zog, um das Boot heranzuwinken.

Ueberflüssige Bemühung! Der alte Lehmann hatte schon mit dem Rufe: „Aha, der Junker Wertmüller vom Wampispach!“ sein Schiff der Nußbaumgruppe zugelenkt und das Bret zum Einsteigen bereit gemacht.

Nach wenigen Minuten saß der zapplige Kleine auf der Ehrenbank zwischen seinem Erzieher und Herrn Waser, deren Beinbekleidung er mit seinen unruhigen Füßen, die den Boden des Schiffes noch nicht erreichten, muthwillig und unaufhörlich in Gefahr brachte.

Herr Verbi divini Minister Denzler, schämte sich der Erzieher, ließ sich mit Waser über den Junker hinweg in ein lispelndes Gespräch ein. Er beklagte höchlich die

haarsträubenden Wirkungen des Fanatismus, und obgleich Waser das von ihm Erlebte so knapp als möglich erzählte und seine eigene Person dabei bescheiden in den Hintergrund stellte, konnte sich der Präceptor nicht genug entsetzen über die unerhörte Gefahr Leibes und Lebens, welcher sich der Herr Amtschreiber durch seine Kühnheit ausgesetzt. Dann steuerte er seinen persönlichen Angelegenheiten zu, wobei er gut fand, der lateinischen Sprache sich zu bedienen.

„Niemalen, Herr Amtschreiber", bemerkte er, „hätte ich diese schwierige Erziehung übernommen, denn der Kleine, obgleich ein ausgezeichnetes Ingenium, ist, unter uns gesagt, ein bösartiges Dämönlein, wenn mir nicht des Herrn Obersten Schmid Gnaden heilig versprochen hätten, daß ich bei Zufriedenheit mit meinen Leistungen später diesen seinen Stiefsohn auf einer Bildungsreise begleiten dürfte, wie sie noch selten gemacht worden ist. Die deutschen Lande, Italien, Frankreich sollen besucht werden, und wie Cäsar werden wir bis nach Britannia vordringen."

„Ja, der Verbi divini muß mit!" rief hier plötzlich der kleine Kobold, der den Gegenstand der Unterhaltung erraten hatte. „Aber vorher muß er mich alle Sprachen lehren, daß ich in allen kommandiren kann!"

„Was willst Du denn eigentlich werden, Rudolf?"

fragte Herr Waser, um die Blöße, die der Magister sich gegeben, zu decken.

„Ein General!“ rief das Bübchen und sprang von der Bank, denn eben war man durch das Wasserthor des Grendels gefahren und legte jetzt vor der Schiffländе an.

Bald bewegte Herr Waser sich wieder in den gewohnten Geschäften und saß wie früher täglich auf der Rathskanzlei; aber die staatsrechtlichen Handlungen waren für ihn keine leeren Formeln mehr, keine bloße Uebung seiner behenden Gedanken, er war davon durchdrungen, daß dabei Wohl und Wehe der Völker auf dem Spiele stehe, er hatte der Wirklichkeit ins drohende Antlitz geschaut.

In Folge seiner Reise nach Bünden und seiner Rettung aus dem in allen protestantischen Landen Entsetzen verbreitenden Veltlinermorde war das Ansehen des jungen Amtschreibers in seiner Vaterstadt außerordentlich gestiegen. Ja, es geschah eines Sonntags, als er hinter dem Herrn Amtsbürgermeister in seinem Kirchenstuhle saß, daß er aus dem Munde des Antistes der zürcherischen Kirche, während alle Augen sich theilnehmend auf ihn richteten, folgende seiner Bescheidenheit unwillkommenen Worte vernahm:

„Ihr seid durch die Posaune der die Welt durchfliegenden Fama davon unterrichtet," tönte es von der Kanzel herab, „welch schreckliche Hekatombe der papistische Fanatismus in einem uns verbündeten Lande gehäuft hat, — wie sechshundert unsrer protestantischen Brüder ausgerottet wurden durch die Schärfe des Schwertes, — wie die blutgeröthete Adda geschändete Leichen wälzte, während die verstümmelten Reste anderer auf offenem Felde liegen, dem krächzenden Gevögel ein scheußlicher Fraß. — Aber daß der Himmel sogar in allgemeiner Vernichtung seine auserwählten Rüstzeuge zu bewahren weiß, dafür gab er uns, Geliebteste, ein den innigsten Dank erweckendes Zeugniß in der lebendig hier anwesenden Person eines unsrer Herren Mitbürger, den er durch das menschliche Medium von dessen Fürsichtigkeit und Tapferkeit voraussichtlich zu höhern Zwecken mitten aus diesem Verderben gerettet hat." . . .

Eine andere Folge war, daß Wasers Vorgesetzte seit seiner Reise sich von ihm als einem tüchtigen und in Bündnerdingen bewanderten jungen Manne die ersprießlichsten Dienste versprachen. Man berücksichtigte sein Urtheil, und vorzugsweise seiner gewandten Feder ward der öffentliche Verkehr mit den bündnerischen Behörden und der geheime Briefwechsel mit den zürcherischen Vertrauensmännern in diesem schicksalsvollen Lande zu-

gewiesen. Und, wunderbar, die todten Buchstaben der jetzt Schlag auf Schlag aus Chur eintreffenden Berichte bewegten, was sonst nicht der Fall gewesen war, sein Herz noch mehr, als sie seinen Scharfsinn beschäftigten. Zwischen den Zeilen blickten die kraftvollen Köpfe des stolzen Planta, des feurigen Jenatsch, des kalt fanatischen Blasius Alexander hervor und verdeutlichten ihm die Natur dieses ungebändigten, parteisüchtigen, unter einer ruhigen Außenseite tief leidenschaftlichen und seine wilde Freiheit über Alles liebenden Volksstammes.

Oft wenn er ungestört an seinem Arbeitstische saß, ward er unversehens zurückgetragen in die Vergangenheit. Er stand wieder in Verbenn vor dem brennenden Hause und sah den Seelsorger aus den Flammen treten, sein noch im blassen Tode wunderschönes Weib über der Schulter, er sah ihn unausgesetzt, unermüdet, wortlos voranschreiten auf den gefährlichen Bergpfaden und über die zerrissenen Gletscher, bis der Schweigsame seine Last niederlegte auf dem Kirchhofe von Vicosoprano, um sie dort in Bündnererde zu bestatten. Immer mehr wurde Heinrich Waser von dem Eindrucke bewältigt, die Lohe, welche den häuslichen Herd des Bündners verzehrt, flamme fort als verborgener unauslöschlicher Rachebrand in seiner Brust, von einem eisernen Entschluße bis zur günstigen Stunde niedergehalten, und als Jürg thränen-

los am Grabe seiner Lucia gestanden, habe er mit ihr alle Harmlosigkeit der Jugend, alle weichen Gefühle und vielleicht jedes menschliche Erbarmen versenkt. Hatte doch Wasers herzliche Theilnahme bei ihm keine Stätte, nicht ein einziges erwiederndes Wort gefunden. Jenatsch war dem Freunde gegenüber zu Stein geworden, und die letzte Rede, fast die einzige auf der Reise, die er beim Scheiden in Stalla an ihn gerichtet, hatte dem jungen Zürcher beunruhigend und verhängnißvoll nachgeklungen. „Du wirst von mir hören!“ hatte er ihm zugerufen. Mit Jürg war Blasius Alexander fortgegangen als einziger Begleiter. Dieser auch hatte das Gebet über Lucias Grabe gesprochen und dabei schreckliche alttestamentliche Worte so zusammengestellt, daß Waser sie kaum mehr erkannte und sie ihm als der Ausdruck gotteslästerlicher Rachsucht erschienen. Ueberhaupt war Blasius nicht sein Mann. Noch nie war seine heitere, für die verschiedenen Seiten der Dinge empfängliche Natur auf einen schrofferen Gegensatz gestoßen, und ihm graute, seinen Freund in dessen jetziger Stimmung mit diesem kalten Fanatiker zusammen zu wissen.

Wie gesagt, eine Hiobspost folgte der andern. Unmittelbar nach der Schlächterei besetzten die Spanier, von Fuentes her eindringend, mit Heeresmacht das ganze

Veltlin. Die beiden Planta führten die Oesterreicher ins Münsterthal, und zwei Versuche, die verlorenen Landschaften wieder zu gewinnen, blieben fruchtlos. Im Innern von Bünden wuchs täglich die Wuth gegen die landesverrätherischen Anstifter des Veltlinermordes, besonders gegen den vervehmten Pompejus Planta, der in der allgemeinen Verwirrung sich seines festen Hauses Riedberg wieder bemächtigt hatte.

So war Waser, als eines Tages durch einen reitenden Boten die Nachricht von dem Ueberfalle des Schlosses und der Ermordung des Herrn Pompejus eintraf, mehr erschrocken als erstaunt. Das Schreiben kam vom Ritter Doktor Fortunatus Sprecher. Dieser gelehrte Jurist behauptete in der von politischer Leidenschaft beherrschten Zeit eine zurückgezogene und verhältnißmäßig unangefochtene Stellung. Von ihm war bekannt, daß er, dem die waghalsige Demokratenwirthschaft und die spanischen Intriguen gleichermaßen verhaßt waren, in stillen Stunden beflissen sei, die in ihm aufsteigende Bitterkeit bestmöglich zu versüßen durch tägliche genaue Aufzeichnung aller Fehlgriffe und Greuel, welche sich die ihm widerwärtigen extremen Parteien zu Schulden kommen ließen. Dies that er aber mit dem Vorsatze, die unter dem Eindrucke des Tages entstandenen Aufzeichnungen im Laufe der Jahre gemächlich

zu einer ausführlichen und, wie er sich schmeichelte, völlig vorurtheilslosen Geschichte seines Vaterlandes zu verarbeiten. Mit diesem wohlunterrichteten Manne unterhielt die Regierung von Zürich Beziehungen, um, wie sich Jenatsch ausgedrückt hatte, auf dem Laufenden zu bleiben. Der Ritter beobachtete die Vorsicht, seine Briefe nicht an die Staatskanzlei, sondern an Heinrich Waser, den Privatmann, zu richten.

Das Schreiben, welches dieser in schweren Gedanken immer und immer wieder las und unbewußt mit häufigen Thränen benetzte, trug das Datum: Chur, den 27. Februar 1621. Es erzählte das verhängnißvolle Ereigniß in einer Sprache, welche die zornige Erregung des Berichterstatters verrieth.

In der Nacht vom vierundzwanzigsten auf den fünfundzwanzigsten hätten sich die Führer der Volkspartei von Grüsch im Prätigau, dem Sitze ihrer Verschwörung, aufgemacht, zwanzig Mann stark, alle gut bewaffnet und beritten, voran der wahnwitzige Blasius Alexander und der teuflische Jenatsch. In rasendem Ritte durch das schlafende Land und die finstere föhnwarme Nacht brausend, seien sie im Morgengrauen wie Gespenster vor Riedberg aufgetaucht, haben das Thor mit Axthieben gesprengt, seien ohne ernstlichen Widerstand der schlummertrunkenen entsetzten Dienerschaft in

die Schlafkammer des Herrn Pompejus eingedrungen, diese aber sei leer gewesen. Im Begriffe, fluchend und lästernd wieder abzuziehen, habe sie Jenatsch in einem engen Vorzimmer auf ein altes blindes Hündlein aufmerksam gemacht, das winselnd in den Rauchfang des Kamins hinaufschnoberte. Aus diesem sei dann Herr Pompejus mit frevler Faust an seinem langen Schlafkleide [illegible]untergerissen und mit wüthenden Beilhieben zu Tode gebracht worden. Unbegreiflicher Weise seien die Mörder unangefochten in frechem Triumphe durch das rings von den Sturmglocken aufgestörte Land nach Grüsch zurückgekehrt, am hellen Tage durch die Straßen von Chur im Schritte reitend, wo er, Sprecher, durch das Pferdegetrappel an's Fenster gerufen, selbst die Entsetzlichen erblickt und von dem blutigen Jenatsch hohnlächelnd begrüßt worden sei. Der alte Kastellan auf Riedberg aber, Lucas, aus dessen vor Amt gemachten Angaben er diesen seinen wahrhaften Bericht hauptsächlich schöpfe, habe nach Abzug der Meuchlerbande das Mordbeil aufgehoben und, im Gedanken, es der göttlichen Gerechtigkeit als Werkzeug scharf zu behalten, in sorgfältige Verwahrung genommen. Ueber der Todesstätte seines Herrn aber habe er die Mauer mit einem großen Kreuze bezeichnet.

Sprechers Brief endigte mit der schwarzsichtigen

Bemerkung: in dieser Zeit, wo den Guten jede Macht genommen sei, bleibe die Bestrafung der Bösen das einzige Zeichen einer waltenden Vorsehung, und mit dem trostlosen Ausrufe: „Wehe, Rhätia, wehe Dir!"

Dieser Weheruf war nicht unberechtigt, das lehrte die nächste Zukunft. Nach einigen flüchtigen Sonnenblicken, die eine bessere Wendung der Dinge für Bünden zu versprechen schienen, erfüllten sich seine Geschicke. Bevor seit der Ermordung des Herrn Pompejus ein Jahr um war, überschwemmten österreichische und spanische Heerhaufen die rhätischen Lande. Das Volk erhob sich zum Verzweiflungskampfe, selbst Frauen und Mädchen schwangen rohe todbringende Waffen. Jenatsch troff von Blut und seine übermenschliche Tapferkeit wurde zur Legende. So erschlug er Hunderte von Oesterreichern, meldet die Sage, bei Klosters in offener Feldschlacht, er allein mit drei Genossen.

Die heldenmüthigen Bündner wurden von der Uebermacht erdrückt. Waser sah eines nach dem andern ihrer flüchtigen Häupter in Zürich anlangen. Es kam ein Salis, ein Ruinell, ein Violand, — Jürg Jenatsch kam nicht. Wohl mochte es ihm schwer werden, das Bollwerk seiner Berge zu verlassen.

Furcht vor dem übermächtigen Oesterreich lähmte diesmal die Gastfreundschaft der Stadt Zürich, die sie

sonst keinem Vertriebenen versagt. Beim Pokale auf den Zünften hatte die junge Bürgerschaft den bündnerischen Tellen, so nannte man die Mörder des Herrn Pompejus Planta, stürmisch zugejauchzt, jetzt aber streckten sich den Flüchtigen nur wenige Hände entgegen. Man ersuchte sie, sich stille in den Häusern zu halten, damit in Wien ihre Anwesenheit geleugnet werden könne. Die Geister waren von dunklen Ahnungen erschreckt, dreißig kommende Kriegsjahre warfen ihren Schatten vor sich her.

Eines Tages verließ Waser ernster als gewöhnlich und in tief bewegter Stimmung das Haus seiner jungen Braut, die er nächstens heimführen sollte und in deren angesehener Familie er das Abendbrod einzunehmen pflegte. Hier ließ er sonst die Staatssorgen vor der Thür und freute sich in Züchten des Lebens; heute aber quoll ihm der Bissen im Munde. Sein Schwager, ein junger Geistlicher, hatte aus der eben versammelten Synode eine ergreifende Nachricht nach Hause gebracht. Von seiner Hochwürden dem Antistes war ein Schreiben verlesen worden mit der Nachricht von dem standhaften Ende des Märtyrers Blasius Alexander. Da wurde ausführlich von einem seiner Kerkergenossen erzählt, wie man ihn auf der Flucht ergriffen und nach Innsbruck gebracht habe; wie er sich in der Gefangenschaft

unerschütterlich geweigert, den reformirten Glauben abzuschwören, und wie er schließlich zum Verluste der rechten Hand und des Hauptes verurtheilt wurde. Da seine Rechte abgeschnitten auf dem Blocke lag, habe er bereitwillig auch die Linke ausgestreckt, als könne er sich des Marterthums nicht ersättigen.

Um sein Gemüth zu beruhigen, machte Waser gegen seine Gewohnheit einen raschen Gang um die beschneiten Schanzen der Stadt. Als er in seine dunkle Stube zurückkehrte und Feuer schlug, um seine Lampe anzuzünden, gewahrte er in der Fensternische eine hohe Gestalt, die ihm nun festen Schrittes entgegentrat und ihm die Hand auf die Schulter legte. Es war Jürg Jenatsch.

„Erschrick mir nicht, Heinrich," sagte er sanft, „ich komme nur für eine Nacht und verlasse Eure Mauern, so bald in der Frühe ein Thor aufgeht. Hast Du Platz für mich in Deinem Kämmerlein, wie ehedem? .... In Bünden hab' ich nichts mehr zu thun. Da ist Alles verloren — wer weiß für wie lange. Ich gehe zum Mansfeld. Dort auf dem großen deutschen Kampfplatze entscheidet sich mit Sieg oder Niederlage der protestantischen Waffen auch das Loos meiner Heimat." —

Zweites Buch.

Lucretia.

Erſtes Kapitel.

Ein durchſichtig blauer Winterhimmel umfing die Lagunenſtadt und ſchaute ſich mit gleicher Kraft und Helle tief aus dem Spiegel eines ihrer vielen ſchmalen Waſſerbänder wieder entgegen. Hier zeigten die ſtillen Waſſer auch das ſcharfe dunkle Ebenbild einer ſchlank gewölbten Marmorbrücke, die das engſte und bewohnteſte Quartier Venedigs mit dem Campo dei Frari verbindet. Dieſer kleine Platz bildet den ſpärlichen Vorraum zu dem fremdartig erhabenen Meiſterbau Niccolò Piſanos, dem rothſchimmernden Dome der Maria gloriosa de' Frari.

In der engen Pforte eines an die Lagune gebauten Hauſes jenſeits der Brücke ſtand ein Mann von mittleren Jahren mit einem ernſten bärtigen Kopfe und von gedrungener, kurzer Geſtalt. Sein Blick folgte ruhig den lautlos geführten, von Zeit zu Zeit unter

dem Brückenbogen durchgleitenden Gondeln, oder betrachtete die Bettler, welche auf den Stufen des Domes lagerten und eben ihr Frühstück verzehrten. Ihm zu Häupten war an der Mauer, dem Halbrunde der Thürwölbung folgend, in colossalen schwarzen Lettern und italienischer Sprache zu lesen: Lorenz Fausch, Pastetenbäcker aus Bünden.

Aus den herrschaftlichen Gondeln, die an der Landungstreppe des Campo anlegten, war schon manche zarte Dame gestiegen; manche zierliche Gestalt, umhüllt von den weichen Falten dunkler Seide und das Antlitz durch die sammetne Halbmaske vor der Kälte geschützt, war die Stufen hinauf über den Platz in die Kirche geglitten, ohne daß die Züge des Bündners sich im Mindesten verändert hätten. Jetzt aber ging etwas Seltsames auf dem ernsthaft gleichmüthigen Gesichte vor. Unter der Brücke war der wetterbraune, weißbärtige Kopf eines Ruderers zum Vorschein gekommen, der, aus seinen ungelenken Bewegungen zu schließen, mit der Lagune nicht vertraut war. Während sein Gefährte, der auf dem Hintertheile des Fahrzeuges stand, ein jugendlich behender, ein echter Gondoliere, dieses mit schlanker Ruderbewegung an die Mauer drückte, öffnete der Alte langsam die niedrige Gondelthüre und schickte sich an, einer nur leicht verschleierten, offen und groß

blickenden Frau beim Aussteigen behilflich zu sein. Sie aber hatte seine Hand nicht angenommen. Unversehens stand sie auf der Treppe und schritt, ohne sich umzublicken, der Pforte des Domes zu.

Ehe der in der Gondel beschäftigte Alte seiner Herrin folgen konnte, trat Herr Fausch, dessen Miene sich plötzlich erhellt hatte, an den Rand der Lagune vor und rief ihm mit gedämpfter Baßstimme den romanischen Gruß: „Bun dì“, zu; aber jener wandte sich nicht nach dem seine Bekanntschaft Suchenden um, er streifte ihn nur mit einem Blitze unter seinen buschigen Brauen hervor, halb mißtrauisch, halb verständnißvoll, dann zog er langsam einen Rosenkranz aus der Tasche und schritt, Herrn Fausch den Rücken zukehrend, nach der Kirche.

Noch folgte ihm dieser mit nachdenklichen Blicken, als, aus dem Seitengäßchen rasch herauslenkend, ein kleiner hagerer Cavalier an ihm vorüberschoß und mit einem stählernen Sprung auf der Brücke stand. Hier bemerkte er zu seiner Rechten den Bäcker und dessen behaglichen Gruß, wandte ihm einen Augenblick sein junges nichts weniger als hübsches aber höchst originelles Gesicht zu und sagte: „Augenblicklich noch im Dienst! Holt mir ein Fläschchen Cyprier, Vater

Fauſch — wohlverſtanden, von der Sorte, der Ihr perſönlich huldigt. In zwei Minuten bin ich hier."

Fauſch trat aus dem fröhlichen Sonnenlichte in ſein etwas düſteres zu dieſer Morgenſtunde noch leer ſtehendes Schenkzimmer zurück, das jedoch mit ſeinen zahlreichen Sitzen und reinlichen weißen Marmortiſchen offenbar auf den Beſuch von Gäſten nicht geringen Standes eingerichtet war. Während er ſich in den geheimen, wohlverſchloſſenen Raum begab, der ihm in der Meerſtadt als Keller diente, um ein ſtrohumflochtenes Fläſchchen von ſeinem dunkeln Ehrenplatze herunterzuholen, dem Befehle des jungen Cavaliers gemäß, doch Alles mit würdiger Bedächtigkeit, hatte dieſer ſeinen Gang gemacht und kam ſchon wieder über die Brücke zurück.

Er hatte die Kirche betretend ſogleich die hohe Geſtalt wieder entdeckt, die ſein Blick aus der Tiefe des Gäßchens im Fluge erfaßt hatte, und die ihm durch ihre dunkle kräftige Schönheit anziehend erſchienen war.

Andächtig kniete ſie, das Antlitz zum Gekreuzigten erhoben, mit gefalteten Händen auf den Stufen des Hochaltars. Nicht Zweifel, nicht Troſtbedürfniß, nicht Sehnſucht ſchien ſie hergeführt zu haben. Keine innere Aufregung, keine unſtäte Leidenſchaft bewegte die hochgewachſene Geſtalt. Feſte Ruhe lag in den ſchönen,

noch jugendweichen Zügen. Aber nicht klösterlich kalt war ihr Ausdruck, sondern von kräftigem Leben durchglüht. Sie flehte nicht, rang nicht um Erhörung. Sie brachte, so schien es, ein tägliches Opfer, ein gewohntes Gelübde dar, das ihre Seele erfüllte und dem ihr Leben geweiht war.

In steigender Neugier war der junge Cavalier immer näher herangetreten, da hatte sie sich erhoben und war seinem unbescheidenen Auge unverschleiert mit einem stolzen fremden Blicke begegnet. Dann hatte sie die Kirche verlassen. Zwiefach enttäuscht, — denn in der Ferne war ihm die Dame jünger erschienen und auf ihre einfache Hoheit war er nach seinen venetianischen Erfahrungen und Gewohnheiten nicht gefaßt, — hatte er noch einen Blick auf die verschiedenen Kirchenbilder geworfen und ein Wort mit dem Küster gesprochen.

Als Fausch, das Fläschchen auf einem silbernen Teller mit einiger Feierlichkeit vor sich hertragend, in der Hinterpforte seines Schenkraumes erschien, hatte sich der Gast schon in nachlässigster Haltung auf einer Ottomane nächst der Thüre niedergelassen. Er zog jetzt seine Füße von dem Marmortischchen, auf das er sie gelegt hatte, der Bäcker aber holte ein fein geschliffenes kleines Kelchglas herbei, stellte es neben die Flasche und begann nach seiner Gewohnheit selbst das Gespräch.

„Und wer war denn, mit Eurer Gnaden Erlaubniß, das Herz und Augen erfrischende Frauenbild, dem der Herr Locotenent nachschoß wie eine Kugel aus dem Rohre?"

„Wie, Vater Lorenz, das solltet Ihr nicht wissen," meinte der Angeredete, „Ihr, die lebendige Tageschronik und Fremdenliste von Venedig?" —

„Sie kommt mir sonderbar bekannt vor, und wer sie ist, werd' ich herausbringen. Sicher keine dieser trägen Venetianerinnen, dafür erfreut sie sich zu leichter Füße. Wißt nur, Herr Wertmüller, als ich sie vorhin so schön und frei über das Campo schreiten sah, da überkam mich eine Rührung. Mir war, als schritte sie nicht neben dieser faulenden Lagune, sondern auf den Bergpfaden meiner Heimat neben senkrechten Präzipizien und schäumenden Bächen. Noch eins! Ihr Diener, der alte weißbärtige Spitzbube mit den Jägeraugen und dem Rosenkranze, ist ein Bündner so gewiß als ich."

„Also aus Euren Bergen," versetzte Wertmüller, „und von Eurem Schlage."

„Was Wunder übrigens," meinte Fausch, „wenn ein Salis oder ein anderes Haupt unserer französischen Partei in diesem Augenblicke in der gastfreundlichen Venezia zu thun hätte; zweifelt ja von uns Keiner mehr daran, daß Euer Herr, der vielede Heinrich

Rohan, von Richelieu Vollmacht erhalten hat, eine Heerfahrt nach Bünden zu rüsten. Nun kommt endlich die Stunde, da mein Land der österreichisch-spanischen Gewalt entwunden wird."

„Gut," sagte der Andere ihn spöttisch ansehend, „der gallische Hahn also, Vater Fausch, soll sich für euch mit dem österreichischen Adler zausen, daß die Federn fliegen! Ihr traut ihm viel Großmuth zu, denn ihr sitzt fest in den spanischen Krallen. In meiner Stellung als Adjutant des Herzogs bin ich freilich weniger in diese geheimen politischen Pläne eingeweiht als Ihr, das von dem venetianischen Müssiggange inspirirte Lagunen- und Lügenorakel. Uebrigens" fuhr er, seine Schärfe mäßigend, fort und blickte dem Bäcker in die Augen, der in seinem Innersten beleidigt, sich mit geröthetem Angesicht vor ihn hingestellt hatte und nach dem kräftigsten Ausdruck zur Abwehr solcher Mißachtung rang, „übrigens ist heute nicht Politik sondern Kunst bei uns im herzoglichen Palazzo an der Tagesordnung. Eben war beim Frühstück von Tizian die Rede. Eine mit unserer Herzogin befreundete Nobildonna behauptete, unsere kunstsinnige Dame habe bis heute eines der edelsten Werke des Meisters übersehen, das sich hier bei den Frari befinde. Es erwies sich, daß es bei der Herzogin letztem Aufenthalte in Venedig aus irgend

einem Grunde ſich in der Werkſtätte eines Malers befand. Ich ward von ihr abgeſandt, um den jetzigen Thatbeſtand feſtzuſtellen. Es hängt wieder drüben, und ich fliege, es den Herrſchaften zu melden. Sie werden ihre Wallfahrt zu dem Tizian gleich antreten wollen."

„Herr, ſo dürft Ihr mir nicht fort," ſagte Fauſch, und vertrat ihm mit ſeiner breiten Figur den Ausweg. „Ihr verkennt mich grauſam in dem was mir hoch und heilig iſt. — Was hielte meinen Geiſt in dieſem ſchmerzvollen Exil lebhaft und aufrecht, wenn nicht die Tag und Nacht genährte Hoffnung, mein Jahrzehnte lang zerfleiſchtes, verheertes, gefeſſeltes Bünden wieder befreit zu ſehen! — Und ich ſoll mich nicht um Neuigkeiten kümmern? Soll nicht die Fühlhörner nach allen Seiten ausſtrecken? Nicht jede günſtige Nachricht mit durſtigen Poren einſaugen? — Pocht denn Euch nichts hier fürs Vaterland, Herr Wertmüller? ..." Er drückte tief athmend die fette Hand auf die Bruſt. „Glaubt nicht, daß mir die für Bünden unrühmliche Hilfe der Franzoſen willkommen ſei; ich heiße das den Teufel durch Beelzebub vertreiben, aber ſie iſt, Gott ſei's geklagt, der letzte Ausweg aus der härteſten Sklaverei! Auch lebt jetzt in Bünden ein matteres Geſchlecht. In jener großen Zeit freilich, wo ich, der Würgengel Jenatſch

und der Märtyrer Blasius Alexander die Thaten eines Leonidas und Epaminondas vollbrachten, hätten wir Alle uns lieber, die Brust mit Wunden bedeckt, in ein breites Grab reihen lassen, als in das welsche Heer und unsere Seelen eher dem leibhaftigen Teufel übergeben, als dem französischen Cardinal!"

Der junge Wertmüller, den die Scene insgeheim köstlich belustigte, war im Begriffe, den begeisterten Bäcker auf die Seite schiebend, die Thür zu gewinnen, konnte sich aber die Schlußbemerkung nicht versagen: „So weit ich die Weltgeschichte kenne, Vater Lorenz, seid Ihr darin nicht berücksichtigt."

Jetzt ergriff ihn Fausch heftig aber freundschaftlich bei der Hand: „Wie wird heutzutage Historia geschrieben, Herr Locotenent? Saftlos und ohne Gewissenhaftigkeit! Die Tradition jedoch der volksthümlich großen Thaten erlischt nicht, auch wenn ein pedantischer Geschichtsschreiber sie heimtückisch unter den Scheffel stellen sollte. Sie geht über Berg und Thal von Mund zu Munde und aus dem meinigen sollt Ihr ein Euch unbekanntes, wichtiges Blatt unserer Bündnergeschichten kennen lernen."

„Anno zwanzig, als die edle Demokratie in unserem Lande herrschte, vollzog sie einen großartigen, einen

wahrhaft weltgeschichtlichen Akt. Frankreich zweideutelte damals zwischen Licht und Nacht, zwischen protestantischer und katholischer Politik. Dem beschloß das zu Davos versammelte Strafgericht in seiner Weisheit herzhaft ein Ende zu machen. An den Gesandten Frankreichs, — der Gueffier war's, er hielt damals Hof in Maienfeld, — schickte es eines seiner Mitglieder, einen schlichten Bürger, einen einfachen Prädikanten, der dem Franzosen Befehl überbrachte, augenblicklich einzupacken,... und dieser tapfere Republikaner, Euer Gnaden, war niemand anderes, als Lorenz Fausch, der hier vor Euch steht. Jetzt aber hättet Ihr sehen sollen, wie der Franzose seinen Hut vom Kopfe riß, und ihn wie toll mit den Füßen zerstampfte. „Einen Salis oder Planta mindestens hätte man an mich abordnen sollen," schrie er wüthend, „nicht einen solchen ..." hier hielt Fausch inne und besann sich —

„Weinschlauch! — dies ist des denkwürdigen Dialogs beglaubigter Wortlaut," erscholl es mit heller mächtiger Stimme von dem offenen Eingange her, der in diesem Augenblicke durch eine große Gestalt, welche auf die Schwelle trat, verdunkelt ward, und vor dem erstaunt sich umwendenden Bäcker stand ein Kriegsmann von gewaltiger Statur und herrischem Blick.

„Sagte er wirklich so, Jürg?" faßte sich der be-

troffene Herr Lorenz; aber ſtatt ihm zu antworten neigte ſich der ſtattliche Fremde mit leichtem Anſtande gegen den jungen Offizier, der den Gruß militäriſch erwiedernd durch die freigewordene Thür hinaus in den Sonnenſchein eilte.

Zweites Kapitel.

Der Kriegsmann ſchritt klirrend dem Hintergrunde des ſchmalen tiefen Gemaches zu, ſchnallte den Degen ab, legte ihn mit dem Federhute und den Handſchuhen auf einen leeren Sitz und warf ſich mit einer unmuthigen, harten Bewegung auf einen andern.

Fauſch hatte gerade dieſen Gaſt heute am wenigſten erwartet, auch entging ihm der mit den übermüthigen Worten auf der Schwelle im Widerſpruch ſtehende Ausdruck des Kummers und der Abſpannung auf dem kühnen Geſichte nicht. Nachdem er noch einen beſorgten Blick auf dieſes geworfen, ſchloß er behutſam die Thüre ſeines Schankes.

Das ſchmale Gemach lag jetzt im Halbdunkel, nur durch ein hochgelegenes Rundfenſter über der Thür drang ein röthlicher, von goldnen Stäubchen durchſpielter Sonnenſtrahl in ſeine Tiefe und blitzte in der

aufgereihten, fein geschliffenen Reichen und funkelte in dem Purpurweine, welchen Meister Lorenz dem in sich Vertieften unaufgefordert vorgesetzt hatte. Eine gute Weile noch schwieg dieser, das Haupt auf den Arm gestützt, während Fausch die Hände auf die glänzende Marmorplatte stemmte und, einer Anrede gewärtig, nachdenklich vor ihm stand.

Endlich entrang sich der Brust des Gastes ein schwerer Seufzer: „Ich bin ein Mann des Unglücks!“ sprach er vor sich hin. Dann richtete er sich mit einem trotzigen Rucke auf, als ob ihn sein eigenes muthloses Wort aus einem bösen Traume geweckt und seinen Stolz beschämt hätte, heftete seine finstern Augen fest, aber voll inniger Freundlichkeit auf Meister Lorenz und begann: „Du wunderst Dich, Fausch, mich hier in Venedig zu sehen! Du glaubtest, ich hätte noch eine lange Arbeit in Dalmatien, aber ich bin zuletzt rascher damit fertig geworden und unblutiger als ich selber es dachte. Die dalmatischen Räuber sind zu Paaren getrieben und die Republik von San Marco kann mit mir zufrieden sein. Es war kein leichtes Spiel. Bei Gott, ich kenne den Gebirgskrieg von der Heimat her, aber hätt' ich nicht Verräther unter ihnen gefunden, und sie entzweit durch mancherlei List und Vorspiegelung, ich säße noch vor ihren Bergmauern drüben in Zara. Auch

eine hübsche Beute habe ich gemacht und Dein Theil daran, Lorenz, ist Dir wie immer gewiß. Ich bin nicht Jenatsch, wenn ich je vergesse, daß Du mich aus Deinem schmalen Erbe in den ersten Harnisch gesteckt und auf einen Kriegsgaul gesetzt hast."

„Ein dankbares Gemüth ist ein ebenso schönes als seltenes Juwel", sagte Fausch erfreut, „aber wo drückt Euch denn der Schuh, Hauptmann Jenatsch, wenn Ihr Ruhm und Beute vollauf zurückbringt?

„Ich bin noch mit dem letzten Schritte in eine Falle meines tückischen Schicksals getreten", versetzte der Hauptmann, die Brauen schmerzlich zusammen ziehend. „Gestern Mittag landete meine Brigantine an der Riva, ich meldete mich pflichtschuldig bei dem Provveditore, der mich, da ich seine besondere Gunst nicht besitze, ohne Weiteres zu meinem Regiment nach Padua beorderte. Dort langte ich bei einbrechender Nacht an und fand meinen Obersten in einer Locanda eine halbe Meile vor dem Thore, aufgeregt von Becher und Würfel und in bestialischer Laune. Er stand gerade mit roth glühendem Gesicht am Fenster, um Luft zu schöpfen, als ich vortritt. „Prächtig!" schrie er mich an, „da weht uns der Teufel noch sein Schooßkind den Jenatsch her! Herauf, Hauptmann, mit Eurem vollen Beutel aus

Dalmatien!“ — Ich stieg ab und erstattete Bericht, dann setzt' ich mich zur Gesellschaft und wir spielten bis zum Morgenlicht. Dabei verlor der Oberst an mich etwas wie hundert Zechinen, doch verbiß er seinen Grimm und ohne Streit erreichten wir die Stadt. Aber er ließ den Mißmuth an seinem feurigen Rappen aus und das schaumbedeckte Thier traf am Gemüsemarkt mit den fliegenden Hufen ein Bübchen, welches dem Schulmeister und der zur Frühmesse ziehenden Schule nachtrottelte. Wir saßen beim Petrocchi ab und nahmen ein Frühstück. Natürlich war bald auch der Schulmeister da mit einer feierlichen Jammermiene und forderte für das Schülerlein ein dem Edelmuth und dem hohen Stande des Herrn angemessenes Schmerzensgeld. Ruinell aber fuhr den armen Wicht so wüthend an, daß mich ein Mitleid überkam und ich mich dazwischen legte. So empfing denn ich die volle Ladung und der Oberst, der seiner Sinne nicht mehr mächtig war, vergaß sich so weit, daß er mich am Wams packte und einen schurkischen Demokraten schalt, der mit dem pabuanischen Lügenpöbel unter einer Decke stecke...“

„Das bist Du auch, herrlicher Jürg“, rief der Bäcker dazwischen, sobald das Wort Demokrat sein Ohr erreichte, denn dieser Zauberformel hatte er nie widerstehen können. „Das bist Du auch! Dein treues Ge-

müth hat es mit dem gedrückten Volke stets redlich gemeint!"

.... „Je gelassener ich mich vertheidigte, desto unbändiger wurde der Rasende. „Der Degen soll entscheiden, Hauptmann", tobte er, „kommt mit mir vors nächste Thor". Ich beschwor ihn, wenigstens bis morgen davon abzustehen und mich nicht zu nöthigen gegen meinen Obern zu ziehen. Aber er bedeckte mich mit Schmähungen und nannte es eine Feigheit, wenn ich es nicht auf die Waffen ankommen lasse. Da endlich, um den ehrrührigen Aergerniß ein Ende zu machen, folgte ich ihm, ungern genug, auf den Wall hinter St. Justine. Wir waren stattlich geleitet, auch vom Stadthauptmann und seinen Sbirren, tapfern Leuten, wie Du Dir's denken kannst, Lorenz! die sich mit vollkommener Rücksicht hüteten, in fremde Händel einzugreifen. Draußen aber warf der Unselige sich meiner Klinge in so blindem Zorne entgegen, daß er sich nach wenigen Gängen — — aufrannte."

„Brrr", fuhr Fausch zusammen, obwohl er diesen Schluß der Erzählung ahnungsvoll vorausgesehen hatte. Dann setzte er sich hinter sein Rechenbuch, das auf einem kleinen Pulte zwischen dem Tintenfasse und einem umfangreichen, bis auf eine kleine Neige geleerten Kelchglase lag und schlug bedächtig blätternd eine Seite des-

selben auf, die den Namen: „Oberst Jakob Ruinell“ als Ueberschrift trug. Sie war von oben bis unten mit langen Zahlenreihen bedeckt. Er tunkte die Feder ein und zog zwei dicke Striche kreuzweis über das ganze Blatt. Dann setzte er ein Kreuzchen auch neben den Namen und schrieb dazu: obiit diem supremum, ultimus suae gentis und das Datum. „Requiescat in pace. Seine Schuld sei ihm erlassen“, sagte er. „Man versenkt den Letzten seines Geschlechts mit Wappen und Helm. Ich begrabe mit dem Ruinell seine Rechnung. Bezahlen würde sie mir doch niemand.“

„Nun schleppe ich auch das noch hinter mir her!“ seufzte der Andere.

„Werdet Ihr Euch flüchten? fragte Fausch.

„Nein, ich gehe nicht aus Venedig, ich lasse mich nicht vom Herzog Rohan hinwegreißen“, versetzte Jenatsch leidenschaftlich, „jetzt, da der Kampf zur Befreiung meines Vaterlandes wieder entbrennen soll“.

„Merkt wohl, Jenatsch“, sagte Fausch, den Zeigefinger an die Nase legend, mit listigem Blicke, „der Provveditore hat Euch nicht umsonst hinüber nach Dalmatien geschickt. Sein Zweck ist, Euch von Rohan fern zu halten. Ahnt er doch, daß Euer gerades natürliches Wesen im Fluge das Vertrauen des edlen Herzogs gewänne, und daß Ihr in Bünden seine rechte Hand

werden müßtet. Wegen Eurer schon im Jünglingsalter verrichteten demokratischen Großthaten seid Ihr dem weichlichen Venetianer verhaßt und erscheint ihm gefährlich."

„Himmel und Hölle scheiden mich nicht von den Geschicken meiner Heimat", brauste Jenatsch auf, „und diese liegen jetzt in den Händen des Herzogs! „Uebrigens", fuhr er bitter lächelnd fort, hat sich Grimani verrechnet. Ich bin schon seit Monaten mit dem gelehrten Herzog in einem militärischen Briefwechsel; denn ich habe Ernst gemacht aus dem Handwerke, Lorenz, das mir einst die Noth der Zeit aufgedrungen, und von Bünden zeichnet niemand eine bessere Karte als ich."

„Gut", sagte Fausch, „aber wie denkt Ihr Euch das Nächste? Ihr habt nach venetianischem Kriegsgesetze das Leben verwirkt, denn es verbietet bei Todesstrafe sich mit einem Vorgesetzten zu schlagen."

„Bah, es fehlt mir nicht an Zeugen, daß ich knapp nur mein Leben vertheidigt habe", warf der Hauptmann hin. „Grimani freilich haßt mich noch von Bünden her, — wo er früher, wie Du Dich wohl erinnerst, venetianischer Gesandter war, — so gründlich, daß er den Anlaß willkommen hieße, mich in den Canal werfen zu lassen. Diese Lust aber wird er sich versagen müssen. Ich habe einen Vorsprung von mehreren Stunden. Gleich nach dem Zweikampfe warf

ich mich zu Pferde und eilte nach Mestre zurück. Der amtliche Bericht an den Provveditore kann nicht vor Mittag in Venedig ankommen. Das kleine Geschäft, das mich zu Dir führte, ist gleich beendigt, dann fahre ich ohne Weiteres nach dem Palazzo des Herzogs am Canal grande. Ich weiß nicht, ob ich dort gerade willkommen sein werde; aber Schutz und Sicherheit als seinem Gaste versagt mir der Herzog nicht."

„Keinen Schritt aus meiner Bude, Jürg!" eiferte Meister Lorenz. „Der Herzog wird in wenigen Augenblicken hier sein. Er will drüben bei den Frari den Tizian besehen. Das hat mir eben sein Adjutant gesagt, der Wertmüller von Zürich, ein gebildeter Mensch, ein feiner Kopf; aber noch grün, grün! Er spricht häufig hier ein, um mit mir die öffentlichen Angelegenheiten zu verhandeln und sich ein gesundes politisches Urtheil zu bilden." — Inzwischen hatte er leise die Thür etwas geöffnet und sein großes Gesicht lauschend an die Spalte gelegt. „Sieh, sieh," fuhr er fort, „drüben setzen sich die Bettler schon in Bewegung und bilden in rührenden Gruppen auf beiden Seiten Spalier. Der Herzog ist im Anzuge.

Mit diesen Worten stieß er beide Flügel weit auf. Der dunkle Steinrahmen der Thür umschloß ein Bild voll Farbenglanz, Leben und Sonne.

Im Vordergrunde wurden eben an den Ringen der Landungstreppe zwei mit zierlichem Schnitzwerke und wallenden Federsträußen geschmückte Gondeln befestigt. Zwölf junge Gondoliere und Pagen in Roth und Gold, die Farben des Herzogs, gekleidet, blieben zur Hut der Fahrzeuge auf dem von der Mauer grün beschatteten Canale zurück und kürzten sich in den Gondeln mit allerlei Scherz und Neckerei die Zeit. Die Herrschaften waren ausgestiegen und hatten sich die Treppe hinauf nach dem hellen Platze vor der Kirche begeben. Hier standen sie noch, die Schönheit der Fassade bewundernd und lebhaft besprechend.

Leicht zu erkennen an seinem vornehmen hagern Wuchs und der würdevollen aber anmuthigen Haltung war der mit calvinistischer Schlichtheit in dunkle Stoffe gekleidete Herzog. Die schlanke Dame, die er führte, war nach allen Seiten in beständiger Bewegung. Jetzt neigte sie sich gefällig einem kurzen untersetzten Herrn zu, der ihr mit einiger Gravität die gothische Architektur des Doms zu erklären bestrebt war. Ein Gefolge von jungen Edelleuten in militärischer Tracht hielt sich in angemessener Entfernung und setzte mit französischer Lebendigkeit eine Unterhaltung fort, in der offenbar die Maria gloriosa keine Rolle spielte. In ihrer Mitte stolzirte der kleine kecke Wertmüller und schien,

wie ein kampflustiger Sperling seinen Raub, eine These gegen alle gewandten Angriffe seiner jugendlichen Genossen zu verfechten.

Jenatsch hatte sich, die Pforte leer lassend, mit Fausch etwas in den Hintergrund des Gemaches gestellt, doch dergestalt, daß sein Auge den Platz beherrschte, und blickte über des Bäckers Schulter mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Gruppe. Die Erscheinung des Herzogs fesselte seine ganze Seele. Dies war wieder das ihm unvergeßlich eingeprägte blasse Antlitz, in welches er einmal vor langen Jahren am Comersee geschaut hatte. In diesem Augenblicke zeigte ihm der Herzog seine scharf gezeichneten Züge im Profil und der Ausdruck langgeübter Selbstbeherrschung und schmerzlicher Milde, der auf dem etwas gealterten geistvollen Gesichte unverkennbar vorherrschte, überwältigte seltsamer Weise den Bündner wie mit der Macht einer erwachenden alten Liebe. Dieser Mann, der ihn magnetisch anzog, der in der Stunde, die über sein Leben entschied, einen wunderbaren Einfluß auf ihn geübt, dieser edle Mensch, an den er sich immer noch in verborgener Weise gekettet fühlte, hier stand er vor Ihm und erschien ihm, als der bestimmt sei, in das Loos seiner Heimat entscheidend einzugreifen. Rohan hielt wieder die Urne des Schicksals in den Händen.

„Erkennst Du in dem schneeweißen Rundkragen dort, dem ansehnlichen Herrn, der vor der Herzogin scharwenzelt, unsern alten Schulkameraden Waser von Zürich?“ unterbrach Fausch den stürmischen Gedankenflug des Hauptmanns. „Seine Manschetten sind so sauber und schmuck wie vordem sein Schulheft im Loch.“

„Richtig! dort steht Waser! — Was sucht der in Venedig?“ flüsterte Jenatsch.

„Da hab' ich meine Vermuthungen.... Vielleicht hat Zürich irgend eine Rechnung für seine Compagnien im Dienste von San Marco zu ordnen — das ist aber nur Vorwand, sicherlich — und der Fuchs dort hat wohl mehr mit dem französischen Herzog als mit dem geflügelten Löwen zu thun. Das französische Heer, das der Herzog auf das Kriegstheater führen wird, sammelt sich, sagt man, im Elsaß und er kann es nur über den Boden der protestantischen Kantone nach Bünden bringen. Die Herren von Zürich aber berühmen sich, ihre Neutralität zwischen Frankreich und Oesterreich streng und peinlich aufrecht zu halten.... Nur durch einen unvorhergesehenen raschen Durchbruch könnte sie vorübergehend perturbirt und die scharfsichtigste Wachsamkeit betrogen werden. Dieses jeder Vorsicht der Zürcherischen Regenten spottende Ereigniß kartet ihr braver Kanzler dort mit dem Herzog ab“.

„Vortrefflich!“ sagte Jenatsch, den Degen umschnallend, aber nun zu unserm Geschäft!“

Er zog Brieftasche und Beutel hervor.

„Diese zweihundert Zechinen sind Dein, Fatsch“, und er steckte ihm eine Rolle zu, „für Gaul und Harnisch. Meine übrige dalmatische Beute — hier ist sie in Briefschaften und Gold — bring mir bei dem Wechsler a Marca in Sicherheit. Ich hoffe die Bleidächer zu vermeiden; aber es ist gut auf Alles gefaßt zu sein. Addio.“

Fausch ergriff mit Wärme die dargebotene Hand und sagte: „Lebe wohl Jürg, Du mein Stolz“.

Drittes Kapitel.

Auch der Hauptmann trat durch die Pforte der Maria gloriosa. Er sah sich mit einem schnellen Blicke um, und wandte sich dann unbemerkt links unter die hohen Bogen des Seitenschiffs, in dessen Mitte die Gesellschaft des Herzogs ein Altarblatt betrachtete. Langsam vorschreitend näherte er sich der Gruppe.

Der Herzog schien gedankenvoll in das Bild vertieft, während ihm seine Gemahlin mit entzückten Geberden und einem Strome von Worten ihre Bewunderung des von ihr bis jetzt ungenossen gebliebenen Meisterwerks ausdrückte. — Einen Schritt abseits ließ sich Herr Waser von dem hinter ihm stehenden Küster mit leiser Stimme die verschiedenen Figuren des Bildes erklären und schrieb deren Namen in seiner Schrift über die Köpfe einer in Kupfer gestochenen winzigen Kopie, die er aus seiner Brieftasche gezogen hatte.

„Die edle Familie Pesaro," erläuterte in gedämpftem singenden Tone der Küster, während um seine Füße schmeichelnd ein weißes Lieblingskätzchen strich, das, ebenso heimisch im Dom wie sein Meister und ebenso scheinheilig wie er, ihm auf Schritt und Tritt folgte, „die edle Familie Pesaro, der allerheiligsten Madonna vorgestellt durch die Schutzpatrone St. Franziskus, St. Petrus und St. Georg. —" Hier verbeugte er sich gegen die Heiligen und machte eine ehrerbietige Pause. Dann bat er im Flüstertone, auf das dem Beschauer zugewandte lieblich blasse Köpfchen der jüngsten, höchstens zwölfjährigen Pesaro hinweisend, den aufmerksamen Herrn Waser, eine wundersame Eigenschaft ihrer durchsichtigen braunen Augen nicht außer Acht zu lassen. „... Diese zaubervollen Blicke, Herr, richten sich unverwandt auf mich, von woher ich immer das süße kleine Fräulein beschaue. Sie begrüßen mich, wenn ich zum Altar trete, und wohin ich immer geschäftig mich wende, die leuchtenden Sterne verlassen mich niemals".

Während Herr Waser seine Stellung zu wiederholten Malen wechselte, begierig zu erfahren, ob sich diese Behauptung auch zu seinen Gunsten erprobe, wurde das Interesse der jungen Edelleute, welche sich, um die Herzogin ungestört ihrem Kunstgenuße zu über-

lassen, etwas im Hintergrunde hielten, durch ein anderes Augenspiel angezogen. Die Blicke, die sie fesselten, waren nicht die wunderbaren des von Tizian gemalten Kindes, auch durfte der Küster sich nicht erst bemühen, sie auf diesen natürlichen Zauber aufmerksam zu machen. Am Fuße des nächsten Pfeilers knieten ein paar Venetianerinnen. Jugendlich weiche Gestalten! Durch die das Angesicht verhüllenden schwarzen Spitzenschleier schienen schwärzere Brauen und Wimpern und flogen Blicke, deren schmachtendes Feuer zwischen der Himmelskönigin und ihren kriegerischen Beschauern sich theilten. Nicht zu Ungunsten der Letztern, die ihrerseits den Dank nicht schuldig blieben.

„Wie schön wäre diese Gruppe," sagte jetzt die ebenso kunstbegeisterte als gut protestantische Herzogin, indem sie den Arm erhob und mit dem geöffneten Fächer die Madonna mit den drei Heiligen ihrem Blicke verdeckte. „Wie schön wäre diese Gruppe, wenn die gottesfürchtige Familie ihre Andacht ohne die Vermittlung dieses obern Hofstaates vor den Thron des Unsichtbaren brächte!"

„Ihr sprecht als gute Protestantin," lächelte der Herzog, „aber ich fürchte, Meister Tiziano wäre nicht mit Euch zufrieden. Ihr müßtet schließlich über die ganze heilige Kunst den Stab brechen; denn unser

Himmel und was darinnen ist läßt sich nicht mit Linien und Farben darstellen."

Bei den Worten der Herzogin wagte es der kleine Wertmüller hinter dem Rücken der Dame seinem Landsmanne Waser einen spöttischen Blick zuzuwerfen, worüber dieser in Entsetzen gerathen wäre, wenn nicht Beide nun plötzlich den Fremden wahrgenommen hätten, welchem Wertmüller schon eine Stunde früher auf der Schwelle des Zuckerbäckers begegnet war.

„Für den heiligen Georg, gnädigste Frau, muß ich ein Wort einlegen," sagte jetzt, aus dem Schatten tretend und vor der Herzogin sich verbeugend, Hauptmann Jenatsch. „Ich bin ein erprobter Protestant; wenigstens habe ich für die reine Lehre geblutet; doch zu St. Jürg, meinem Namenspatron, halt' ich jeweilen Andacht. Der heilige Drachentödter befreite vor Zeiten mit seiner tapfern Lanze das kappadocische Königstöchterlein. Ich aber weiß ein viel beklagenswertheres Weib, das an den starren Felsen geschmiedet und von den Krallen eines feuerspeienden Drachen zerfleischt, den vom Himmel gesandten Retter mit Sehnsucht erwartet. Die edle Magd, sie ist mein armes Vaterland, die Republik der drei Bünde; der sie aber aus den Klauen des spanischen Lindwurms reißen wird, ihr siegreicher St. Georg, steht leibhaftig vor mir."

„Ihr seid ein Bündner?“ sagte der Herzog, angenehmer berührt durch die hinreißende Wärme des Redenden als durch die stark aufgetragene Schmeichelei, die der Herzogin ein gewogenes Lächeln entlockt hatte. „Irr' ich mich, oder seid Ihr der Hauptmann Georg Jenatsch?“

Dieser verneigte sich bejahend.

„Ihr habt aus Zara an mich geschrieben,“ fuhr der Herzog fort. „Aus den Antworten meines Adjutanten Wertmüller,“ und er stellte dem Hauptmann den schmächtigen Zürcher vor, der des Bündners Auftreten nicht ohne Mißtrauen scharf beobachtet hatte und bei der Nennung seines Namens nun hinzutrat, „aus Wertmüllers Antworten habt Ihr ersehen, daß Eure Mittheilungen über die Zustände Eures Vaterlandes mir alle Beachtung zu verdienen scheinen und die beigelegten Karten mir von Nutzen waren. Wäre meine Zeit durch die Vorbereitung des Feldzuges nicht vollständig aufgezehrt, so hätt' ich mir nicht versagt, Euch persönlich meine Zustimmung in den meisten Fällen, in andern meine Zweifel und Einwürfe mitzutheilen. Um so willkommener ist mir nun Eure Gegenwart in Venedig. Mehr als einmal, seit ich in brieflichen Verkehr mit Euch getreten, hab' ich mich bei meinem Freunde, dem Provveditore Grimani um Eure Rückberufung aus Dal-

matien verwendet. Immer vergeblich. Ich erhielt die Antwort, Ihr wäret dort unentbehrlich. Eure Gegenwart überraſcht mich. Was iſt der Grund Eurer beſchleunigten Rückkehr?"

„Größtentheils mein glühender Wunſch, Euch zu ſehen, erlauchter Herr, und mein Eifer Euch zu dienen," ſagte Jenatſch. „Dies Verlangen ſtärkte meine Erfindungskraft und ließ mich zur Erreichung des Ziels die kühnſten Mittel ergreifen. Meine Aufgabe in Zara iſt gelöſt, und wenn ich nach Venedig zurückeilte, bevor der Provveditore mir eine neue Herkulesarbeit auf irgend einer fernen Inſel ausſann, ſo wird es Euch leicht werden, wofern Ihr mir geneigt ſeid, dieſe Dienſtunregelmäßigkeit in ein günſtiges — in ihr wahres Licht zu ſtellen und bei meinem Vorgeſetzten zu entſchuldigen."

Der forſchende Blick des Herzogs verſenkte ſich eine Weile in das feurige Geſicht des Bündners, das für ihn mit irgend einer fernen Erinnerung zuſammenhing; doch dieſer Blick wurde immer wohlwollender, beſtochen durch die innige Bitte der finſter beſchatteten Augen.

Während dieſes Geſprächs hatte ſich die Geſellſchaft dem Ausgange zubewegt. Der Küſter hob den ſchweren Damaſtvorhang der Pforte und empfing mit devoten Bücklingen das Goldſtück des Herzogs und die

ſorgfältig in ein Papier gewickelte Gabe des Herrn Waſer.

„Ein gutes Wort bei Grimani für Euch einzulegen, Signor Jenatſch, das werd' ich mir noch heute angelegen ſein laſſen," ſprach der Herzog, als ſie draußen in der ſonnigen Luft ſtanden. „Er ſpeiſt bei mir. Dieſen Abend, nachdem Ihr mir Zeit gelaſſen habt, ihn zu Euren Gunſten zu ſtimmen, ſtellt Euch bei mir ein, ich habe dann Muße, mich mit Euch über Eure Angelegenheiten zu unterhalten. Die Intereſſen Eures Vaterlandes ſind auch die meinigen. Ich erwarte Euch zu früher Abendſtunde in meiner Wohnung am Canal grande. — Wertmüller," rief er, „bis dahin begleitet den Hauptmann. Ihr haftet mit Eurer Liebenswürdigkeit dafür, daß mein Gaſt nicht anderwärts in dem verlockenden Venedig gefeſſelt wird. Unterhaltet ihn geiſtreich, bewirthet ihn ſtandesgemäß und bringt mir ihn pünktlich."

Die Herzogin war ſchon huldvoll grüßend in eine der harrenden Gondeln getreten. Nun ſchied auch der Herzog und nur Waſer, welcher mit einigen Herren des Gefolges die zweite zu benutzen Willens war, blieb noch einen Augenblick zurück.

Er hatte die Unterredung des Herzogs mit ſeinem Jugendgenoſſen, den er eine Reihe von Jahren aus den Augen verloren, nicht ſtören wollen. Auch hatte er

nicht ungern die Erkennungsſcene um einen Moment hinausgeſchoben, den er benutzte, um ſich in Jürgs gegenwärtiger Geſtalt zurecht zu finden. Seit jenem hoffnungsloſen Abſchied in Zürich waren nur zufällige und verworrene Nachrichten von Jenatſch und deſſen Schickſalen in verſchiedenen proteſtantiſchen Heeren an ſein Ohr gelangt; und im Laufe der Zeit hatte ſich Jürgs Bild in Waſers Seele zu einer unbeſtimmten und räthſelhaften Traumfigur verzogen. —

So drückte er ihm denn freundſchaftlich, aber etwas förmlich und verlegen die Hand und beſchränkte ſich darauf, angelegentlich nach ſeinem gegenwärtigen Befinden und jetzigen Range ſich zu erkundigen. Dann beſtieg auch er die Gondel und die beiden Offiziere ſtanden ſich auf dem Campo dei Frari allein gegenüber.

„Wenn es Euch genehm iſt, Herr Hauptmann,“ begann Wertmüller, „erfülle ich von meinen drei Aufträgen den mittleren zuerſt und führe Euch auf den Markusplatz in das von mir erprobte und gutgeheißene Gaſthaus zu den Spiegeln. Hernach luſtwandeln wir ein Stündchen in den Arkaden unter den venetianiſchen Schönheiten. Erfreut ſich dieſes Programm der Zuſtimmung des Herrn Kameraden?“

Der ſtreng wiſſenſchaftlich geſchulte, ehrſüchtige Wertmüller glaubte ſich die vertrauliche Anrede dem älteren,

aber in regelloſer Laufbahn vorgedrungenen Kriegsmanne gegenüber erlauben zu dürfen.

„Wie Ihr meint, Wertmüller," ſagte Jenatſch anſcheinend mit heiterer Einwilligung, „doch ſchlag' ich zuerſt noch eine kleine Spazierfahrt vor, — nach Murano?"

Dieſe laut mit fröhlicher Stimme geſprochenen Worte wurden augenblicklich von zwei Gondolieren aufgefangen, die im Vorüberfahren die beiden Offiziere auf dem Campo erblickt und an der Landungstreppe auf die glänzende Beute gelauert hatten. Schon hatten ſie ihr leichtes offenes Fahrzeug von der Mauer gelöſt und die Ruder ergriffen.

Der Hauptmann ſprang raſch in die Gondel und Wertmüller folgte.

Viertes Kapitel.

Der Auftrag des Herzogs war der unruhigen Neugier des jungen Zürchers in hohem Grade willkommen.

In seiner Heimat hatte er vordem den bündnerischen Parteiführer aufs Verschiedenste beurtheilen hören. Auf den lärmenden Zunftstuben der Handwerker galt damals Jürg Jenatsch als ein volksthümlicher Held, in den landesväterlichen diplomatisch gefärbten Kreisen als ein gewissenloser, blutbefleckter Abenteurer. Aber Rudolf Wertmüller hatte seiner Heimat frühzeitig den Rücken gewandt, um einen militärischen Bildungsgang anzutreten, der den Begünstigten schon mit sechszehn Jahren in das Kriegsgefolge und die persönliche Nähe des edeln Herzogs Heinrich geführt hatte.

Noch war ihm gegenwärtig, wie einst die unglaubliche Verwegenheit und Zähigkeit, welche Jenatsch in den Volkskämpfen gegen die Spanier bewiesen, seine

junge Phantasie beschäftigte. Doch aus noch früherer Zeit erinnerte er sich auch, daß der wilde Antheil des protestantischen Prädikanten an den ruchlosen demokratischen Strafgerichten mit ihren Erpressungen und politischen Morden in seiner Familie Abscheu erregt hatte, und daß es ihm besondern Spaß gemacht, als sein Präceptor darüber wehklagend die Hände gen Himmel erhob.

Daneben schwebte ihm ein anderes Erlebniß seiner Kinderjahre mit frischester Deutlichkeit vor. Am städtischen Jahrmarkte stand er einst mitten in der gespannt lauschenden Volksmenge vor dem Schauergemälde eines Bänkelsängers und lauschte den endlosen Versen einer tragischen Mordgeschichte. Die ruckweis wandernde Gerte des Leiermanns wies auf die Szenen einer mit den grellsten Farben bemalten Tafel. Auf dem Mittelstück umstanden die sogenannten drei bündnerischen Telle ihr nur mit dem Hemde bekleidetes, aus einem Schlot heruntergerissenes Opfer, den unglücklichen Herrn Pompejus. Einer von ihnen schwang ein langgestieltes Fleischerbeil — das war der berühmte Pfarrer Jenatsch! — Als dann der aufgeregte Knabe beim Abendbrot vor seinem Stiefvater, dem Obersten Schmid, von den neuen Tellen erzählte, verbot ihm dieser zornroth, der blutdürstigen Canaillen in seiner Gegenwart Erwähnung zu thun.

Jetzt schaute er dieser Persönlichkeit von bestrittenem Werthe Aug' in Auge und sie war anders, als sie in seiner Vorstellung gelebt hatte. Statt der rohen und zweideutigen Erscheinung eines geistlichen Demagogen saß ein weltgewandter Mann mit der Sicherheit und Freiheit des Cavaliers in Wort und Bewegung vor ihm. — Von der ungewöhnlichen militärischen Begabung des ehemaligen Pfarrers hatte ihn der im Namen des Herzogs mit diesem geführte Briefwechsel genügend überzeugt, aber was ihn überraschend berührte, war ein gewisser Zauber der Anmuth, der die kühnen Züge und warmen Worte des Bündners verschönt hatte, als dieser mit dem Herzog sprach. — Der nichts weniger als arglose Zürcher fragte sich, ob diese Herzlichkeit ächt sei. Ja, sie sprudelte voll und natürlich, aber es war ihm nicht entgangen, daß die unausbleibliche Wirkung dieses warmen Eindringens auf den Herzog eine gewollte, vielleicht im Voraus berechnete war.

Nachdem die Gondel einige schmale Wassergassen durchglitten, folgte sie auf kurze Zeit der Hauptader des venetianischen Verkehrs, dem Canal grande, wo in der Ferne mitten im Gewimmel der Gondeln und Fischerbarken noch das langsam und stolz dahinziehende Fahrzeug des Herzogs sichtbar war; dann, aufs Neue in die Schatten enger Lagunen sich vertiefend, eilte

ſie der die Stadt nördlich begrenzenden ſtillen Meerfläche zu.

„Ihr fochtet in Deutſchland, Hauptmann, bevor Ihr der Republik von San Marco Eure Dienſte angeboten habt?“ begann der ungeduldige Wertmüller das Geſpräch, da ſein Gefährte eigenen Gedanken nachzuhangen ſchien.

„Unter Mansfeld. Dann folgte ich der ſchwediſchen Fahne bis zu dem unſeligen Tage von Lützen,“ war die zerſtreute Antwort.

„Unſelig? Es war eine entſchiedene Victorie!“ meinte der junge Offizier.

„Wäre es doch lieber eine Niederlage geweſen und hätten zwei ſtrahlende Augen ſich nicht geſchloſſen!“ ſagte der Bündner. „Durch den Tod eines Mannes ward die Weltlage eine andere. Unter Guſtav Adolf war der Krieg kein muthwilliges Blutvergießen: er führte ihn für ſeinen großen Gedanken, zum Schutze der evangeliſchen Freiheit ein ſtarkes nordiſches Reich zu gründen, und ein ſolches Reich wäre der Halt und Hort aller kleinen proteſtantiſchen Gemeinweſen, auch meines Bündens, geworden. Dies erſehnte Ziel iſt uns mit dem großen Todten entrückt und der ſeiner Seele beraubte Krieg entartet zur reißenden Beſtie. Was bleibt übrig? Zweckloſes Morden und habgierige Theilung der

Beute. Unter Gustav Adolfs Fahne konnte ein Bündner freudig fechten; Blut und Leben für die protestantische Sache verströmend, war er sicher, daß es in Segensbächen zurückrinne in sein kleines Vaterland. — Jetzt sehe Jeder zu, daß er heimkehre und für das Seine sorge."

„Glaubt Ihr denn, daß ein einzelner Mann, und wäre er Gustav Adolf, so schwer in der Schicksalswage der Welt wiege?" fragte rasch der widerspruchslustige Wertmüller. „Die Eifersucht der deutschen Fürsten hätte wie ein Geschling von Sumpfpflanzen seinen Fuß gehemmt, sein neidischer Bundesgenosse Richelieu hätte ihn, sobald er die Hand nach der deutschen Krone ausstreckte, arglistig zu Falle gebracht und erreicht hätte er nichts, als das Zusammenkrachen der alten verrosteten Maschine des heiligen römischen Reichs. — Im Grunde erscheint mir der Schwedenkönig als ein frommes Gegenstück zum Wallenstein. Dieser wird als gottloser Empörer schwarz wie der Teufel an die Wand gemalt und jener ist im Geruch der Heiligkeit gestorben; meines Erachtens aber haben beide unberechtigter Weise der Welt ihre willkürlichen Pläne aufgedrängt und beide sind wie feurige Meteore nach kurzem Glanze erloschen. Heute geht nun das Räderwerk der Welt wieder seinen geregelten Gang, wir rechnen wieder mit den gebräuch-

lichen Zahlen und nach den bekannten Gesetzen. Frankreich und Schweden verschaffen den deutschen Protestanten die von ihnen so heftig begehrte evangelische Freiheit, aber die beiden Gönner werden sich diesen Liebesdienst mit fetten Stücken deutschen Landes nach Gebühr bezahlen lassen."

„Wie, junger Freund," sprach der Bündner aufmerksam werdend, „von schmählichem Länderraube muß ich Euch reden hören wie von alltäglichem Schacher? Euch, einen Schweizer! — Schämt Euch, Wertmüller, ... müßt' ich sagen, wenn ich es für Euren Ernst hielte! — Und das nennt Ihr den geregelten Lauf der Dinge? Ihr anerkennt das Recht des Stärkern in seiner rohesten seelenlosesten Gestalt und leugnet seine göttliche Erscheinung in der Macht der Persönlichkeit?"

Hier blickte Wertmüller mit einem unmerklichen Zuge des Hohns zu ihm auf und ließ einen leisen Pfiff hören. Die vor ihm sitzende nach seinen Begriffen immerhin schwankende und zweideutige Persönlichkeit schien ihm wenig berufen, in die Weltgeschicke einzugreifen.

Der andere aber maß ihn mit einem zornigen Blicke. „Ihr mißversteht mich kläglich," sagte er, „wenn Ihr meint, ich denke an die vom Boden abgelöste Persönlichkeit des einzelnen Mannes, wie sie entwurzelt

und eigensüchtig sich umhertreibt; sondern ich rede von der Menschwerdung eines ganzen Volkes, das sich mit seinem Geiste und seiner Leidenschaft, mit seinem Elende und seiner Schmach, mit seinen Seufzern, mit seinem Zorn und seiner Rache in mehrern, oder meinetwegen in einem seiner Söhne verkörpert und den welchen es besitzt und beseelt zu den nothwendigen Thaten bevollmächtigt, daß er Wunder thun muß, auch wenn er nicht wollte! ...

„Blickt umher! Seht Euer und mein kleines Vaterland, wie es zusammengedrückt wird von der Wucht ringsum sich bildender großer Monarchien und sprecht! Genügt da, wenn wir ein selbständiges Leben behaupten wollen, eine gewöhnliche Vaterlandsliebe und ein haushälterisches Maß von Opferlust?“ ...

Diese mit der Heftigkeit eines verwundeten Gefühls hervorstürzenden Worte ließ der Locotenent anfangs ohne Entgegnung. Er spielte mit seinem jungen spitzen Kinnbarte und schaute nach der Stadt zurück, wo sich auf dem in diesem Augenblicke hervorragendsten Bauwerke, der neuen Jesuitenkirche, die effektvolle Statuengruppe des Daches von der Rückseite in den wunderlichsten Verkürzungen zeigte. Die von eisernen Stangen gestützten Engel und Apostel mit ihren Flügeln

und flatternden Mänteln erinnerten auffallend an koloſſale geſpießte Schmetterlinge. —

„In Zürich," warf er jetzt hin, „ſind die Menſchen ſo klein wie die Verhältniſſe, und Bünden, haltet es mir zu gut, Hauptmann, kenne ich bis jetzt nur durch mein Fachſtudium, das heißt als eines der intereſſanteſten Operationsfelder. Wollt Ihr dort den Leonidas ſpielen, und mit mehr Glück als der erſte, ſo will ich's Euch nicht neiden. — Ich aber meine, das Auftauchen außerordentlicher Menſchen und das Aufflackern großer Leidenſchaften, das bei der mißlichen Beſchaffenheit der menſchlichen Natur doch einmal nicht von Dauer iſt, reiche nirgends aus. Um aus den durcheinandergewürfelten Elementen der Welt etwas Planvolles zuſammenzubauen, braucht es meines Bedünkens kältere Eigenſchaften: Menſchenkenntniß, will ſagen Kenntniß der Drähte, an welchen ſie tanzen, eiſerne Disziplin und im Wechſel der Perſonen und Dinge feſtgehaltene Intereſſen. — Aus dieſem Geſichtspunkte muß ich Jene dort als Meiſter loben!", und er wies mit einer komiſchen, zwiſchen Ernſt und Spott ſchillernden Miene hinüber nach dem Prachtgiebel der Jeſuiten.

Und der Locotenent ließ ſich von der Muße und Laune des Augenblickes verlocken, eine Lobrede auf den berühmten Orden zu halten, welche aus dem Munde

des Zürchers und eines Adjutanten des kalvinistischen Herzogs den gelassensten Zuhörer befremden mußte.

Erst begann er mit einzelnen Probewürfen. Als aber der Hauptmann, den zu reizen und bloßzulegen er sich heute zur besondern Aufgabe gemacht hatte, den Ball nicht auffing und zurückschickte, setzte er den frommen Vätern immer phantastischere Kronen auf. Sie waren es, behauptete er dreist, die zuerst Sinn und Verstand in die sich widersprechenden, menschen- und staatsfeindlichen Lehren des unvermittelten Christenthums gebracht hatten. Erst durch die Umarbeitung der christlichen Moral, die der kluge Orden unternommen, sei diese annehmbar, ja verlockend geworden. So hätten die unvergleichlichen Väter etwas ursprünglich Dunkles, Unberechenbares, Weltfeindliches mit erstaunlicher Geschicklichkeit praktisch verwerthet und allen Bedürfnissen und Bildungsstufen angepaßt.

„Kennt Ihr das Innere ihrer neuen Kirche?" fragte er plötzlich, „sie ist, meiner Treu, so lustvoll und heiter eingerichtet, wie ein Theater."

Der Bündner ließ dieses kecke und sprunghafte Geplauder schweigend über sich ergehen, — wie die große Dogge, die in ihrer Hütte liegt, ungern, aber nur mit leisem Knurren die Neckerei eines unterhaltungslustigen

kleinen Kläffers erträgt, der als überläſtiger Gaſt zu ihr hineingekrochen iſt.

Die Gondel hatte inzwiſchen Murano erreicht, wo ſie unfern der Kirche anlegte.

Jenatſch wandte ſich nach der nächſten Locanda, forderte ein einfaches Mal und entſchuldigte ſich bei ſeinem Gefährten, er ſei abgeſpannt und hungrig von der geſtrigen Seereiſe und einem ſcharfen nächtlichen Ritte nach Padua. Er ſchlage vor, hier im Anblicke des Meeres eine Stunde zu raſten und diesmal auf die Malzeit in den Spiegeln und die Venetianerinnen auf dem Markusplatze zu verzichten.

Wertmüller, der ſowohl durch dieſen Tauſch der Mittagstafel als durch das beharrliche Schweigen des Bündners etwas verſtimmt war, erging ſich, die Koſten der Unterhaltung allein beſtreitend, in immer willkürlichern Gedankenſprüngen. Er kam, wie geſtachelt durch einen geheimen Groll, von Neuem auf ſeine Vaterſtadt zu ſprechen und da der Bündner ſich der edlen Zürich und ſeines dortigen Jugendfreundes Waſer nur zu rühmen hatte, ſo riß den Locotenenten der Widerſpruch und der feurige illyriſche Wein ſo weit fort, daß er von den angeſehenſten heimiſchen Perſönlichkeiten frevelhafte Zerrbilder entwarf und bei der dritten Flaſche Seine Geſtrengen den Herrn Bürgermeiſter einen Gockel

auf dem Mist und Seine Hochwürden den Herrn Antistes einen steif gehörnten Farren nannte.

Der Hauptmann, der diese tollen und geschmacklosen Ausfälle der Eingebung des Weines zuschrieb, wie sie sich bei dieser ehrgeizigen und auf jedes fremde Verdienst eifersüchtigen Natur äußerte, ließ den jungen Offizier, der den Gegenstand nicht erschöpfen konnte und dem darüber die Zeit verging, seine Laune weidlich tummeln und blieb dabei, Zürich habe in den letzten gefahrvollen Zeiten ebenso viel Klugheit als Festigkeit gezeigt und wenn es sich mit dem Schilde vorsichtiger Neutralität gedeckt, sei das, wie der Schweiz, so Graubünden zu Statten gekommen.

Dann trat der in Venedig sich unsicher fühlende Bündner, welcher, ohne daß Wertmüller es ahnte, Allem was im Bereiche seines geübten und weittragenden Auges sich begab, die schärfste Aufmerksamkeit zuwandte und auch in dieser abgelegenen Locanda keine Rast fand, hinaus an den schmalen Strand, ohne auf Wertmüllers spöttisches Gelächter zu achten.

„Neutralität!“ rief dieser dem Hauptmann in die Gondel nachspringend aus. „Da hat mir der Witz des Zufalls ein Zettelchen in die Hand gespielt, das für unsere aufrichtige, streng abgewogene Neutralität und nebenbei für unsre schlichte Bürgertugend ein rüh-

rendes Zeugniß ablegt. — Die Gleißner und Phariſäer! ... Wollt Ihr wiſſen, Hauptmann, was jeder unſrer Rathsherren und Zunftmeiſter werth iſt? Ich hatte neulich im Namen meines Herzogs," ſagte er, ſeine Brieftaſche hervorziehend, „dem franzöſiſchen Geſandten in Solothurn ein Heft zu überſchicken, worin ihm ſein Verhalten in den verſchiedenen Möglichkeiten des bevorſtehenden Feldzuges im Veltlin von meinem Herrn vorgezeichnet wurde und erhielt es mit Randbemerkungen und Einlagen der Geſandtſchaft zurück. Seht hier, was ich in Form eines zufällig ſtecken gebliebenen Buchzeichens zwiſchen den Blättern fand!" — Er entfaltete einen ſchmalen Papierſtreifen, auf dem eine Reihe von Namen zürcheriſcher Standesperſonen verzeichnet ſtand mit beigeſetzten höhern und niedrigern Zahlen, neben welchen das verrätheriſche Livreszeichen unverkennbar zu leſen war. Das Ganze ſtellte freilich eine nur unbedeutende Summe dar.

Diesmal konnte ſich Jenatſch eines herzlichen Lachens nicht enthalten. „Das geſteh' ich! Eine großartige Beſtechung!" ſpottete er. „Wer konnte das ahnen! Aber gerade daß ſie dieſes Taſchengeld ſo verſchämt und vorſichtig einſtecken, das dürfen wir als einen ganz anſtändigen Reſt von Tugend nicht unterſchätzen. Unſre Salis und Planta nehmen ausländiſches Geld mit

edler Unbefangenheit am hellen Tage, auch sind es ganz andere Summen."

Während Wertmüller noch die Papiere seiner überfüllten Brieftasche musterte, durchlief Jenatsch mit einiger Spannung die unrühmliche Liste, auf welcher er zu seiner Befriedigung den Namen Waser nicht fand. Jetzt zerriß er sie plötzlich in kleine Stücke. Erst als die weißen Fetzen schon fern auf der von der Abendbrise bewegten Fluth schwebten, ward Wertmüller seinen Verlust gewahr und hielt mit Mühe einen Ausbruch seines Aergers zurück.

Jenatsch erklärte ihm ruhig, er habe als Freund sein Bestes wahrgenommen, dies Papier würde ihm und Andern nichts als Verdruß gebracht haben. Zürich sei seine Wiege und Sohnespflicht sei's, die kleinen Schwächen einer treuen Mutter zu verheimlichen.

„Was mich abhielt, Euch auf die Finger zu sehen, Hauptmann, war dieser Brief," sagte der Locotenente. „Er ist noch uneröffnet, wie ich gewahre, und steckt schon seit drei Tagen in meiner Brieftasche. Ich habe wahrhaftig vergessen, ihn zu lesen. Gestattet mir, in Eurer Gegenwart das Siegel zu brechen. Er kommt von meinem Vetter, der in Mailand trotz seines Protestantismus als Handelsherr gute Geschäfte macht und beim Gubernatore Serbelloni in Gunsten steht. Erlaubt mir,

in Eurer Gegenwart von dem Inhalte des Schreibens Kenntniß zu nehmen."

Jenatsch winkte bejahend und Wertmüller vertiefte sich eine geraume Weile in den Brief, erst um sich Haltung zu geben, denn das eigenmächtige Thun des Hauptmanns hatte ihn beleidigt, nach und nach mit immer größerem Interesse.

„Eine glorioſe Geſchichte! Beim Jupiter, eine alte Römerin!" rief er endlich aus. „Ich kann Euch das nicht vorenthalten, obgleich Ihr eben, Hauptmann, mein kameradſchaftliches Vertrauen hinterliſtig mißbraucht habt! Um ſo weniger da Euch das Ereigniß ſo zu ſagen perſönlich angeht, denn die Hauptrolle hat eine Bündnerin! Mit den Worten dieſer Krämerſeele, — ich meine den Briefſteller, meinen langweiligen Vetter, — mag ich es Euch freilich nicht mittheilen, es wäre Schade darum! Erlaubt mir, Euch die ſeltene Hiſtorie frei vorzutragen. Alſo:

In Mailand lebt, wie Euch nicht unbekannt ſein wird, Euer alter biſſiger Herr Rudolf, der Planta von Zernez mit ſeinem gleichnamigen die brave Bärentatze mit Unehren im Wappen führenden Sohne in den ärmlichſten Umſtänden. Jener intriguirt und ſpeiſt bei dem Gubernatore und dieſer treibt ſich mit deſſen Neffen in den eines weiten Rufs genießenden Spielhäuſern

und Spelunken der Stadt herum. Die zwei jungen Gesellen sind von der gleichen Gemüthsart, und während der alte Planta vom Oheim mit politischen Hoffnungen kärglich genährt wird, erhält der junge vom Neffen, dem ein Gefährte seiner Tollheit erwünscht und ein waffenkundiger Gehilfe seiner nicht über jeden Zweifel erhabenen Tapferkeit unentbehrlich ist, reichliche Mittel zum ausgiebigen Genusse der Gegenwart. Dafür wollte sich der Knabe Rudolf dankbar erweisen, und da es ihm an Herz und Geist fehlt, um seinem freigebigen Freunde einen ehrenvollen und guten Dienst zu leisten, verfiel er auf einen schlechten und schimpflichen. Bei dem alten Planta, der einen verfallenen Palast im einsamsten Stadtquartiere bewohnt, hatte eine verwaiste Nichte, ich weiß nicht von welcher geächteten Seitenlinie des Hauses, Zuflucht gefunden. Dies Mädchen, eine seltene Schönheit, soll auf einen großen Besitz in Bünden gerechten, aber unter den gegenwärtigen politischen Umständen unsichern Anspruch haben, und wurde um dieser Aussicht willen von dem alten Rudolf seinem Sohne zur Frau bestimmt. Lucretia jedoch ist edlen Sinnes und verschmäht den nichtswürdigen und unnützen Gesellen. Nun mag Rudolf, um auf einen Wurf seinen Groll zu kühlen und seine Schuld abzutragen, mit dem jungen Serbelloni, dem die nur in der Kirche sichtbare

bündnerische Schönheit als das höchste Gut erschien, einen niederträchtigen Handel abgeschlossen haben. Genug, in einer Nacht, da der alte Rudolf beim Gubernatore, der junge im Spielhaus sitzt und Lucretia mit einer bejahrten lombardischen Dienerin in dem öden Hause allein ist, hört sie verdächtiges Geräusch im Nebengemache. Diebe vermuthend, ergreift sie das erste beste Messer und tritt in ihre vom Mond nur schwach erhellte Kammer. Da drückt sich eine dunkle Gestalt in den Schatten. Lucretia schreitet auf sie zu und ruft sie an. Der junge Serbelloni tritt ihr entgegen, stürzt ihr zu Füßen und umfängt ihre Kniee mit den glühendsten Liebesbetheurungen. Sie nennt ihn einen Nichtswürdigen und behandelt ihn mit so kalter Verachtung, daß sein Flehen sich jäh in Drohung verwandelt und er ihr sagt, sie sei in seiner Gewalt, die Thüren seien bewacht. Doch Lucretia, von stattlicher Gestalt und hohem Gemüth, hält den Emporspringenden mit der Linken kraftvoll nieder und stößt ihm mit der Rechten von oben das Messer in die Brust. Er schwankt und schreit nach seinen Knechten. Jetzt stürzt die bestochene Kammerdiener, die an der Thüre gehorcht hatte, mit Jammergekreisch ins Gemach und schreckt mit ihrem mörderlichen Hilferufen die Nachbarschaft aus dem Schlafe. Die gewaltsame Entführung ist vereitelt, man

hebt den blutenden Serbelloni auf und trägt ihn weg. Die Wahrheit wird vertuscht, der Vorfall durch einen unzeitigen Besuch bei dem jungen Planta nothdürftig erklärt und als ein Mißverständniß achselzuckend beklagt. Die schöne Lucretia aber begiebt sich schon am nächsten Morgen in den Palast des Gubernatore, bittet um seinen Schutz, wird, da der Neffe nicht auf den Tod verwundet ist, vom Oheim mit höchster Auszeichnung, ja mit Bewunderung aufgenommen und thut ihm den Entschluß kund, welches Schicksal ihrer dort warte, in ihre bündnerischen Berge zurückzukehren, denn es sei besser daheim zu darben als das schmachvolle Brot der Verbannung zu essen." —

Nach einer längern Pause fuhr Wertmüller fort: „Der Schluß des Briefes ist merkwürdig. Man meint, sie habe sich nach Venedig gewandt, um von meinem Herzog einen Freibrief zur Heimreise zu begehren. — Seid Ihr nicht stolz auf diese bündnerische Judith? Diesmal hätte ich für meine Erzählung sicher auf Euren Beifall gerechnet und Ihr schweigt wie eine Statua, Herr Hauptmann?"

Mit neugierigen Augen schaute der Locotenent dem gegenüber sitzenden Jenatsch, der sich zum Schutze gegen den Abendwind fest in seinen Mantel gewickelt hatte, in das von dem spanischen Hute beschattete Gesicht; aber

ein Scherzwort, das er ihm zuzuwerfen im Begriffe war, erstarb auf seiner Lippe und ihn fröstelte.

Das braune Antlitz des in der Gondel Zurückgelehnten, das er im Laufe dieses Tages immer belebt und bewegt gesehen hatte von den verschiedensten Aeußerungen eines feurigen Temperamentes und geschmeidigen Geistes, es war wie erstorben und erkaltet zu metallener Härte. Unverwandt staunte es vor sich hin auf die dämmernd gerötheten Wellen und erschien fremdartig verzogen und drohend in seiner Erstarrung.

Der Zürcher indessen ließ sich nicht gerne verblüffen und, da ihm nichts Schickliches und Kluges einfiel, kam er noch einmal mit bewundernden Ausführungen auf die bündnerische Judith zurück.

„Laßt doch die unwürdige, die überaus impassende Vergleichung!“ fuhr jetzt der Andre heftig und scharf aus seinem Traume auf. — „Jede Bündnerin hätte an Lucretias Stelle wie sie gethan.“

Dann schien er plötzlich die nahenden Lichter der Stadt zu bemerken und sprang, auf sie hinweisend, ohne jede Vermittlung in einen liebenswürdigen Ton über. „Da langen wir ja schon an,“ sagte er leichthin. „Könnten wir nicht, bevor wir an der Treppe des Herzogs anlegen, hinaus an die Zattere fahren,

wohin ich meine Dienerschaft mit den aus Dalmatien zurückgebrachten Habseligkeiten beordert habe?. Ich möchte diese gleich im Palaste des Herzogs in Sicherheit bringen."

„Das geht kaum an, Hauptmann. Der Umweg wäre bedeutend und die Nacht bricht ein. Ich haste für Euch und der Herzog ist pünktlich bis zur Peinlichkeit!" erwiederte der Zürcher, und er wunderte sich insgeheim und fragte sich, warum Jenatsch für sich und das Seinige wohl Schutz bedürfe.

Noch einmal suchte er auf dem tief beschatteten Gesichte vor ihm zu lesen, aber die Gondel bog eben in eine schmale, finstere Lagune ein und nur zwei glühende Augensterne blickten ihm, wie die eines Löwen aus der Nacht entgegen.

Als die Gondel im Canal grande vor den Marmorstufen des herzoglichen Palastes neben einer andern, zur Abfahrt bereiten, anlegte, zeigten sich auf der Schwelle des schön gewölbten Thores zwei Männergestalten in Staatstracht, die sich in ausdrucksvoller Silhouette vom hellen Hintergrunde der glänzend erleuchteteten Halle abhoben. Die eine zeigte den feinen Bau und die ruhige, geschmeidige Bewegung des vornehmen Venetianers, die andere, von behaglicher Fülle und deutschehrbarem Ansehen, weigerte sich

mit etwas kleinstädtischer Höflichkeit den Vortritt zu nehmen.

„Voran, Herr Waser! Ihr seid mein verehrter Gast," sagte der Schlanke, den jetzt Jenatsch und Wertmüller als den Provveditore der Republik mit höchster Ehrerbietung begrüßten. Grimani wandte sich dem Bündner mit gewinnender Freundlichkeit zu.

„Für diesmal keine Auseinandersetzung," sagte er. „Ich darf Euch, da Ihr von dem edlen Herzog erwartet seid, hier nicht aufhalten. Von minder Wichtigem später. Wir sehen uns wieder."

Herr Waser konnte es nicht unterlassen auch seinerseits, bevor er den Fuß in die Gondel setzte, dem Jugendfreunde die Hand zu reichen und ihm zuzuflüstern: „Der Herzog ist Dir überaus günstig und auch Grimani, mein gütiger Wirth in Venedig, äußerte sich wohlwollend über Deine Person und rühmte Deine Leistungen."

Die Gondel fuhr ab. Während sie die Halle durchschritten sagte Jenatsch lächelnd zu Wertmüller: „Ich bin in den dalmatischen Bergen verwildert und soll jetzt ohne Vorbereitung die Sphäre der zarten Herzogin betreten. — Sie ist ohne Frage an Rang und Geist die vornehmste Dame, der mich meine Sterne zu

Füßen legten. Erlaubt, Locotenent, daß ich in Eurer Kammer mein Wams bürste und leiht mir Euern schönsten Spitzenkragen!"

Damit eilten die beiden Offiziere in raschen Sätzen die breitgestuften Treppen hinauf.

Fünftes Kapitel.

„Der Herzog ist allein, er wünscht Euch wohl vertraulich zu sprechen," sagte Wertmüller zu Jenatsch, als er ihn einige Augenblicke später in die herzoglichen Gemächer einführte. Er ließ ihn zuerst in ein mäßig beleuchtetes, mit dunkelm Holzwerke bekleidetes Vorzimmer treten, das durch eine von Säulen getheilte dreifache Bogenpforte den vollen Blick in den einige Stufen höher gelegenen Prachtsaal gewährte.

Dieses reich vergoldete längliche Gemach mit seiner Reihe von fünf Fensterbogen mochte die auf den Canal schauende Fassade des prunkenden Bauwerks bilden. Der Herzog kehrte der dämmerigen Fensterwand den Rücken zu. Er saß, in einem Buche lesend, vor dem hohen, mit verschlungenen Figuren und Fruchtschnüren von Marmor umrahmten und überladenen Kamine, in welchem ein lebhaftes Feuer flammte.

Schon ſetzte Wertmüller den Fuß auf die mit türkiſchen Teppichen belegten Stufen, um den Hauptmann anzumelden, als der Herzog ſein Buch ſchloß und ſich von ſeinem Sitze erhebend, es auf den Kamiuſims legte, ohne jedoch den Eintretenden, die er noch nicht bemerkt hatte, ſich zuzuwenden.

Im gleichen Augenblicke hielt Jenatſch den jungen Offizier, der ihn vorſtellen wollte, mit einem raſchen Griffe ſeiner eiſernen Hand zurück. „Halt“, flüſterte er, auf die ihnen gegenüberliegende Thür eines anderen Nebenraumes hinweiſend, „—ich komme zur Unzeit.“

Durch dieſe Thüre trat mit lebhafter Bewegung und verweintem Angeſichte die Herzogin und führte an der Hand eine große ruhige Frauengeſtalt ihrem Gemahle entgegen, in welcher Wertmüller auf den erſten Blick die Beterin vor dem Hochaltare der Frari wiedererkannte.

Unwillkürlich dem Gefühle des ihn Zurückziehenden gehorchend, wich er mit Jenatſch hinter die Draperie des Einganges zurück und blieb dort ſtehen als ein verborgener, aber aufmerkſamer Zeuge auch des Geringſten, was im Saale vorging.

„Hier bring' ich Euch eine vom Schickſal Verfolgte, mein Gemahl“, begann die erregte Herzogin. „Sie iſt Eurer chriſtlichen Hilfeleiſtung und Eures ritterlichen

Schutzes bedürftig und, wahrlich, es ist Eurer hohen Tugend würdig, ihr Schirmvogt zu werden. — Sie hat mir ihr volles Vertrauen geschenkt, und ihr schmerzenreiches Loos ohne Rückhalt entschleiert. Dabei war mir vergönnt — ich kann es auch in ihrer Gegenwart nicht verschweigen — einen erhebenden Blick in die Tragödie eines mit dem ehernen Schicksale kämpfenden, antiken Charakters zu thun. Dieses edle Wesen trägt nicht ohne Bedeutung den Namen Lucretia. Sie stammt aus einem der besten Geschlechter jenes wilden Berglandes, das Euch als seinem Retter entgegenharrt. Noch war sie ein harmloses Kind, als ihr Vater, der einzige Gegenstand ihrer Liebe, von grausamen Feinden nächtlich gewürgt, und sie schutzlos und geächtet dem Elende und der Bosheit dieser gottlosen Welt preisgegeben wurde .... Aber ihr Herz blieb rein und ihre tapfere Hand zerschnitt mit dem Dolche die Schlingen des Lasters. Seid ihr hilfreich, theurer Herr! Alle dieser geliebten Lucretia erzeigte Gnade seh' ich an, als hättet Ihr sie mir erwiesen; denn ihr Unglück erfüllt meine ganze Seele! —"

Hier brach die gerührte Fürbitterin von neuem in Thränen aus und warf sich, das Antlitz mit den Händen bedeckend, in einen Lehnstuhl.

Während dieses Redestromes hatte der Herzog seine

Blicke voller Güte auf die ſchweigend und beſcheiden vor ihm ſtehende Bündnerin gerichtet, als ſuchte er in ihren ruhigen Zügen und in ihren warmen dunkeln Augen das Anliegen zu leſen, welches ſie zu ihm führte; denn dieſes war ihm bis jetzt trotz der eifrigen Verwendung und begeiſterten Rede ſeiner Gemahlin vollkommen unverſtändlich und verborgen geblieben.

„Ich bin des Pompejus Planta Tochter, Lucretia", beantwortete jetzt die Fremde ſeine ſtumme Frage. „Als mein Vater in Bünden geächtet ward, brachte er mich, die Fünfzehnjährige, zu den Kloſterfrauen nach Monza und dort traf mich die Kunde ſeiner Ermordung. Erlaßt mir, Euch zu ſagen, wie ſie mein Leben zerſtörte und wie völlig ich ſeither verwaiſt bin. Heim in mein Bünden konnte ich nicht kehren, und kann es auch jetzt nicht ohne Eure Hilfe. Es iſt geſchlagen von Krieg und ſchwerer innerer Zwietracht, denn der Fluch ungerochener Mordthat ruht auf ihm und das Blut meines Vaters ſchreit gen Himmel. — Wohl lebt mir noch ein Ohm in Mailand, der geächtete Rudolf Planta, der bis heute mit mir das Brot der Verbannung theilte; denn in das Stift zu Monza trat ich nicht, weil ich zu arm war und meine Berge nicht auf ewig miſſen wollte. Warum ich jetzt den Ohm verlaſſe, geſtattet mir zu verſchweigen. — Ich bin ein vom Stamme geriſſener, auf

dem Strome treibender Zweig und kann nicht Wurzel ſchlagen, bis ich den Boden der Heimath erreiche und getränkt werde mit dem Blute gerechter Sühne.

„Gebt mir einen Freibrief nach Bünden, edler Herr! Ich habe vernommen, daß Euer Einfluß ſchon jetzt dort mächtig iſt und ſich bald auf Eure ſiegreichen Waffen ſtützen wird. Ich habe gegen mein Vaterland nie gefrevelt und bin den Anſchlägen meines Ohms und der ſpaniſchen Partei in Gedanken und Thaten völlig fremd geblieben. Ich will mein Erbhaus zurückfordern und das Recht meines Vaters ſuchen, denn allein dazu bin ich noch da.“

Der Herzog hatte der ſchönen Fremden mit Aufmerkſamkeit zugehört, jetzt ergriff er väterlich ihre Hand und ſagte mit überlegener Milde: „Ich begreife den Schmerz Eurer Verlaſſenheit, mein Fräulein, auch bin ich damit einverſtanden, daß Ihr Euren heimathlichen Boden wieder gewinnt und dort dem Andenken Eures Vaters lebt. Gerne werd' ich durch einen Freibrief Euch dazu behilflich ſein. — Anders verhält es ſich mit dem, was Ihr Sühne nennt. Bedarf es einer ſolchen, ſo, glaubt es, wird ſie nicht ausbleiben. Unſer ganzes Leben, ja das Leben der Menſchheit ſeit ihrem Anfang iſt eine Verkettung von Schuld und Sühne. Schwer

aber iſt es dem menſchlichen Kurzblicke die richtige Vergeltung zu wählen, und ſicherer in jedem Falle, Frevel durch Opfer der Liebe zu tilgen, als Gewaltthat durch Gewaltthat zu rächen und ſo Fluch auf Fluch zu häufen. — Beſonders die unſichere Frauenhand berühre niemals in den Leidenſchaften des Bürgerkriegs die zweiſchneidige Waffe perſönlicher Rache. Mehr als ein Mal in unſern heimiſchen Kämpfen war auch ich von Mörderhand bedroht, aber, hätte ſie mich getroffen, mit dem letzten Athemzuge hätte ich Frau und Kind angefleht, ſich mit keinem Rachegedanken, geſchweige mit einer Rachethat zu beflecken. Denn: Ich will vergelten, ſpricht der Herr."

Lucretia ſah den Herzog mit ernſten, zweifelnden Blicken an. Die chriſtliche Milde des Feldherrn befremdete ſie und ſein Tadel traf ſie unerwartet. Aber bevor ſie noch ihre Gedanken zur Antwort geſammelt hatte, veränderte ſich plötzlich ihr Angeſicht, als erblicke ſie etwas Unmögliches. Ihre ganze Seele trat in die erſchrockenen Augen, die, wie gebannt, auf der mittleren Säulenpforte haften blieben.

Dort erſchien, feſten Trittes die Stufen heranſteigend, die hochaufgerichtete Geſtalt eines Mannes, ſtolz und gefaßt, wie ein verurtheilter König ſein Blut-

gerüſt beſteigt, und Jürg Jenatſch ſchritt der Erſtarrenden mit entblößtem Haupte entgegen.

Nach einer ſtummen Begrüßung des herzoglichen Paares trat er vor die Tochter des Herrn Pompejus hin und ſprach: „Dein Recht ſoll Dir werden, Lucretia. Der Mann, der den Planta erſchlug, iſt Dir von Rechtswegen verfallen. Er ſtellt ſich Dir und erwartet hier Deinen Spruch. Nimm ſein Leben. Es iſt Dein — zwiefach Dein. Schon der Knabe hätte es für Dich geopfert. Seit ich die Hand an Deinen Vater legen mußte, iſt mir das Daſein verhaßt, wo ich es nicht für das von Tauſenden meines Volkes einſetzen kann. Darnach dürſtet meine Seele und dazu bietet mir dieſer edle Herr vielleicht morgen ſchon Gelegenheit. Das bedenke, Lucretia Planta! Bei Dir ſteht die Entſcheidung wer von Euch Beiden das größere Recht auf mein Blut habe, ob Bünden oder Du". —

Der Eindruck dieſer Erklärung auf das Fräulein war ein erſchütternder. Der Mörder, in deſſen Verfolgung ſie die Pflicht ihres Lebens ſah, legte aus freiem Entſchluſſe das ſeinige in ihre Hand und er that es mit einer Hochherzigkeit, die eine ebenbürtige Seele reizen mußte, ſich ihr mit einer großen That der Verzeihung gleichzuſtellen. Dieſen Wetteifer edler Gefühle ſchien wenigſtens die Herzogin zu erwarten, die aus der

Rede des Bündners und der Gewalt ihres Eindrucks auf Lucretia leicht errathen hatte, daß eine gemeinsam verlebte Jugend und warme Neigung die Beiden verkette. Sie glaubte, nach der eigenen Gemüthsstimmung urtheilend, Lucretia werde ihre Arme, die sie einen Augenblick in inniger Bewegung gegen den Jugendgenossen erhoben hatte, rasch um seinen Hals werfen und den gerechten, langjährigen Haß gegen den Mörder ihres Vaters dem Zauber einer alten Liebe und der Unwiderstehlichkeit dieses wundersamen Mannes zum Opfer bringen.

Aber es geschah nicht also. Die erhobenen Arme sanken und die Herzogin sah Lucretias schöne Gestalt erbeben, vom tiefsten Jammer erschüttert. Sie stöhnte laut auf, dann machte sich ihr ein Jugendleben lang stolz getragenes Elend Luft und, sich und ihre fremde Umgebung gänzlich vergessend, brach die qualvoll Bedrängte in einen Strom leidenschaftlicher Klage aus.

„Jürg, Jürg," rief sie, „warum hast Du mir das gethan? Gespiele meiner Kindheit, Schutz meiner Jugend! Oft im finstern italienischen Kloster oder in der unheimlichen Behausung meines Ohms, wenn mein Herz nach der Heimath schrie und ich sie doch nicht betreten durfte ohne die Rache meines Vaters besorgt zu haben, dann im bangen Halbtraume sah ich Dich, den treuen

Gesellen zum gewaltigen Kriegsmanne erwachsen und ich rief Dich an: Jürg, räche meinen Vater! Ich habe niemand als Dich! Du thatest mir ja sonst Alles zu liebe, was Du mir nur an den Augen absehen konntest. Jetzt hilf mir, Jürg, meine heiligste Pflicht zu erfüllen! . . . Und ich ergriff Deine starke Hand . . . Aber weh' mir, sie trieft von Blut! Du Entsetzlicher, Du bist der Mörder! Mir aus den Augen! Denn meine Augen sind mit Dir im Bunde — und sündigen — und sind mitschuldig am Blute des Vaters. Hinweg! Kein Friede, kein Vertrag mit Dir."

So klagte Lucretia und rang die Hände in innerm Zwiespalte und trostloser Verzweiflung.

Die Herzogin legte beschwichtigend ihren feinen Arm um den Nacken der Haltungslosen, und die weinende Lucretia ließ sich willig von ihr in das Nebengemach zurückführen. Dann erschien die edle Dame noch einmal auf der Schwelle und flüsterte dem ihr entgegentretenden Gemahle zu: „Ich werde sie mit Eurer Bewilligung, sobald sie sich erholt hat, persönlich in meiner Gondel nach ihrer Wohnung bringen. Sie ist bei a Marca, Eurem Wechsler, abgestiegen, dessen Frau ihre entfernte Verwandte ist. Die treue Schagues mag uns begleiten."

Der Herzog bezeugte der Hilfreichen seine freundliche

Beistimmung, und die gefühlvolle Dame verschwand mit einem letzten, halb vorwurfsvollen, halb bewundernden Blicke auf den Bündner.

„Ihr tragt ein schweres Schicksal, Georg Jenatsch,“ sagte, als sie jetzt allein waren, der Herzog zu dem Hauptmanne, dessen Blässe ihm auffiel und der einen harten Ausdruck auf dem Antlitze trug, als bekämpfe und verberge er gewaltsam den stechenden Schmerz einer alten Wunde. „Euch aber ist die Sühne für das mörderisch von Euch vergossene Blut gezeigt. Was Ihr in wildem Jugendfeuer verbrochen, dafür sollt Ihr mit der Arbeit geläuterter Manneskraft zahlen. In rasender Selbsthilfe, mit willkürlichen Thaten des Hasses wolltet Ihr Euer Vaterland befreien und habt es dem Verderben zugeführt; heute sollt Ihr es retten helfen durch selbstverleugnende Thaten des Gehorsams und kriegerischer Zucht, durch die Unterordnung unter einen leitenden planvollen Willen. — Wo die Tollkühnheit nützt, da will ich Euch hinstellen; ich weiß nun, warum Ihr die Gefahr sucht und liebt. — Von jetzt an betrachtet Euch als in meinen Diensten stehend, denn ich habe mich heute überzeugt, daß mein Einfluß genügen wird, Euch hier frei zu machen. Ich glaube nicht, daß der Provveditore Grimani Euch mir streitig machen wird. Sein Interesse an Euch schien mir lau. Er äußerte sich

gleichgültig über die Möglichkeit Eurer Beurlaubung. Wann wird Eure venetianische Capitulation abgelaufen sein?"

— „Vor Monatsfrist, erlauchter Herr."

— „Dann ist es gut. Ueberlaßt mir die Vermittelung. Am einfachsten nehmt Ihr schon heute bei mir Wohnung und sendet sogleich nach Dienerschaft und Gepäck."

Hier näherte sich Wertmüller, der bis dahin im Vorgemache unsichtbar geblieben war, mit einer ingrimmigen, tragikomischen Miene, denn die von ihm scharf beobachtete Scene hatte einen gemischten Eindruck auf ihn gemacht, und meldete, der Hauptmann habe Gepäck und Leute an der Landungsmauer der Zattere zurückgelassen. Sofern ihm dieser Vollmacht gebe, werde er sie abholen.

Jenatsch war in einen Fensterbogen getreten und überstreifte mit scharfem Blicke den mondbeschienenen Canal, bis in die von den Uferpalästen geworfenen tiefen Schatten hineinspähend. Aufwärts, abwärts bot die Wasserstraße das gewohnte friedliche Nachtbild. Nun wandte er sich rasch und beurlaubte sich beim Herzog, um selbst nach seiner Habe und seiner Bedienung zu sehen, welcher er, wie er sagte, strengen Befehl hinter-

lassen habe, keiner anderen Weisung Folge zu leisten, als seiner eigenen mündlichen.

Der Herzog trat auf den schmalen Balkon und blickte, noch unter dem Eindrucke der seltsamen Vorgänge des Abends, in die ruhige Mondnacht hinaus. Er sah, wie Jenatsch eine Gondel bestieg, wie sie abstieß und mit schnellen leisen Ruderschlägen der Wendung des Canals zuglitt. — Jetzt hielt sie wie unschlüssig still, — jetzt strebte sie eilig der nächsten Landungstreppe zu. Was war das? Aus einer Seitenlagune und gegenüber aus dem Schatten der Paläste schossen plötzlich vier schmale, offene Fahrzeuge hervor und darin blitzte es wie Waffen. Schon war die Gondel von allen Seiten umringt. Der Herzog beugte sich gespannt lauschend über die Brüstung. Er glaubte einen Augenblick im unsichern Mondlichte eine große Gestalt mit gezogenem Degen auf dem Vordertheile des umzingelten Nachens zu erblicken, sie schien ans Ufer springen zu wollen, — da verwirrte sich die Gruppe zum undeutlichen Handgemenge. Leises Waffengeräusch erreichte das Ohr des Herzogs und jetzt, laut und scharf durch die nächtliche Stille schmetternd, ein Ruf! Deutlich erscholl es und dringend:

„Herzog Rohan, befreie Deinen Knecht!“

Sechstes Kapitel.

In einer vorgerückten Morgenstunde des folgenden Tages saß der Provveditore Grimani in einem kleinen behaglichen Gemache seines Palastes. Das einzige hohe Fenster war von reichen bis auf den Fußboden herabfließenden Falten grüner Seide halb verhüllt, doch streifte ein voller Lichtstrahl die silberglänzende Frühstückstafel und verweilte, von den verlockend zarten Farben angezogen, auf einer lebensgroßen Venus aus Tizians Schule. Von der Sonne berührt schien die Göttin, die auf mattem Hintergrunde wie frei über der breiten Thüre ruhte, wonnevoll zu athmen und sich vorzubeugen, das stille Gemach mit blendender Schönheit erfüllend.

Dem Provveditore gegenüber saß sein ehrenwerther Gast, Herr Heinrich Waser, diesmal mit sorgenbelasteter Stirne. Er war nicht gestimmt auf die feine, über

das Gewöhnliche mit Geist und Anmuth hinspielende Unterhaltung seines Gastfreundes einzugehn und hatte sogar versäumt, seinen hochlehnigen Stuhl so zu setzen, daß er dem verlockenden Götterbilde den Rücken zuwandte, was er sonst nie zu thun vergaß, denn die schmiegsame Gestalt mit dem Siegeszeichen des Parisapfels in der Hand pflegte ihn allmorgendlich zu ärgern und zu betrüben. Sie erinnerte ihn gewissermaßen an seine jung verstorbene selige Frau; aber wie ganz verschieden war hinwiederum dieses reizende Blendwerk von der Unvergessenen, deren Seelenspiegel nie ein Anhauch von Ueppigkeit getrübt und die einen ausgesprochenen Abscheu empfunden gegen Alles, was sich im mindesten von sittsamer Bescheidenheit entfernte.

Heute aber nahm er an der Göttin keinen Anstoß, er war weit davon entfernt sie nur zu beachten. Sein ganzes Denken war darauf gerichtet, das Gespräch auf seinen Freund Jenatsch zu bringen, ohne durch die sichere Unterhaltungskunst des Provveditore von der Fährte abgebracht und spielend im Kreise herumgeführt zu werden.

Er hatte heute schon in der Frühe, wie er daheim in Zürich zu thun pflegte, einen kurzen Morgengang gemacht, was hier in dem Gäßchen- und Wasserlabyrinthe der Lagunenstadt seinen vorzüglichen Ortssinn in span-

nender Uebung erhielt. Er hatte zuerſt den durch ſeine weltluſtige Pracht ihn täglich überraſchenden Markusplatz aufgeſucht und ſich hierauf ſinnreich durch die enge lärmende Merceria nach dem Rialto durchgefunden. Dort hatte er von der Höhe des Brückenbogens mit aufmerkſamem Auge den unendlichen Handel und Wandel der meerbeherrſchenden Stadt gemuſtert. Dann war ihm plötzlich eingefallen, hinunterzuſteigen auf den nahen Fiſchmarkt und die eben anlangenden ſeltſam geformten Seeungethüme zu beſichtigen. Hier fiel ſein Blick auf den von Herzog Rohan bewohnten Palaſt und in ſeinem Herzen erwachte der Wunſch, den geſtern zweimal nur flüchtig begrüßten Jugendgenoſſen zu beſuchen und ſich nach deſſen Fahrten und Schickſalen freundſchaftlich zu erkundigen. Sicher, im Palaſte des Herzogs ermitteln zu können wo Jenatſch hauſe, und nicht ohne Hoffnung ihn dort vielleicht perſönlich zu treffen, winkte er einem Gondolier, der ihn mit wenigen Ruderſchlägen an die Aufgangstreppe des Palaſtes brachte. Da er von der Dienerſchaft erfuhr, Jenatſch ſei nicht hier und der Herzog beſchäftigt, ließ er ſich bei der Frau Herzogin anmelden.

Die hohe Dame dann hatte ihm die geſtrigen Ereigniſſe bewegt und wirkungsvoll, aber höchſt unklar geſchildert und dabei Andeutungen gemacht über das

seinen Freund zermalmende Verhängniß, die den nüchternen Mann befremdeten und höchlich beunruhigten. Der Verhaftungsscene nächtliches Dunkel hatte sie mit der Fackel ihrer Einbildungskraft keineswegs aufgehellt; dennoch wurde es dem klugen Zürcher sofort klar, daß Jenatsch in keiner andern Gewalt als in der Grimani's sich befinden könne. Er war dessen vollkommen gewiß, denn er erinnerte sich jetzt der nachlässigen Ruhe, mit welcher dieser Meister der Verstellungskunst gestern an der Tafel des Herzogs über die unbefugte Rückkehr des Bündners weggeglitten war, die er unter andern Umständen sicherlich als einen schweren Disziplinarfehler gerügt hätte.

Waser war sogleich nach Hause geeilt, und jetzt saß er dem undurchdringlichen Grimani gegenüber, aus dem er des Bündners Schuld und Schicksal herausbringen mußte.

Der Provveditore war in glänzender Laune. Er erging sich in heitern Reiseerinnerungen, erzählte von London und dem Hofe Jakobs I., wohin ihn vor einigen Jahren eine diplomatische Sendung geführt hatte, und entwarf von dem wunderlich pedantischen, aber, wie er hinzuzufügen sich beeilte, keineswegs auf den Kopf gefallenen König ein ergötzliches Bild. Auch gedachte er in liebenswürdigster Weise seiner Einkehr im Waser's

schen Hause zu Zürich, dessen patriarchalische Einfachheit und fromme Zucht ihn nach dem lärmenden und sittenlosen London wahrhaft erquickt hätte. Dies brachte ihn auf den besondern Charakter der schweizerischen Eidgenossenschaft und ihre Stellung in der europäischen Politik. Er beglückwünschte den Zürcher, daß dem kleinen Lande aus dem erwarteten Friedensschluße ohne Zweifel eine durch feste Verträge verbürgte staatliche Unabhängigkeit erwachsen werde.

„Auf die von Niccolò Machiavelli euch vorausgesagte Weltstellung werdet ihr freilich verzichten müssen," sagte er lächelnd, „aber ihr habt dafür euer eigenes Herdfeuer und eine kleine Musterwirthschaft, in der auch große Herren manches werden lernen können."

Da hierauf Waser mit leisem Kopfschütteln bemerkte, dieses an sich wünschenswerthe Resultat dürfte neben schönen Lichtseiten auch manche Schattenseiten zeigen, und er persönlich sehe sich nur mit Schmerz von dem protestantischen Deutschland abgedrängt, nickte ihm der venetianische Staatsmann einverstanden zu und sagte, staatliche Unabhängigkeit sei eine schöne Sache und es lasse sich dabei auch bei kleinem Gebiete ein gewisser Einfluß nach außen üben, vorausgesetzt, daß politische Begabung vorhanden sei und auf ihre Ausbildung aller Fleiß verwendet werde; aber um welt-

bewegend einzuwirken sei nationale Größe nothwendig, wie sie gegenwärtig nur das durch seinen genialen Kardinal zusammengefaßte Frankreich besitze. Das Wesen dieser Größe und in welchem letzten Grunde sie wurzle habe er oft mit forschenden Gedanken erwogen und sei zu einem eigenthümlichen Schlusse gekommen. Es erscheine ihm nämlich, als beruhe diese materielle Macht auf einer rein geistigen, ohne welche die erste aber kurz oder lang zerfalle wie ein Körper ohne Seele. Dieser verborgene schöpferische Genius nun äußere sich, nach seinem Ermessen, auf die feinste und schärfste Weise in Muttersprache und Kultur.

„Hier ist allerdings die Schweiz mit ihren drei Stämmen und Sprachen im Nachtheile," fuhr der Provveditore fort, der offenbar mit Vorliebe an Italien gedacht hatte, „aber mir ist um euch nicht bange. Ihr haltet durch andere zähe Bande zusammen. Für unsere gesegnete Halbinsel aber gereicht mir diese meine Wahrnehmung zum Troste. Heute unter verschiedene, zum Theil fremde Herren getheilt, besitzt sie immer noch das gemeinsame Gut und Erbe einer herrlichen Sprache und einer unzerstörbaren, in das leuchtende griechisch-römische Alterthum hinaufreichenden Kultur. Glaubt mir, diese unsterbliche Seele wird ihren Leib zu finden wissen."

Waser, dem dieſe myſtiſchen Gedankengänge ſehr ferne lagen und aus dem Munde ſeines ſonſt ſo kalten, diplomatiſchen Gaſtfreundes befremdlich klangen, bemächtigte ſich jetzt der Rede, um in ein glänzendes Lob der Republik von San Marco auszubrechen, die, einzig in Italien, mit der Staatsweisheit und dem Rechtsſinne der alten Roma eine Parallele bilde.

„Was die Fabeleien von willkürlicher Juſtiz und geheimen nächtlichen Hinrichtungen betrifft, ſo bin ich nicht der Mann, mein verehrter Gaſtfreund, an ſolche Märlein zu glauben," ſchloß der Zürcher, erfreut mit einer, wie er überzeugt war, ungezwungenen Wendung an das heiß erwünſchte Ziel zu gelangen, „und darum kann ich ganz ohne Rückhalt ein mir unerklärliches Ereigniß mit Euch beſprechen, daß ſich geſtern im Canal grande begab und wobei mein Jugendfreund, der Hauptmann in venetianiſchen Dienſten Georg Jenatſch, ohne Spur verſchwunden ſein ſoll. Die durchlauchtige Frau Herzogin Rohan, welche die Gnade hatte mich mit dem Vorfall bekannt zu machen, ſchien mir, ſoweit ich ihre Andeutungen zu faſſen vermochte, nicht ferne zu ſein von der Anſicht, der Hauptmann wäre ſeiner unbefugten Abreiſe aus Dalmatien wegen den venetianiſchen Bleidächern verfallen. Eine Vermuthung, die ich bei dem eine höchſte Kulturſtufe erreichenden venetianiſchen Ge-

setze und der Milde seines Vollstreckers," hier machte er eine verbindliche Handbewegung gegen den Provveditore, „— auch nach dessen gestrigen Aeußerungen an der Tafel des Herzogs unmöglich theilen kann."

„Von Hauptmann Jenatsch habe ich sichere Kunde," sagte Grimani mit einem unmerklichen Lächeln über die Gewandtheit seines Gastes. „Er sitzt unter den Bleidächern; aber, lieber Freund, nicht wegen eines Disziplinarfehlers, sondern belastet mit einer Mordthat."

„Gerechter Gott! Und Ihr habt Beweise dafür?" rief Waser, dem es schwül wurde, sprang auf und schritt in dem kleinen Gemache bestürzten Gemüthes auf und nieder.

„Ihr werdet, wenn Ihr es wünscht, die Akten lesen," versetzte Grimani ruhig und ließ seinen Schreiber rufen, dem er befahl, ein Portefeuille, das er ihm bezeichnete, sogleich zur Stelle zu bringen.

Nach wenigen Minuten hielt Waser zwei Aktenstücke über den Zweikampf zwischen Jenatsch und Ruinell hinter St. Justina zu Padua in den Händen, mit denen er sich, eifrig lesend, in die etwas erhöhte Fensternische zurückzog.

Das eine dieser Schriftstücke war das mit dem Magister Pamfilio Dolce aufgenommene Verhör, worin derselbe den Unfall des ihm zu Erziehung und Schutz befohlenen unschuldigen Knäbleins mit beweglichen Worten

ſchilderte, alsdann zu der großen Scene bei Petrocchi überging, wo der barbariſche Oberſt ſein in rühmlichen Studien ergrautes Haupt mit Schimpf bedeckt, der großherzige Hauptmann aber, von ſeiner — des Magiſters — ehrwürdiger Erſcheinung und beſcheidener Forderung gerührt, mit ſchöner Menſchlichkeit und antikem Edelmuthe für ihn eingetreten ſei. — Dem mörderiſchen Duell hatte der Magiſter nicht beigewohnt, dagegen vom Gerichte ſich die Gunſt erbeten, dem Protokoll eine wichtige Papierrolle beilegen zu dürfen. Dieſe fiel Waſer in die Hand; aber er warf jetzt nur einen flüchtigen Blick auf deren erſte Seite. Er ergreife, ſagte der Magiſter in der auf dieſem Blatte ſtehenden Widmung, einem Meiſterſtücke kalligraphiſcher Kunſt, die durch das Schickſal unverhofft ihm gewährte Gelegenheit, dem erlauchten Provveditore, als dem hohen Gönner aller Wiſſenſchaft, die geſammelte Frucht eines arbeitſamen langen Lebens in Demuth erſterbend anzubieten: eine Abhandlung über die Patavinität ſeines unſterblichen Mitbürgers Titus Livius, das heißt, über die in deſſen unvergleichliches Latein eingefloſſenen charaktervollen paduaniſchen Provinzialismen.

Das zweite Schriftſtück, das Waſer entfaltete, war die Relation des Stadthauptmanns, die ſich ausſchließlich mit der Schlußſcene des Handels beſchäftigte.

Ein erschreckter Bürger habe ihn benachrichtigt, hinter St. Justina stehe ein gefährlicher Zweikampf bevor zwischen zwei Offizieren der venetianischen Armee. Er sei hingeeilt, von seinen tapfern Leuten zusammenraffend, was er auf dem Wege gefunden, und habe schon von ferne die Gruppe der Kampfbereiten und der um sie versammelten Neugierigen erblickt, auch deutlich erkennen können, wie nur der Eine der Herren Grisonen mit grausamer Wuth und rasenden Geberden auf dem Kampfe bestand, der Andere aber kaltblütig mit Ernst und Würde ihn zu beschwichtigen suchte, von den vernünftigen Vorstellungen und höflichen Bitten der anwesenden paduanischen Bürger hierin unterstützt, und sich dann mäßig und nur gezwungen vertheidigte. Er habe sich seinem Gefolge voran aufs eiligste genähert, um, wie sein ehrenvolles Amt erheische, seinen Leib als Schranke zwischen die Frevler am Gesetze zu werfen und den Degenspitzen im Namen der Republik Halt zu gebieten. Als er dieß mit eigener Lebensgefahr gethan, sei zwar der Eine gehorsam zurückgewichen, der Andere aber durchbohrt mit einem Fluche zusammengestürzt. Nach seinem Dafürhalten habe sich der Sinnlose mit blinder Wuth in die nur zur Vertheidigung ihm entgegengehaltene Waffe des Andern geworfen, einen Augenblick eh' er die beiden Degen mit dem seinigen niedergeschmettert.. — So

glaube er ſeine Pflicht mit Aufopferung erfüllt zu haben und auf die Anerkennung der erlauchten Republik, ſowie auf ein angemeſſenes Ehrengeſchenk ohne Unbeſcheidenheit rechnen zu dürfen. —

„Mit dieſen Papieren, Herr Provveditore, läßt ſich eine Anklage auf Mord nie begründen," ſagte Waſer vor ſeinen Gaſtfreund hintretend und die Akten nicht ohne ſichtbare Zeichen der Entrüſtung auf den Tiſch legend, wobei der Tractat über die Patavinität des Livius auf den Marmorboden fiel. „Sie ſprechen durchaus zu Gunſten des Hauptmanns und bezeichnen den Fall als ſtricte Nothwehr. —"

„Wollt Ihr noch von den Ausſagen der andern Zeugen Einſicht nehmen?" ſagte Grimani kalt. „Sie ſtimmen übrigens durchaus überein mit denjenigen des bettelhaften Pedanten und des prahleriſchen Eiſenfreſſers. „Die Zeugniſſe dieſes Geſindels" — er ſtieß mit der Fußſpitze an die gelehrte Arbeit des Magiſters Pamfilio, die langſam über die Moſaikſterne des glatten Bodens rollte, — „führen nur den Gutmüthigen irre, der nicht verſteht zwiſchen den Zeilen zu leſen. Verzaubert und belügt doch dieſer ungeſegnete Jenatſch, mit ſeiner heuchleriſchen Herzenswärme und ſeiner ruchloſen Kunſt auch das Abſichtlichſte als Eingebung des Augenblicks oder harmloſen Zufall darzuſtellen, ohne Ausnahme

Alle von oben bis unten, von dem edeln Herzog Rohan bis zu dieſen Larven hinab. — Angenommen daß dieſe Zeugniſſe den Sachverhalt in völliger Wahrheit darſtellen, ſo führt ſie doch erſt die Kenntniß der Verhältniſſe des Hauptmanns und ſeines ränkevollen Charakters auf ihren richtigen Werth zurück, und mittelſt dieſer Kenntniß bin ich im Stande, mein werther Freund, Euch vielleicht zum Schrecken Eures harmloſen Gemüths die Geſchichte der Tödtung des Oberſten Ruinell in ihr wahres Licht zu ſtellen."

„Ich will mich kurz faſſen. Jenatſch hatte ſich zum Ziele geſetzt um jeden Preis eines der vier bündneriſchen Regimenter zu erlangen, die Herzog Rohan zum bevorſtehenden Veltliner Feldzuge mit franzöſiſchem Solde bildet. Alle vier aber waren ſchon vergeben, eines davon an Ruinell; folglich mußte einer der Oberſten, am bequemſten Ruinelli, den der Degen des Ehrſüchtigen erreichen konnte, weggeräumt werden. Als nun der Schulmeiſter den heißblütigen Oberſt mit ſeinem unverſchämten Bettel beläſtigte, ergriff der geiſtesgegenwärtige Jenatſch blitzſchnell die Gelegenheit ihn zu reizen, indem er für den Pedanten Partei nahm. Wie die Flamme einmal aufſtieg, war es dem Kühlgebliebenen ein Leichtes, ſie mit ſeinem boshaften Hauche zu ſchüren. Er wußte mit ſeiner abſichtsvollen Sanftmuth den Zor-

nigen bis zur Raserei zu reizen und als geschickter Fechter den Degen so zu führen, daß Keiner den sichern leisen Todesstoß gewahr wurde. — So trug die Sache sich zu, mein braver Herr, wenn die Republik nicht einen menschenunkundigen Neuling zu ihrem Provveditore hat. Euer Signor Jenatsch hat bei seiner dalmatischen Sendung zehnmal mehr List aufgewendet, als es nicht brauchte, diesen armen Trunkenbold sich aus dem Wege zu räumen."

Waser hatte diese Auseinandersetzung mit Grauen angehört. Ihn fröstelte beim Gedanken an die Gefahr, die jedem Angeklagten aus dieser scharfsinnig argwöhnischen Auslegung an sich unverfänglicher Thatsachen erwachsen mußte. Sogar ihn, den wohlwollenden, dem Hauptmann befreundeten Mann, durchfuhr einen Augenblick der Gedanke, des Venetianers grausame Logik könnte Recht haben. Aber sein gerader Menschenverstand und sein rechtliches Gemüth überwanden rasch diesen beängstigenden Schwindel. So hätte es sein können; aber, nein, es war nicht so. — Er erinnerte sich indessen, daß der Argwohn in Venedig ein Staatsprincip sei und verzichtete darauf, in diesem Augenblicke Grimanis Voreingenommenheit zu bekämpfen.

„Die Thatsachen entscheiden," sagte er mit überzeugter Festigkeit, „nicht deren willkürliche Interpretation,

und Hauptmann Jenatsch ist nicht ohne Schutz in Venedig, denn in Ermangelung eines bündnerischen Gesandten bei der Republik von San Marco glaube ich Geringer im Sinne meiner Obern zu handeln, wenn ich die Interessen des mit Zürich verbündeten Landes in Venedig nach Kräften wahrnehme." —

„Da verwendet sich noch ein anderer Schutzpatron für die Unschuld, die ich in der Person des Hauptmanns Jenatsch verfolge," sagte der Venetianer mit schmerzlichem Spotte, denn eben wurde ein in rothe Seide gekleideter französischer Edelknabe eingelassen, um in des Herrn Provveditore eigene Hand ein Schreiben seines Gebieters, des Herzogs Heinrich Rohan zu legen.

„Der erlauchte Herzog will mir die Ehre eines Besuches erweisen," sagte Grimani die Zeilen durchlaufend, „das darf ich nicht zugeben. Meldet, daß ich mich ihm in einer Stunde vorstellen werde. — Eure Begleitung, Signor Waser, würde mich erfreuen."

Damit erhob sich der feine bleiche Mann mit den melancholischen Augen und zog sich in sein Ankleidezimmer zurück.

Waser blieb zögernd stehen. Dann trat er zum Tische und durchlas sorgfältig die übrigen Zeugenaussagen. Zuletzt fiel sein Blick auf die unter einen Stuhl gerollte Abhandlung des Magisters Pamfilio Dolce aus

Padua. Ihn jammerte ihr ſchmachvolles Schickſal. „Da klebt viel Schweiß daran,“ ſagte er und hob die Rolle auf. „Ein Plätzchen in unſrer neu gegründeten Stadtbibliothek wird ſich ſchon für dich finden, Werk eines dunkeln Daſeins!“ —

Siebentes Kapitel.

Der Provveditore und Herr Waser wurden vom Herzog in seinem Bibliothekzimmer empfangen, wo dieser, der wenig Schlaf bedurfte und die Einsamkeit der Morgenfrühe liebte, schon manche Stunde des Vormittags in ungestörter Arbeit mit seinem Schreiber, dem Venetianer Priolo verbracht hatte.

Der Herzog begann mit einigen Worten des Dankes für Grimanis Zuvorkommen.

„Ihr errietet sicherlich aus meinen Zeilen," sagte er, „das persönliche Anliegen, welches mich schon heute wieder eine Unterredung mit Euch dringend wünschen ließ. Ich war gestern von meinem Balkon aus Zeuge einer nächtlichen Scene, unter der ich mir nichts anderes, als die Verhaftung eines Uebelthäters denken konnte. Verschiedene Umstände lassen mich mit Sicherheit schließen, daß dieser Gefangene der Republik der Bündner Georg

Jenatsch sei. Ich hatte nun, wie ich Euch, mein edler Herr, schon gestern andeutete, auf die Dienste des selben Mannes für meinen bevorstehenden Feldzug in Bünden gezählt und mir davon bei seinem militärischen Talent und seiner mir höchst werthvollen Kenntniß seines Vaterlandes großen Vortheil versprochen. Ihr seht ein, wie sehr mir daran liegen muß, zu erfahren, welcher Uebertretung des Gesetzes er sich schuldig gemacht, und, wenn sein Verbrechen kein schweres und schmachvolles ist, mein Fürwort für ihn einzulegen."

„Niemand ist williger Euch zu dienen als ich, erlauchter Herr," antwortete Grimani, „und in Wahrheit glaubte ich gerade Euch einen nicht geringen Dienst zu leisten, wenn ich diesen mir schon längst verdächtigen Menschen, in dem die Keime vieler Gefahren liegen, jetzt da er sich durch eine blutige That in meine Hand gegeben hat, auf die Seite räumte. Er ist, wie Ihr aus der aktenmäßigen Darstellung erfahren werdet, dem Wortlaute unseres Gesetzes nach der Todesstrafe verfallen. Ob ich ihn, mildernde Umstände annehmend, begnadigen will, das steht vollkommen in meiner Willkür. Ist dies Euer Verlangen an mich, so werdet Ihr keine Weigerung erfahren; aber höret vorher gütig an, was ich von dieser Persönlichkeit denke. — Den Vorfall selbst bitte ich meinen würdigen Freund Waser Euch zu

berichten. Er hat soeben von den Akten Kenntniß genommen und es ist mir angenehm den Vortrag ihm zu überlassen, da er mich insgeheim vergiftenden Argwohns und schnöder Menschenverachtung bezichtigt." — .

Der Zürcher entledigte sich dieses Auftrags mit Freundeseifer und sachkundiger Gewandtheit. Zum Schlusse faßte er seine Meinung dahin zusammen, daß hier ein Fall reiner Nothwehr vorliege.

„Und nun erlaubt mir, meinerseits Euch auszusprechen," sagte Grimani, und seine Stimme trübte sich vor innerer Bewegung, „daß ich die That für eine vorbedachte, absichtsvolle und diesen Charakter kennzeichnende halte. Georg Jenatsch ist unermeßlich ehrsüchtig, und ich glaube, er sei der Mann, jede Schranke, welche diese Ehrsucht eindämmt, rücksichtslos niederzureißen. Jede! Den militärischen Gehorsam, das gegebene Wort, die heiligste Dankespflicht! Ich halte ihn für einen Menschen ohne Treu und Glauben und von grenzenloser Kühnheit."

Mit wenigen aber noch schärfern Zügen, als er es Waser gegenüber gethan, bezeichnete er sodann dem Herzoge die selbstsüchtigen Ziele, welche nach seiner Beurtheilung Jenatsch durch die Ermordung seines Landsmannes habe erreichen wollen.

Der Herzog warf ein, es sei ihm kaum glaublich,

daß eine so ursprüngliche und warme Natur wie dieser Sohn der Berge eines so kalt konsequenten und verwickelten Verfahrens fähig sei.

„Dieser Mensch erscheint mir unbändig und ehrlich wie eine Naturkraft," fügte er hinzu.

„Dieser Mensch berechnet jeden seiner Zornausbrüche und benützt jede seiner Blutwallungen:" erwiederte der Venetianer, gereizter als es von seiner Selbstbeherrschung zu erwarten war. „Er ist eine Gefahr für Euch, und, wenn ich ihn verschwinden lasse, so hab' ich Euch noch nie einen bessern Dienst erwiesen".

Der Herzog verharrte einige Augenblicke in schweigendem Nachdenken, dann sprach er mit großem Ernste: „Und dennoch ersuche ich Euch um die Begnadigung des Georg Jenatsch."

Grimani verbeugte sich, trat an den Arbeitstisch des Geheimsekretärs Priolo, der in seiner Fensternische ruhig weiter geschrieben hatte, warf ein paar Worte auf ein Papier und bat den jungen Mann den Befehl in das Staatsgefängniß zu bringen. Herzog Rohan fügte bei, sein Adjutant Wertmüller möge den Schreiber begleiten.

Jetzt heftete Grimani seine ruhigen, dunkeln Augen auf den Herzog und fragte plötzlich, ob er ihm nicht die Gunst gewähren könne, die Unterredung noch eine

kurze Zeit ohne Zeugen fortzusetzen. Rohan wandte sich freundlich zu Herrn Waser und sagte lächelnd:

„Gerade wollt' ich Euch bitten, die Herzogin über das Loos des Hauptmanns Jenatsch, an welchem sie mitleidigen Antheil nimmt, an meiner Statt vorläufig zu beruhigen."

Geschmeichelt durch dies Wohlwollen und erfreut der Ueberbringer einer guten Botschaft zu sein, beurlaubte sich der Zürcher und folgte einem Pagen, der ihn der ungeduldig harrenden hohen Frau zuführte.

„Betrachtet, edler Herzog, es als ein Zeichen meiner besondern Ergebenheit," begann der Venetianer, „wenn ich ganz gegen meine Gewohnheit mich nicht scheue aufdringlich zu sein und den Vorwurf unzarten Eingreifens in fremde Verhältnisse mir zuziehe. Abgesehen von unsern gemeinsamen politischen Interessen bin ich überzeugt, daß Ihr meine hohe Verehrung für Euren Charakter genugsam kennt, um sie als einzige Triebfeder und als Entschuldigung dieses außerordentlichen Schrittes gelten zu lassen."

„Für Euch wollte ich diesen Mann unschädlich machen. Ich kenne seine Vergangenheit. In Bünden, wo ich vor Jahren die Interessen meiner Republik als Gesandter wahrnahm, habe ich ihn an der Spitze rasender

Volkshaufen gesehen und seine Herrschaft über die tobenden Massen hat mich entsetzt.

„Ihr seid im Begriff, Bünden der spanischen Macht zu entreißen und ich zweifle keinen Augenblick am Erfolg Eurer Waffen. Aber was dann? Wie werden sich nach Vertreibung der Spanier die Absichten der französischen Krone, die das strategisch wichtige Land bis zum allgemeinen Frieden unmöglich aus den Händen geben darf, mit dem stürmischen Verlangen seiner wilden Bewohner nach der alten Selbständigkeit vereinigen lassen? Da Richelieu — ich will sagen der allerchristlichste König, Euer Herr — nur den kleinsten Theil seiner in Deutschland unentbehrlichen Truppen Euch zur Verfügung stellt, werdet Ihr in Bünden selbst werben und dem durch jegliches Elend erschöpften Lande neue Opfer zumuthen müssen. Das aber — ich schäme mich zu sagen, was Ihr sicherlich längst bedacht habt — wird Euch nur durch das Mittel weitgehender Versprechungen gelingen. Ich wenigstens kann mir nichts anderes denken, als daß Ihr mit Euerm persönlichen Werthe den Bündnern Euch werdet verbürgen müssen, ihnen, sobald Euer Sieg erfochten ist, ihr ursprüngliches Gebiet und ihre alte Selbständigkeit unvermindert zurückzugeben. — Darum sendet, wie ich vermuthe, Richelieu gerade Euch, dessen Name von reiner Ehre leuchtet, nach Bünden,

weil Eure Gewalt über die proteſtantiſchen Herzen ihm dort ein Heer erſetzt. So werdet Ihr mir einräumen, edler Herr, daß Euer eine ſchwere Stunde und eine peinliche Doppelſtellung zwiſchen dem Cardinal und Bünden wartet. Wohl wird es Eurer Weisheit gelingen, das Intereſſe der franzöſiſchen Krone, welcher Ihr dient und die von Euch verbürgten Anſprüche des Gebirgsvolkes, ohne jenes zu verleugnen oder dieſe zu täuſchen, durch umſichtige Politik und kluge Zögerung in der Schwebe zu halten und endlich auszugleichen; aber nur unter der Bedingung, daß das hingehaltene Bünden in keiner Weiſe gegen Euch und Frankreich eingenommen und aufgeſtachelt werde. — Ihr lächelt, gnädiger Herr! — In der That, wer in Bünden ſollte es wagen gegen das mächtige Frankreich ſich zu verſchwören oder gar mit offener Gewaltthat zu erheben! Gewiß Keiner, Ihr habt Recht, wenn nicht vielleicht jener Heilloſe — Euer Schützling, Georg Jenatſch."

Der Herzog lehnte ſich mit einer abwehrenden Handbewegung und dem ſchmerzlichen Ausdrucke verletzten Selbſtgefühls zurück. Eine Wolke zog über ſeine Stirn. Das Bild des Bündners, wie es der Haß Grimanis entwarf, ſchien ihm vergrößert und entſtellt; doch nicht die ſeine Menſchenkenntniß in Frage ſtellende, übertrieben ſchlimme und große Meinung, die Grimani

von dem begabten Halbwilden hatte, welchen er sich zum Werkzeuge erlesen, war ihm empfindlich, wohl aber, daß der Venetianer die geheime Wunde seines Lebens, seine schiefe Stellung zu Richelieu scharfsinnig erkannte und zu berühren sich nicht scheute. Der Frankreich nach großem Plane regierende, aber ihm persönlich abgeneigte Cardinal war im Stande — Rohan wußte es wohl — seine protestantische Glaubenstreue als Mittel zum Zwecke auszubeuten und ihn persönlich aufzuopfern. Die Gefahr, welche er sich selbst auszureden suchte und in schlaflosen Nächten doch immer und immer wieder sorgenvoll erwog, war also fremden Augen offenbar.

— „Verzeiht, theurer Herr, meine vielleicht schwarzsichtige Sorge für Euch," sagte Grimani, der den verborgenen Kummer des Herzogs in seiner erkälteten Miene las. „Frankreich darf und wird sich gegen seinen edelsten Sohn nicht undankbar erzeigen. — Nur um Eines bitte ich Euch, flehe ich Euch an: Wenn Ihr an meine Ergebenheit glaubt, — hütet Euch vor Georg Jenatsch."

Kaum war das Wort ausgesprochen, so klirrten rasche Tritte im Vorsaal und der Genannte trat mit dem Adjutanten Wertmüller in das Gemach, wo eben noch edelmüthige Größe und menschenverachtender Scharfsinn über ihn zu Gerichte gesessen und um ihn gestritten

hatten. Jenatsch sah finsterer als je und tief bewegt aus. Den Provveditore, der ihm zunächst stand, bedachte er mit einem unterthänigen Gruße und einem Blicke voll tödtlichen Hasses, welchem dieser mit vornehmer Ruhe begegnete. Dann trat er raschen Schrittes vor den Herzog. Er schien in leidenschaftlichem Dankgefühle seine Kniee umfassen zu wollen; aber er ergriff nur Rohans Hand und ließ, das gesenkte Auge verbergend, eine heiße Thräne auf dieselbe fallen.

Der kalte Grimani, dem diese glühende Bewegung einen widerwärtigen Eindruck machte, brach zuerst das Schweigen und bemerkte mit scharfer leiser Stimme: „Vergeßt nie, Signor Jenatsch, daß Ihr nicht der Güte Eurer Sache, sondern nur und allein der Fürsprache dieses hohen Herrn Euer verwirktes Leben verdankt.“

Der Hauptmann schien in seiner Bewegung das Wort des Venetianers nicht gehört zu haben, er richtete seinen feurigen Blick auf den Herzog und sprach: „Meinen Dank, theuerster Herr, laßt mich Euch sofort durch die That bezeugen. Ich hoffe, Ihr habt manche Gefahr für mich bereit — laßt mich eine vorweg nehmen. Uebertragt mir ein Geschäft, daß ich allein, wie Ihr bedürft, verrichten kann, bei dem ich das mir geschenkte Leben zehnfach auf das Spiel setze und welches doch nicht rühmlich genug ist, daß es mir irgend einer neide

oder ſtreitig mache. — Ich rede hier frei, ich bin unter Eingeweihten. — Wie mir mein Kamerad Wertmüller in ſeinen Briefen Euern Plan angedeutet hat, werdet Ihr von Norden über die Bernina ins Veltlin vordringen, um mit dem Scharfblicke des großen Feldherrn die feindliche Stellung in der Mitte zu faſſen und, Spanier und Oeſterreicher auseinanderwerfend, die Einen zurück in das Gebirge, die Andern hinunter nach den Seen zu jagen. Nun iſt von höchſter Bedeutung, die von den Spaniern vielfach neu angelegten Verſchanzungen des Veltlins genau zu unterſuchen. — Laßt mich hin! Ich nehme Euch Pläne davon auf, kenne ich doch das Land wie Wenige."

„Davon reden wir morgen, mein Georg," ſagte der Herzog und legte ihm ſeine ſchmale Hand auf die mächtig gebaute Schulter.

Am Abende des Tages, der den Hauptmann Jenatſch zum Kameraden des Locotenenten Wertmüller im Dienſte des Herzogs machte, fiel es dieſem ein, den Brief ſeines Vetters in Mailand zu beantworten.

Er meldete, daß er einen kurzen Urlaub nach Zürich genommen, obſchon er ſich nicht abſonderlich freue den

Duft ſeines Neſtes wieder zu riechen, aber verſchwieg dabei natürlich, daß er ſich dort dem Herzoge bei ſeinem Durchbruche aus dem Elſaß nach Graubünden anſchließen und die Wartezeit zu Werbungen für Frankreich verwenden werde. Dagegen berichtete er weitläufig, die aus Mailand entflohene dolchführende Schönheit habe er nicht nur kennen gelernt, ſondern es werde ihm ſogar die Ehre zu Theil, beſagte tapfere Perſon auf Geheiß des Herzogs über das Gebirge nach Bünden zu geleiten, was ihn von ſeiner eigenen Reiſeroute nicht abführe. — Als Belohnung für die vom Vetter ihm zum Beſten gegebene Geſchichte und als deren Vervollſtändigung erzählte er ihm den unerwarteten Auftritt im Saale des Herzogs, dem er, perſönlich unbetheiligt, mit gekreuzten Armen als vergeſſener Beobachter hinter einer bergenden Säule beigewohnt habe, — halb gerührt, halb ärgerlich, — denn er ſei eigentlich kein Liebhaber heftig ausbrechender Gefühle. In einen ſolchen vulkaniſchen Ausbruch aber habe die beſcheidene, von der ſentimentalen Herzogin in Scene geſetzte Vorführung einer Schutzflehenden plötzlich umgeſchlagen. Er ſelbſt habe die Lunte angezündet, indem er den Heldenſpieler eingeführt, einen tapfern Soldaten, aber leider ehemaligen Pfarrer, der ihm trotz einiger tüchtiger Eigenſchaften wenig ſympathiſch ſei, da demſelben gewiſſe

pompöſe Manieren, wahrſcheinlich von der Kanzel her, ankleben und ein leidiger Hang zu grandioſem Komödienſpiele. In ſeiner Jugend ſei der Pfarrer ein wüthender Demokrat geweſen und einer der böſen Geſellen, die den Pompejus Planta umgebracht. Statt nun ſtill, wie er, der taktvolle Wertmüller, es gethan, im Hintergrunde zu bleiben, habe ſich der Abenteurer ſofort der bündneriſchen Dame als Mörder ihres Vaters und zugleich als ehemaligen zärtlichen Liebhaber vorgeſtellt. Daraus ſei plötzlich eine ſolche Exploſion verrückter Dinge entſtanden, ein ſo einziges Spektakel, daß ihm heute noch der Kopf davon ſchwirre. Für die Herzogin, deren poetiſcher Schwung allen Verſtand überſteige, ſei es eine Wonne geweſen. Sie habe ſchnatternd auf dem Thränenmeer herumgerudert wie die Enten im Teiche. — Jetzt arbeite ſie daran, einen würdigen Schlußakt herbeizuführen nach dem Muſter der gegenwärtig in Paris Furore machenden Komödie, deren Autor einen Vogelnamen trage und die einen ganz ähnlichen Gegenſtand behandle. Dort ſchließe der Conflict mit Heirathsausſichten; hier aber werde es hoffentlich, und wenn noch Vernunft im Leben ſei, nicht dazu kommen. Es wäre Schade um das Mädchen, er gönne ſie dem Volkshelden nicht. Sie ſei zwar keine blondlockige üppige Schönheit, wie ſie Paul der Veroneſer und der flotte

Tintoretts, die Naturmöglichkeit überbietend, aus golddurchwirktem Damaste hervorquellen lassen, noch habe sie die nächtlichen halbgeschlossenen Augen und die blauschwarz schimmernden Flechten um die sanfte, listige Schläfe, die ihn an andern Töchtern der Lagunenstadt berücken; aber sie habe es ihm nun einmal angethan mit einem gewissen ehrlichen großen Wesen. Was bei Lucretia Wahrheit sei, halte er bei Jenatsch zum guten Theil für Schein; gerade jene große Manier, von der er gesprochen.

Sei übrigens der Hauptmann Jenatsch auf hohes Spiel erpicht, so habe er gestern Abend seine Lust büßen können.

Mitten aus der Rührung sei er von Sbirren herausgeholt und unter die Bleidächer gesetzt worden. Der Provveditore Grimani, der den Bündner merkwürdiger Weise für ein wichtiges und staatsgefährliches Subjekt halte, hätte ihn gern sogleich in den Kanal versenkt. Aber der umständliche alte Herr habe dabei eine kostbare Zeit verloren, die sich der Herzog zu nutze gemacht, um seinen neuen Günstling sich wieder zurückliefern zu lassen. Ihm persönlich sei das nicht gerade unlieb, denn er verspreche sich bei den merkwürdigen Lebensumständen des neuen Kameraden noch manchen schlagenden Witz des Zufalls und freue sich besonders

darauf, mit dem gewesenen Pfarrer an seinen ehemaligen Kirchen in Bünden vorüberzureiten, wo ihn dann ein Gewisser darüber zur Rede stellen werde, was alles er da drinnen dem Volke vorgemacht.

Hier strich sich der Lacotenent vergnügt das magere Kinn und schloß das Schreiben an seinen Vetter in Mailand.

Drittes Buch.

Der gute Herzog.

Erſtes Kapitel.

Auf einer Erhöhung des linken Rheinufers am Fuße des lieblichen Heinzenbergs überſchauen die Mäuerlein und anſpruchsloſen Gebäude des Frauenkloſters Cazis die Hütten eines dem katholiſchen Glauben abgethan gebliebenen Dorfes. Am ſchmalen Bogenfenſter einer Zelle, die nach dem grauen, jetzt vom Morgenlichte beſchienenen Schloßthurme von Riedberg hinüberſchaute, ſaß die ſchöne Lucretia Planta.

Der Frühling war vorübergegangen. Auch auf der Nordſeite der rhätiſchen Alpen hatte der laue Föhn ſchon längſt den Schnee von den Halden weggeſchmolzen und in tobenden Wildbächen dem Rheine zugeführt. Durch die Felsſpalten der Via mala hatte der Südſturm gebrauſt mit dem jugendlich unbändigen Strome um die Wette. Wochenlang hatte der ſchäumende Rhein zornig an ſeinen engen Kerkerwänden gerüttelt und

herausstürzend die flacheren Ufer verheert. Jetzt führte er ruhiger die gemäßigten Wasser zu Thal, umblüht von den warmen Matten und üppigen Fruchtgärten des gegen die rauhen Nordwinde geschützten Domleschg.

Es war ein klarer Morgen zu Anfang des Juni und die älteste Ordensschwester Perpetua hatte eben nach einer längern Unterredung das edle Fräulein verlassen.

Die frommen Frauen von Cazis hegten schon längst einen Herzenswunsch. Das Amt ihrer Priorin war während langer Kriegsjahre unbesetzt geblieben und sie sehnten sich darnach, daß es endlich wieder würdig bekleidet und geehrt werde von einem bei Gott und Menschen angesehenen Sprößlinge einer großen Familie. Wen konnten die Heiligen dazu auserwählt haben, wenn nicht die im Thale aufgewachsene und begüterte Lucretia Planta!

Das Kloster hatte den Planta schon aus den Zeiten vor der Reformation manche Schenkung zu verdanken. Nun waren mehrere Glieder der berühmten Familie, voran Herr Pompejus, in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt; dieser edle Herr aber hatte ohne letzte Wegzehrung einen bösen jähen Tod erlitten. — Was war natürlicher und christlicher als daß seine vereinsamte Tochter den Schleier nehme, um

für das Heil seiner Seele zu beten und das Kloster in diesen möglicherweise noch nicht so bald endenden schlimmen Zeiten mit ihrem edeln Namen zu schirmen, es mit ihrem Erbe zu bereichern.

Die Zurückgabe ihrer väterlichen Güter, von welcher wegen der Planta Landesverrath und Mitschuld am Veltlinermord selbst zur Zeit der Unterjochung durch die Spanier nicht die Rede sein konnte, stand jetzt in naher Aussicht, sonderbarer Weise durch die Vermittelung des Obersten Georg Jenatsch. Die Thaten des jetzt im Veltlin unter Herzog Rohan fechtenden Scharanser Pfarrsohns gingen in seinem Heimatsthale von Mund zu Munde und sein Ruhm im ganzen Lande stieg täglich.

Zu dieser Fürsprache hatte den Obersten Jenatsch wohl ein nagender Gewissensbiß getrieben, oder wenn sie einen weltlichen, dem Verstande der Frauen von Cazis undurchdringlichen Grund hatte, so wußte Gott von jeher auch die Gedanken der Bösen zu seinen Zwecken zu biegen. Daß aber das edle Fräulein in Cazis eine bleibende Stätte finde und als Priorin die verlassene Heerde weide, das war offenbar die Meinung des heiligen Dominicus selber, dessen Regel das Haus befolgte.

Lucretia hatte schon im Kloster zu Monza sein

himmliſches Wohlgefallen auf ſich gezogen. Damals hatten kaiſerliche Kriegsbanden die Kirche zu Cazis geplündert und darin ſo unchriſtlich gehauſt, daß, wie Perpetua dem Fräulein ſchrieb, von der heiligen Muttergottes nichts als das nackte Holz zurückblieb. Das junge Mädchen hatte dann in der Schule der geſchickten italiäniſchen Nonnen ein koſtbares Kleid für die beraubte heimiſche Gottesmutter geſtickt und bald Gelegenheit gefunden, es durch den herzhaften und wanderluſtigen Pater Pancraz an ſeine Beſtimmung gelangen zu laſſen.

Seither hatte der heilige Dominicus der unwürdigen Schweſter Perpetua ſeinen Wunſch und Willen in wiederholten Erſcheinungen kund gethan. Am deutlichſten und wunderbarſten aber war dieſes in der verwichenen Nacht geſchehen. Die betrübte Ordensſchweſter hatte in gottbegnadetem Traume die öde Zelle der Priorin betreten und dort plötzlich Lucretia erblickt, wie ſie leibte und lebte, doch mit demüthigem Angeſichte und geſenkten Augen. Neben ihr aber ſtand St. Dominicus ſelbſt im Glanze des Himmels und ſeiner ſchneeweißen Kutte, der ihr einen Lilienſtengel überreichte. Der Träumenden war alsdann vorgekommen, als lege ſich ein Abglanz ſeines Heiligenſcheins um Lucretias erwähltes Haupt.

Die Schweſter öffnete die Augen voller Freude

und durchdrungen von dem Gefühle, daß sie diese Offenbarung nicht für sich behalten dürfe. So war sie denn gekommen das Gesicht Lucretia mitzutheilen und mit ihr dessen Bedeutung zu besprechen.

Der Eindruck des Traumbildes auf das Fräulein war indessen weniger erfreulich und überzeugend gewesen, als die Nonne gehofft, und sie hatte sich darauf lange bemüht zu ergründen, welche Wurzeln der Weltlust oder der Weltsorge das Fräulein immer noch draußen zurückhielten, denn dieses sprach von dem Kloster, trotz seines Wohlwollens für dasselbe, nur als von seiner einstweiligen Herberge.

An irdischem Besitz schien Lucretias Herz nicht zu hangen, noch weniger an irdischer Liebe; denn einige bescheidene Klosterscherze, die sich Schwester Perpetua einzig in der Absicht das Fräulein zu erforschen in dieser Richtung erlaubte, wurden mit stolzem Lächeln abgewiesen.

Noch eine Möglichkeit hatte die Schwester beunruhigt: Lucretia wolle in der Welt bleiben, bis sie einen würdigen Bluträcher finde, der nach altem Landesbrauche den Tod ihres grausam erschlagenen Vaters mit demjenigen der Mörder sühne, oder sie trage am Ende selbst blutige Gedanken mit sich herum, die sich mit dem Frieden des Klosters nicht vertrügen.

Dieſe ſchreckliche Vermuthung, die urſprünglich ihrem zahmen und frühe durch Kloſterzucht geregelten Gemüthe ferne lag — Perpetua war keine ſchwerblütige Bündnerin, ſondern entſtammte einer ehrbaren Zugerfamilie — hatte ihr der alte Lucas zu Riedberg noch vor der Fahrt, die er nach Italien gethan, um das Fräulein heimzugeleiten, zu wiederholten Malen nahegelegt. Er ſelbſt war ganz davon durchdrungen, wie von einer unabwendbaren Nothwendigkeit. Aber auch dieſe Muthmaßung hielt nicht Stand. Lucretia war der Schweſter heute ſo kindlich weich und verſöhnlich erſchienen, daß ſie ſich einen derartigen Verdacht als ein Unrecht gegen das verwaiſte Fräulein vorwarf.

In Wahrheit, heute hegte Lucretia keine Rachegedanken. Sie ſann mit einer Trauer, die ihre geheime Süßigkeit hatte, den Erlebniſſen ihrer Heimreiſe aus Venedig nach. Ein ſeltſames Verhängniß hatte das Leben des ihrer Rache Verfallenen in ihre Hand gegeben und ſie hatte es erfahren, ſie wußte heute mit voller Herzensüberzeugung, daß ſie es nicht nehmen dürfe. Der Widerſtreit ihrer Gefühle hatte ſich gelegt, ſie war zur Ruhe gekommen.

Lucretia hatte Venedig, begleitet von ihrem treuen Lucas, im Frühjahr verlaſſen und die lange Strecke bis nahe an die Grafſchaft Chiavenna erſt über Verona

und Bergamo und dann längs der blühenden Ufer des Comerſees in mäßigen Tagritten ohne Aufenthalt und Abenteuer zurückgelegt. Grimani hatte ſie mit einem Geleitbrief durch das Venetianiſche verſehen — im Mailändiſchen genügte ihr Name — und von Rohan war ihr als ſchützender Cavalier der junge Wertmüller mitgegeben worden.

Wohl hatte die Herzogin gegen dieſes für die ſchöne Reiſende, wie ſie behauptete, in keiner Weiſe paſſende Geleite zuerſt Einſpruch erhoben; aber der Herzog kannte die guten und ſchlimmen Eigenſchaften ſeines Wertmüller nicht erſt ſeit geſtern und wußte, daß ſein wunderlicher Adjutant ſich noch in jeder ernſten Probe ehrenhaft, zuverläſſig und tapfer erwieſen hatte.

So gelangte der kleine Reiſezug der Donna Lucretia eines Tages in die ſumpfige Ebene durch welche die Adda ſich langſam dem Nordende des Comerſee's zuwindet. Da ſie am Morgen in der kühlen Frühe aufgebrochen waren, beſchloſſen ſie an einem Kreuzwege unfern der drohenden Feſtung Fuentes vor einer Locanda kurze Mittagsraſt zu halten, um dann heute noch Chiavenna zu gewinnen und am nächſten Tage den Saumpfad über den Splügen einzuſchlagen.

Lucretia zog es vor, die unreinliche Herberge nicht zu betreten; ſie ſetzte ſich allein in eine Weinlaube,

deren blasses Frühlingsgrün sich eben aus den springenden Knospen entwickelte. So hatte sie eine Weile den Hühnern zugesehn, die neben der Krippe das von den fressenden Pferden herausgeworfene Futter aufpickten, da erblickte sie zwischen den zarten Blättern und jungen Ranken hindurch auf der staubigen Landstraße einen Zug Leute, der sogleich ihre ganze Aufmerksamkeit fesselte. Sie errieth, daß ein Gefangener eingebracht werde und als er näher kam, erbebte ihre Seele. Ein halbes Dutzend spanischer Soldaten, voran ein alter dürrer Hauptmann zu Pferde, führten in ihrer Mitte einen Mann in der Alltagstracht des Veltlinerbauers, dessen Kleider zerrissen und über und über von Sumpfwasser geschwärzt waren. Staub und Blut entstellten sein Angesicht, und die Hände waren ihm mit groben Stricken hinter dem Rücken zusammengebunden. Das Fräulein erkannte mit Entsetzen die hohe Gestalt und die trotzige Haltung des Jürg Jenatsch. Auf den Spuren des eingeholten Flüchtlings schnüffelten spanische Bluthunde, welche wohl bei dieser Menschenjagd Dienste geleistet hatten, und gelbe halbnackte Jungen und blödsinnige Zwerggestalten liefen johlend hinter dem gewaltigen wehrlosen Manne her. Beim Herannahen des Trupps eilten die Bewohner des Hauses vor der Thüre zusammen, auch Lucas kam herbei, der eben die Pferde

wieder gesattelt hatte, und Wertmüller trat hinter Lucretia.

Der spanische Hauptmann gebot seinen Leuten Halt, stellte sich in den Schatten der Hauspforte und nahm seine Sturmhaube von dem todtenkopfähnlichen Haupte, dessen braune Knochen nur durch zwei erhitzte, tiefliegende Augen belebt erschienen. Dann hieß er sein abgejagtes Thier, dessen Riemenzeug zerrissen war, zur Cisterne führen und fragte kurz und barsch: „Ist jemand hier, der in diesem Späher den vormaligen ketzerischen Prädikanten und vielfachen Mörder Georg Jenatsch erkennt?“

Es schlurfte in zerfetzten Schuhen ein Kölscher Knecht herbei und sagte mit kriechender Miene: „Zu dienen, Excellenz. Ich hauste anno 1620 in Verbenn und war dabei, als dieser Gotteslästerer mit verfluchter Hand meinen leiblichen Bruder gegen den Hochaltar von St. Peter schleuderte, daß der Aermste für sein Lebtag ein Gebresten davontrug.“ —

„Das paßt,“ sagte der Spanier, „ich betraf denselben Prädikanten im gleichen Sommer an der Zugbrücke unserer Festung. Eure Ausflüchte, Mann, helfen Euch nicht und der Strick ist Euch gewiß.“

Lucretia hatte im Hintergrunde der Laube den Auf-

tritt mit laut klopfendem Herzen angesehen. Konnte sie Georg retten? Wollte, durfte sie es? .. Hinter ihr stand Wertmüller, dessen angriffslustige Ungeduld sie fühlte, und den sie leise den Hahn seines Pistols spannen hörte. Lucretia erhob sich und schritt, von einer unwiderstehlichen Macht gezogen, langsam vor. Bei des Spaniers letzten Worten stand sie zwischen ihm und dem an einen steinernen Stützpfeiler der Laube geschnürten Gefangenen. In diesem Augenblicke flog eine Handvoll Koth und Steine von einer lachenden Kropfgestalt geworfen an die blutende Stirne des Gefesselten, aber seine Miene blieb stolz und ruhig, nur seine Lippen bewegten sich flüsternd: „Lucretia, deine Rache vollzieht sich!" klang es in romanischen Lauten, ohne daß sein Blick sich nach ihr gewendet hätte.

„Sennor," redete die Bündnerin den spanischen Hauptmann mit fester Stimme an, „ich bin Lucretia, die Tochter jenes Planta, den Georg Jenatsch erschlagen hat. Ich habe seit dem Tode meines Vaters keinen liebern Gedanken gehabt als den der Rache; aber in diesem Manne hier erkenne ich den Mörder meines Vaters nicht."

Der Spanier richtete seinen bösen Blick erst fragend und dann höhnisch auf sie, aber Lucretia beachtete ihn nicht. Schon hielt sie ihren kleinen Reisedolch in

der Hand und begann ohne Zögern die Bande des Gefangenen zu durchschneiden.

Was jetzt um sie vorging traf ihre Sinne kaum. Sie vernahm noch den raschen Befehl Wertmüllers an Lucas: „Pferde vor!“ gewahrte noch wie der Locotenent dem Spanier mit dem Pistol in der Hand entgegentrat und dieser den Degen aus der Scheide riß. Dann wurde sie rasch aufs Pferd gehoben, das Musketenschüsse hinter sich hörend, in wilden Sprüngen sie von dannen trug und in jagendem Laufe an der Festung Fuentes vorüber der Straße nach Chiavenna folgte. Auf dem staubigen Heerwege sprengte sie vorwärts mit Mühe sich auf dem erschreckten Pferde haltend und doch angstvoll zurücklauschend, ob ihr Freund oder Feind nacheile. Noch fielen, schon aus der Ferne, vereinzelte Schüsse, sonst hörte sie nichts als das Schnauben und den Hufschlag ihres eigenen Thiers.

Endlich brauste Galopp hinter ihr und schon ritt an ihrer rechten Seite, zerrissen und blutig, aber in hellem Uebermuthe Georg Jenatsch, hinter welchem, ihn mit grimmer Miene umfassend, der alte Lucas zu Rosse saß. Zu des Fräuleins Linken schnaubte einen Augenblick später ein zweites Roßhaupt und über demselben grüßte das aufgeregte Gesicht des kleinen Locotenenten,

der den Rückzug gedeckt hatte und von der Rolle, die er gespielt, höchlich befriedigt schien.

„In der Festung wird Alarm geschlagen," sagte Jenatsch. „Hinter jenem Waldhügel biegen wir links ab von der Heerstraße, auf der man uns verfolgen wird, reiten durch die seichten Nebenwasser der Adda und gewinnen auf Wegen, die ich als gangbar kenne, längs des Sees und über die Berge das sichere Bellenz." —

Als die Pferde den beweglichen Kiesboden des Flußbettes betraten, sprang Lucas ab und ergriff, sich vor das Pferd seiner Herrin stellend, mit treuer Hand dessen Zügel. „Im Grunde habt Ihr Recht," sagte der Alte und blickte zu Lucretias glücklichem Angesichte auf, „es war heute nicht der passende Anlaß und nicht der richtige Ort. — Euch zu liebe würd' ich mit dem leidigen Satan selbander reiten, aber — wahr bleibt's — einem ehrlichen Gaul und einem gut katholischen Christen wird heutzutage viel Geduld zugemuthet." —

Die darauf folgenden beschwerlichen Reisetage lebten als selige Erinnerungen in dem Herzen Lucretias fort. Nach dem ermüdenden Zuge quer über die südlichen Vorberge der Alpen hatte die Gesellschaft in Bellenz gerastet und Jenatsch sich beritten gemacht.

Dann zogen sie langsam durch das von Wasserstürzen rauschende Misox, das südlichste und schönste Thal des Bündnerlandes. Ueber dem Bergdorfe San Bernardino begann der Paß jäh zu steigen und führte zu dieser frühen Jahreszeit bald über eine blendende Schneedecke. Der Himmel war von tiefer Klarheit und noch südlicher Bläue. Lucretia fühlte sich umweht von den kräftigen Alpenlüften der Heimat und ihr war auf Augenblicke, als sei sie in die fröhlichen Reisetage der Kindheit zurückgekehrt; denn Herr Pompejus war häufig mit ihr aus einem seiner festen Häuser ins andere über die Bergjoche des thälerreichen Bündens gezogen. Ihre Augen suchten mit Ungeduld den kleinen Bergsee, der, wie sie sich deutlich erinnerte, auf keiner der heimischen Wasserscheiden ausblieb. Da endlich, nahe dem nördlichen Abhange, leuchtete er ihr entgegen, unter den heutigen scharfen Sonnenstrahlen aufgethaut. Gewiß nur eine kurze Befreiung, denn der Sommer kehrt spät ein auf diesen Höhen trotz seiner täuschenden Vorboten und das den Himmel spiegelnde Auge mußte sich unter eisigen Stürmen wohl bald wieder schließen.

Auf der halb geschmolzenen Schneedecke kamen die Pferde nur mühsam vorwärts. Die Bündner — auch Lucretia — waren auf der Höhe abgestiegen, nur der eigensinnige Wertmüller beharrte im Sattel und blieb,

wo der Berg sich zu senken begann, mit seinem bei jedem Schritte gleitenden Thiere immer mehr hinter den Andern zurück. Zuletzt versank er in eine vom Schnee verrätherisch bedeckte Spalte aus welcher ihm der die übrigen Pferde am Zügel führende Lucas nur mit Zeitverlust und Mühe heraushalf. Während dieser bei dem fluchenden Locotenenten zurückblieb, schritten Jenatsch und Lucretia rüstig und allein bergab und überließen sich der ungewohnten Luft, die Heimatluft in vollen Zügen einzuathmen. Das Fräulein dachte nicht daran, daß sie zum ersten Male auf der Reise mit Jenatsch allein sei. Waren ihr doch, wenn sie still neben Jürg einherritt, ihre beiden andern Begleiter — der Locotenent, trotz seines unausgesetzten Bestrebens sich angenehm oder unangenehm geltend zu machen, der alte Knecht, trotz seiner unverholenen Rachegelüste, — in gleichgiltige, unpersönliche Ferne getreten.

Sie lebte in einem traumartigen Glücke unter dem Zauber ihrer Berge und ihrer Jugendliebe, den sie furchtsam sich hütete, mit einem an die grausame Gegenwart erinnernden Worte zu zerstören.

Jetzt hatten sie das erste Grün über einem schmalen baumlosen Thale erreicht und setzten sich auf ein besonntes Felsstück, um den zurückgebliebenen Locotenenten zu erwarten. Ein Wässerchen quoll daneben

aus dem feuchten dunkeln Boden. Lucretia kniete nieder und bemühte sich mit der hohlen Hand einen Trunk daraus zu schöpfen. „Ich muß doch sehen," sagte sie, „ob das bündnerische Bergwasser noch so gut schmeckt wie in meiner Jugend!"

„Nicht!" warnte Jenatsch. „Ihr seid der eiskalten Quellen entwöhnt! Hätt' ich ein Becherlein, so mischt' ich Euch einen gesunden Trunk mit ein paar feurigen Weintropfen aus meiner Feldflasche."

Da blickte ihn Lucretia liebevoll an, holte aus ihrem Gewande einen kleinen Silberbecher hervor und ließ ihn in seine Hand gleiten. — Es war das Becherlein, daß ihr einst der Knabe zum Gegengeschenk für ihre kecke kindliche Wanderfahrt nach seiner Schule in Zürich gemacht, und das sie nie von sich gelassen hatte. Jürg erkannte es sogleich, umfing die Knieende und zog sie mit einem innigen Kusse an seine Brust empor. Sie sah ihn an, als wäre dieser einzige Augenblick ihr ganzes Leben. Dann brachen ihr die Thränen mit Macht hervor. „Das war zum letzten Male, Jürg," sagte sie mit gebrochener Stimme. „Jetzt mische mir den Becher, daß wir beide daraus trinken! Zum Abschiede! Dann laß meine Seele in Frieden!" —

Schweigend füllte er den Becher und sie tranken.

„Siehe dieſes Rinnſal zwiſchen uns," begann ſie wiederum, „es wird unten zum reißenden Strome. So fließt das Blut meines Vaters zwiſchen Dir und mir! Und überſchreiteſt Du es, ſo müſſen wir beide darin verderben. — Sieh," fuhr ſie mit weicher Stimme fort und zog ihn neben ſich auf den Felsſitz, „als ich Dich unten in den Händen der Häſcher ſah, hätt' ich Dich lieber mit eigener Hand getödtet, als Dich ein ſchmähliches Ende nehmen laſſen. Du haſt mir das Recht dazu gegeben! Du biſt mein eigen! Du biſt mir verfallen. Aber ich glaube Dir: dieſem Boden, dieſer geliebten Heimaterde biſt Du zuerſt pflichtig. So gehe hin und befreie ſie. — Aber, Jürg, ſieh mich niemals wieder! Du weißt nicht, was ich gelitten habe, wie ſich mir alle Jugendluſt und Lebenskraft in dunkle Gedanken und Entwürfe verwandelte, bis ich zu einem blinden willenloſen Werkzeuge der Rache wurde. Hüte Dich vor mir, Geliebter! Kreuze nie meinen Weg! Störe nie meine Ruhe!" —

So ſaßen die Beiden in der Einöde.

Seit Jenatſch die Tochter des Herrn Pompejus bei der Herzogin wieder geſehen, war die in den Wagniſſen und Verwilderungen eines ſtürmiſchen Kriegslebens nie ganz vergeſſene Liebe ſeiner Kindheit flammend aus der Aſche erſtanden, und mit ihr ein trotziger

Geist der Empörung gegen sein Schicksal. Mit einer Blutthat, die dem Jünglinge als Vollstreckung eines gerechten Volksurtheils erschienen war und die der jetzt Gereifte und Welterfahrne als eine unnütze Befleckung seiner Hände verwünschte, hatte es ihn für immer geschieden von einem großen und hilfreichen Herzen, das von jeher sein eigen war.

Dieser Geist der Auflehnung und Verzweiflung reizte ihn jetzt, die als begehrenswerthes Weib neben ihm stehende Lucretia um jeden Preis zu gewinnen und wenn sie ihm verderblich werde — denn er kannte sie — triumphirend mit ihr unterzugehen.

Aber er erdrückte den Dämon. Stand er nicht mitten in einem andern Kampfe, der den Einsatz des ganzen Mannes forderte und alle seine Kräfte und Leidenschaften in eine Anstrengung zusammenfaßte? Auch war seine Natur von jenem Stahl, der aus den Steinwänden der Unmöglichkeit immer wieder die hellen Funken der Hoffnung herausschlägt. Er war gewohnt, an nichts zu verzweifeln und nichts aufzugeben.

Konnte sich Lucretias Gemüth nicht wieder erhellen? War es gänzlich unmöglich das Vergangene zu sühnen durch Thaten von ungewöhnlicher Größe? Mußte denn unabänderlich auf den liebsten Kampfpreis ver-

zichtet sein im Augenblicke da sich des Ruhmes glänzende Staffeln hart vor seinen Augen erhoben?

Auch war Lucretia heute so weich, und als sie ihm den kleinen Silberbecher in die Hand drückte, hatte ihn aus ihren vertrauensvollen braunen Augen das Mägdlein angeschaut, das ihn einst beim Kinderspiele zu seinem Beschützer und Hüter erkoren! ...

So bezwang er mit starkem Willen seine Leidenschaft, legte ihr Haupt sanft an seine Brust, drückte noch einen leisen Kuß auf ihre Stirn und sagte, wie er vor vielen Jahren zu dem weinenden Mägdlein zu sagen pflegte, wenn sie sich einmal entzweit hatten: „Sei gut und stille, Kind! Der Friede ist geschlossen." —

Lucretia hatte damit Ernst gemacht. Ruhe war über ihr Gemüth gekommen mit dem Gefühle, daß die Höhe des Lebens überstiegen und die Erinnerung ihr größter Besitz sei. Nun wohnte sie seit Monaten in den Klostermauern von Cazis. Das Wort des frommen Herzogs, daß es sicherer sei, Frevel durch Opfer der Liebe zu sühnen als durch neue Gewaltthat, begann in ihrer gestillten Seele Wurzel zu schlagen. — Wenn sie den Wunsch der Frauen von Cazis nicht erfüllte, so war der herüberschauende Thurm von Riedberg daran schuld, der sie an ihre freien Kindertage erinnerte und

ihr das unabhängige Leben einer Burgherrin im Ringe ihres Gesindes und ihrer Dorfleute vor Augen stellte. Sie sehnte sich nach den alten Schloßräumen, um darin den Haushalt ihres Vaters wieder aufzurichten.“ — Auch schlummerte, ihr unbewußt, ein anderer Widerspruch in ihrem Herzen: Sie konnte der Welt nicht klösterlich entsagen, so lange Jürg in Thaten schwelgte und immer größere Kampfbahnen sich vor ihm aufschlossen.

In dem Meßbuche, welches aufgeschlagen neben dem Fräulein auf dem Sims lag, hatte der durch das offene Fenster spielende Bergwind schon lange ungestüm hin und her geblättert, ohne daß Lucretia es gewahrte. Jetzt aber wurde sie durch den Ton einer wohlbekannten Stimme aus ihren Träumen aufgeschreckt.

Sie trat an den Fensterbogen und erblickte neben der Pförtnerin die braune Kutte des Paters Pancraz. Sein keckes, sonneverbranntes Gesicht schaute diesmal noch zuversichtlicher als gewöhnlich in die Welt und er verlangte dringend ohne Aufschub vor das Fräulein geführt zu werden, dem er glückhafte Nachricht zu bringen habe.

Kurz darauf trat er ein und verkündete seine Botschaft: „Freuet Euch, Fräulein Lucretia! Ihr seid wieder Herrin von Riedberg. Es beginnen die ver-

dienſtlichen Werke mit denen unſer großer Oberſt für ſeine alte ſchwere Schuld Buße thut. — Morgen kommen die Staatsträgen von Chur, um die Siegel zu löſen und Euch das Haus Eurer Väter wieder aufzuthun. Gott gebe Euch einen geſegneten Einzug."

Zweites Kapitel.

Während der Sommer- und Herbstmonate eines einzigen Jahres hatte Herzog Heinrich Rohan seinen Feldzug im Veltlin mit raschen entscheidenden Schlägen zu Ende geführt. Die frischen Lorbeern von vier Siegen, wie sie nur selten ein Feldherr erficht, verherrlichten seinen Namen.

Diesmal hatte sich sein Talent kühn und freudig entfaltet, denn der Kampf hatte den äußeren Feinden Frankreichs gegolten, nicht auf französischem Boden zwischen Kindern derselben Erde gewüthet. Während er früher gezwungen gewesen, Landsleute gegen Landsleute, seine calvinistischen Glaubensgenossen gegen das katholische Frankreich mit blutendem Herzen zu führen, so befehligte er jetzt zum ersten Male ein aus beiden Bekenntnissen verschmolzenes französisches Heer. Vor der Schlacht von Morbegno, wo seine Schaar vor einer in

günstigen Stellungen drohenden spanischen Uebermacht stand, ließ er seine Leute gegen gallische Kriegssitte auf den Knieen den göttlichen Beistand anrufen. Der calvinistische Caplan des Herzogs betete mit den Protestanten, während ein katholischer Priester über seinen Glaubensgenossen das segnende Zeichen des Kreuzes machte.

Noch nie hatte Rohan einen so genialen Feldherrnblick bewiesen wie jetzt auf diesem von tiefen Thalschluchten zerrissenen und von Gletscherbergen eingeengten, schwer zu übersehenden Kriegsfelde. Seinem raschen unfehlbaren Eingreifen kam seine bewundernswerthe Ausdauer gleich und eine ascetische Natur von seltener Bedürfnißlosigkeit zu Hilfe. Er war im Stande vierzig Stunden lang angespannt thätig zu sein, ohne der Erfrischung des Schlafes zu bedürfen.

So eilte er in der Mitte zwischen zwei gegen ihn vordringenden Heeren, deren jedes dem seinen fast doppelt überlegen war, thalauf-, thalabwärts und warf sich jetzt dem einen, dann, die Stirne wendend, dem andern entgegen, immer siegreich, bis er sie beide, Spanier und Oesterreicher, vom Bündnerboden verdrängt hatte und das ganze langgestreckte Thal der Adda, das seit Jahrzehnten herrenlose und streitige Veltlin in der Gewalt seiner Waffen war.

Bei dem dritten dieser Siege, der Schlacht in Val Fraele, grenzt die Ungleichheit des Verlustes an das Unglaubliche. Der Herzog büßte nach seinem eigenen Zeugniß nicht sechs Mann ein, während zwölfhundert Feinde auf der Wahlstatt blieben. Es giebt nur eine Erklärung für eine so ungleiche Vertheilung der Todesloose: Der französische Feldherr hatte vor den Oesterreichern die vollkommene Kenntniß dieser verlorenen Hochthäler voraus. Rohan hatte Bündner neben sich, die das Bergland wie die mit Arvholz getäfelte Stube ihres Vaters und das Stammwappen über dem Hausthore kannten, und keiner war mit Bündens Bergen vertrauter als Georg Jenatsch.

In dem Schreiben, das der Herzog über diesen Sieg an die bündnerischen Behörden richtete, hebt er die Tapferkeit des Obersten Jenatsch und des von ihm geführten heimischen Regimentes mit dem wärmsten Lobe hervor. Ueberhaupt stieg Georg Jenatsch unaufhaltsam in der Achtung und im Vertrauen des Herzogs und wurde, ohne daß Rohan selbst sich dessen bewußt war, sein am liebsten gehörter Rathgeber. Versammelte der Feldherr in Fällen, wo sich Kühnheit und Vorsicht bestreiten mochten, einen Kriegsrath, so trieb Jenatsch immer zu den gewagtesten Angriffen und beanspruchte für sich selbst den gefährlichsten Posten; aber seine Rath-

schläge bewährten sich und seine Verwegenheiten mißglückten nie, denn die Gunst des Schicksals war mit ihm.

So trat er dem Herzog immer näher, der sich freudig bewußt war, diesen bedeutenden Geist aus schmählichem Dunkel gezogen und durch seinen Einfluß entwickelt zu haben. Oft mußte Rohan sich wundern, wie willig und streng der unbändige Grisone der Kriegszucht sich unterwarf und, was er ihm ebenso hoch anrechnete, mit welch' unbedingtem Vertrauen der vormalige bündnerische Volksführer jede besorgnißvolle Aeußerung über das letzte Ergebniß des Krieges und die Zukunft Bündens unterließ, ja vermied.

Dies Ergebniß war der Herzog gesonnen, für Bünden so günstig als möglich zu gestalten. Er täuschte sich nicht über die Abneigung des französischen Hofes gegen seine Person, aber dennoch hoffte er dort mit seinen billigen und weislich erwogenen Vorschlägen durchzudringen. Eine Reihe mit geringer Truppenmacht durch seinen individuellen Werth erfochtener Siege, welche die französischen Waffen mit einem blendenden Glanze umgaben, mußten bei dem Sohne Heinrichs IV., mußten sogar bei Rohans altem Gegner, dem immerhin das Banner mit den französischen Lilien hoch emporhaltenden Kardinal entscheidend ins Gewicht fallen. Was noch

aus der Zeit der Bürgerkriege im Gemüthe des Königs gegen den ehemaligen Kriegsführer der Hugenotten geschrieben stand, hatten — sagte sich der Herzog — die von ihm jetzt in die französischen Annalen eingezeichneten Triumphe gänzlich verwischt und unleserlich gemacht.

Rohan hatte das Land Bünden und sein zugleich nordisch mannhaftes und südlich geschmeidiges Volk lieb gewonnen. Der Aufenthalt in diesen Bergen ruhte seinen Geist aus und erfrischte seine Lebenskraft. Aber nicht die ernsten, kühl durchwehten Hochthäler, wo er Siege erfochten, mit ihren Felshörnern und Schneehäuptern übten einen Zauber auf ihn aus, sondern er zog dem Geschmacke der Zeit und seinem eigenen milden Gemüthe gemäß die mittlern, mit weichem Grün bekleideten Alpen vor, die mit Hütten und läutenden Heerden bedeckt waren. Seine Lieblinge waren die Höhen, die das warme Domleschg einrahmen und er pflegte zu sagen, der Heinzenberg sei der schönste Berg der Welt.

Das Geschenk seiner Neigung gaben ihm die Bündner mit Wucher zurück. Im ganzen Lande wurde er nur „der gute Herzog" geheißen. In Chur war er der Abgott aller Stände; denn die vornehmen Familien fesselte er an sich durch die Feinheit seiner

adeligem Sitte, das Volk aber bezauberte er durch eine aus dem Herzen kommende unbeschreibliche Leutseligkeit. In den protestantischen Gemeinden des Landes hörten überdies die Bündner fast allsonntäglich sein Lob von der Kanzel verkündigen. Er ward ihnen gezeigt und gerühmt als ein Muster evangelischer Glaubenstreue und als ein Hort der bedrängten Protestanten in allen Landen.

Der glückliche Stern, der seine kriegerischen Unternehmungen begünstigt hatte, schien jetzt auch über seinen politischen zu leuchten. Er beschied einige ausgezeichnete Bündner zu sich nach Chiavenna, berieth mit ihnen Satz um Satz den Entwurf eines Uebereinkommens und dieses wurde kurz darauf von dem in Thusis versammelten bündnerischen Bundesrathe angenommen. Man machte sich von beiden Seiten die äußersten Zugeständnisse. Um die Bündner in ihrer Hauptforderung zu befriedigen, gab ihnen Rohan durch diesen Vertrag das Veltlin im Namen Frankreichs zurück. Aber er sicherte zugleich das militärische Interesse und die katholische Ehre seines Königs, indem er festsetzte, daß die bündnerischen Bergpässe bis zum allgemeinen Friedensschlusse von Bündnertruppen in französischem Solde gehütet werden müßten und die katholische Religion im Veltlin als die herrschende anerkannt werde.

So lauteten die von Herzog Heinrich mit den Häuptern Bündens zu Chiavenna berathenen und im Domleschg bestätigten Vertragspunkte, die sogenannten Thusnerartikel.

Genehmigte der König von Frankreich diesen von Rohan für ihn geschlossenen Vertrag, — und wie hätte er es nicht thun sollen! — so waren Bündens alte Grenzen hergestellt und Heinrich Rohan hatte sein gegebenes Wort gelöst, denn in der That für diese Herstellung ihrer alten Grenzen hatte er sich den Bündnern vor dem Feldzuge persönlich verbürgt, verbürgen müssen. Dies Versprechen zu verweigern war ihm unmöglich gewesen, sollte sich das erschöpfte elende Land noch einmal zum Kriege aufraffen. Darin hatte die unerbittliche Logik des scharfsinnigen venetianischen Provveditore das Richtige vorausgesagt; aber wie sehr, wie vollständig hatte er sich geirrt, als er den Herzog vor Georg Jenatsch glaubte warnen zu müssen!

Gerade für die Annahme der Thusnerartikel hatte der Oberst das Unglaubliche gethan; es war wahrlich kein Leichtes gewesen, es hatte Gewandtheit und Ausdauer genug auch den Liebling des Volkes gekostet, um diese bei den argwöhnischen, auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtigen Bündnern durchzusetzen. Aber Jenatsch hatte sich vervielfacht und von Thal zu Thale, von

Gemeinde zu Gemeinde eilend, hatte er überall den Zauber seiner Rede ausgeübt, überall seinen willensstarken, feurigen Einfluß geltend gemacht. Er hatte darauf gedrungen, das sichere Theil nicht aus der Hand zu lassen um eines ungewissen, ja undenkbaren größern Gewinns willen. Er hatte gerathen, sich mit der Hauptsache zu begnügen, dem edeln Anwalte Bündens bei der französischen Krone nicht sich undankbar zu erzeigen und den mit jedem Jahre sich mindernden Rest des französischen Druckes willig in den Kauf zu nehmen.

Doch noch eine Sorge drückte die Ehrenhaftigkeit des Herzogs. Der ungeheure Summen verschlingende Krieg in Deutschland hatte den französischen Schatz erschöpft. Die Sendungen des Schatzmeisters an Herzog Rohan flossen schon lange spärlich und blieben jetzt aus; es war diesem seit einiger Zeit nicht mehr möglich, seine Bündnertruppen zu besolden. Freilich theilten die französischen Regimenter dasselbe Loos. Man schien am Hofe zu St. Germain des Glaubens zu leben, die Ehre unter dem ruhmreichen Feldherrn zu dienen, ersetze dem Soldaten Nahrung und Kleidung. Rohan sandte Schreiben auf Schreiben und erhielt als Antwort Versprechen auf Versprechen. Die Erhebung einer neuen Kriegssteuer in Frankreich, so schrieb man dem

Herzog aus St. Germain, sollte dem Mißstande nächstens ein Ende machen.

Welche Hemmungen und Säumnisse also das Werk des Herzogs erfuhr durch den Menschen und Dingen inwohnenden Widerstand gegen gerechte, einen selbstsüchtigen Interessenkreis durchbrechende Lösung — nun stand er hart vor seinem Ziele und die Bündner erreichten, dank der ihnen von Rohan auferlegten Mäßigung, die Befreiung ihres Landes.

Da plötzlich verbreitete sich zur Zeit der fallenden Blätter eine unheimliche Botschaft durch die bündnerischen Thäler. Der gute Herzog, hieß es, weile nicht mehr unter den Lebenden. Er sei in seinem Palaste zu Sondrio einem Sumpffieber zum Opfer gefallen. Schon habe ein Bote das Stilfserjoch überschritten und sei nach Brixen geeilt, um die Spezerei zur Einbalsamirung seines Leichnams zu holen.

Dieses Gerücht erschreckte die Gemüther, wo es hingelangte. Man ward sich plötzlich sorgenvoll bewußt, was alles an diesem edeln Leben hing. Wie in den Bergen, wenn eine Wolke vor die Sonne gleitet, die Landschaft mit einem Schlage dunkel wird und zugleich in ihren einzelnen schroffen Zügen schärfer hervortritt, so erschien den Bündnern, als sie den Herzog sich hinwegdachten, die unsichere Abhängigkeit und die

Gefahr ihrer Lage mit drohender Deutlichkeit. War ihnen doch nur in seiner Vertrauen erweckenden Person Frankreich als helfende Macht nahe getreten! Er war es, der für seinen König mit ihnen unterhandelt, den von ihnen begehrten Kampfpreis zugesagt, für Frankreichs Rechtlichkeit im Worthalten dem kleinen Lande gegenüber sich verbürgt hatte. Was geschah, wenn ihr Mittler, der gute Herzog, verschwand? Wen gab ihm Richelieu zum Nachfolger? War der die Welt mit kalter Berechnung überschauende Cardinal, der rücksichtslose Staatsmann gesonnen, das unbequeme Erbe der Gerechtigkeit des Protestanten Heinrich Rohan anzutreten?

Das Unheil ging diesmal noch vorüber. Die Nachricht vom Tode des Herzogs war eine falsche. Nach einigen Wochen erfuhr man, er habe zehn Tage lang mit geschlossenen Augen bewußtlos gelegen, dann sei er wieder zum Leben erwacht und erhole sich langsam. Welcher böse Zweifel aber ihn gefoltert hatte, bis er todesmatt aufs Lager sank, das ahnte damals noch niemand.

Drittes Kapitel.

An einem hellen warmen Octobertage bewegte sich in den Gassen des an der Splügenstraße gelegenen städtisch reichen Fleckens Thusis eine tosende Volksmenge. Der Ort liegt an der nördlichen Pforte der Bergschrecknisse des Passes. Hier pflegte der aus Italien kehrende Reisende nach überstandener Mühsal und Gefahr sich einen guten Tag zu machen, der von Norden kommende dagegen seinen Muth zu stärken, Saumthiere zu miethen und für die beschwerliche Reise die letzten Einkäufe zu besorgen. Diese für Handel und Wandel günstige Lage hatte dem seit einer großen Feuersbrunst neu erbauten Orte schnell wieder zu stattlicher Blüte geholfen.

Heute wurde zudem der große Thusnerjahrmarkt abgehalten, der von nah und fern das Volk herbeigelockt und die verschiedenen Staturen, Trachten und

Sprachweisen aller bündnerischen Thäler am Fuße des Heinzenbergs versammelt hatte. Manche waren auch gekommen, um den guten Herzog zu sehen, der, wie die Sage ging, gestern in einer Sänfte die Paßhöhe überwunden und im Dorfe Splügen genächtigt hatte. Diesen Abend wurde er in Thusis erwartet, wo ihm in einem etwas abseits liegenden Herrenhause ein ruhiges Nachtquartier bereitet war. Einige Splügner hatten ihn gestern in ihrem Dorfe von Angesicht geschaut und beschrieben den edeln Herrn als auffallend gealtert, blaß und abgezehrt; seine Haare seien völlig gebleicht.

Auch kühne, kriegerische Gestalten schritten in der Menge. Die Obersten der bündnerischen Regimenter waren gekommen, den Herzog zu empfangen. Hatten sie über ihrem stürmischen Verlangen ihn wiederzusehen, die kriegerische Disciplin außer Acht gesetzt, welche sie an der österreichischen Grenze festhielt? Auch ihre Truppen waren sonderbarer Weise zur Begrüßung des Herzogs auf seinem Wege von Thusis nach Chur in gleichmäßigen Entfernungen aufgestellt. Warum hatten die Obersten sie aus ihren Stellungen an der Grenze ins Innere des Landes zurückgezogen?

Wild und laut ging es diesen Abend in der ehrbaren Herberge zum schwarzen Adler zu. Das behäbige Haus schenkte sein Getränk, den dunkeln, mit seiner

Herbe das Blut nur langsam wärmenden Veltliner und den gefährlichern hellen Traubensaft der vier weinberühmten Dörfer am Rhein, nach Landessitte in zwei verschiedenen Stuben aus, die rechts und links von dem gepflasterten Flur sich gegenüberlagen. Der eine Raum, die eigentliche Schenke mit den rohen Bänken und Tischen aus Tannenholz war von lärmenden Marktleuten, Viehhändlern, Sennen und Jägern dermaßen überfüllt, daß es schwer wurde, sein eigenes Wort zu verstehen. Die jugendliche Schenkin, eine ruhige, dunkelhaarige Prätigauerin, hatte mehr zu thun, als ihr lieb war um die bauchigen Steinkrüge wieder und wieder zu füllen und warf, von allen Seiten gerufen und festgehalten, immer trotziger den Kopf zurück, zog immer finsterer die Brauen zusammen. In der Herrenstube gegenüber ließen sich die vornehmen Kriegsleute nicht weniger laut vernehmen und setzten dem Becher noch schärfer zu.

Zwischen beiden Räumen schritt, das Chaos überblickend, der feste Wirth, Ammann Müller, in unerschütterlicher gelassener Gutmüthigkeit hin und her. Eben füllte seine breite viereckige Gestalt wieder die Thür der Schenke. Hier wurde gerade Politik getrieben, natürlich wie es der gemeine Mann zu thun pflegt, nur von dem Standpunkte persönlicher Bedrängniß aus.

„Eine Schande vor Gott und Menschen ist es“, übertönte ein Engadinerviehhändler das Stimmengebraus, „daß wir Bündner unsere eigene Landesgrenze nicht mehr überschreiten dürfen ohne einen französischen Passaport! Jüngst wollt' ich mit einer Rinderheerde ins Werdenbergische hinüber, da wurd' ich an der Grenze schnöde zurückgewiesen, weil ich versäumt hatte, mir einen solchen Fetzen auf der französischen Kanzlei in Chur einzuhandeln. Noch von Glück konnt' ich sagen, daß ich alle meine Stücke zurückbrachte. Sie wollten die glänzenden Rinder in ihr verwünschtes Viereck bei Maienfeld treiben und begehrten sie mir abzukaufen zur Verproviantirung der Festung, wie sie sagten! Abkaufen! Schöner Handel das! Ihr Schlächter, ein ruppiger kleiner Kerl, dem solche Prachtstücke offenbar noch nie zu Gesicht gekommen, schätzte sie mir zu einem Schandpreis!“ —

„Und diese Knirpse wollen behaupten, ihr Brot zu Hause sei besser als meine vortrefflichen Laibe“, sagte der Bäcker, ein Bürger von Thusis. „Als sie voriges Jahr hier im Quartier lagen, warf mir einer mein Roggenbrot vor die Füße, weil er nur an zarten weißen Waizen gewöhnt sei. Nicht genug. Ich mußte gleich darauf als Hausvater Ordnung schaffen und dem Affen unsre kleine braune Magd, die Oberhalbsteinerin,

aus den Pfoten reißen. Die fand er nach seinem Geschmack, obschon sie wahrlich schwärzer ist als mein Roggenbrot und nicht halb so appetitlich." —

Hier ging ein seltsames Lächeln über das finstere Gesicht eines Gemsjägers, der dem Bäcker gegenüber, den Rücken an die Wand gestemmt, mit gekreuzten Armen hinter dem Tische saß und jetzt, ohne einen Zug zu verändern, unter seinem Schnurrbarte eine Reihe blendend weißer Zähne zeigte.

Der Bäcker gewahrte dies stille Hohnlächeln und sagte im Tone vorwurfsvoller Rüge: „Ans Leben aber griff ich ihm nicht um seines wüsten Gelüstens willen wie du, Joder, dem armen Corporal Henriot, dessen Seele Gott genade. Das war eine unnöthige Grausamkeit, denn deine schlanke Bride, der er zärtliche Blicke zuwarf, ist ein herbes und scheues Weib."

Der Angeredete erwiederte mit der größten Ruhe: „Ich weiß nicht, wer das tolle Zeug über mich ausstreut, das du da vorbringst. Was jenen Vorfall betrifft, so hab' ich ihn selbst damals ohne Arg und Aufschub dem Amte dargethan. Die Sache verhält sich einfach. Der Franzose machte sich täglich mit meinem Gewehr zu schaffen und lag mir an, ihn auf die Gemsjagd mitzunehmen, auf die er sich besser als ich zu verstehen behauptete. Ich nahm ihn mit und stieg

mit ihm am Piz Beverin herum. Als wir über den Gletscher kamen, hatten sich die Spalten während des langen Regens etwas verändert. Ich sprang über ein paar breite hinweg und als ich mich umsah, war der Franzose nicht mehr hinter mir. Er muß den Schwung zu kurz genommen haben. So war es und so hab' ich es vor Gericht niedergelegt — das müßt Ihr mir bezeugen, Amman Müller."

„Das bezeug' ich Dir amtlich, schwarzer Joder", bestätigte der Gelassene mit großer Gutmüthigkeit, während auf den Gesichtern einzelner Gäste zweifelndes Nachsinnen oder einverstandene Schadenfreude deutlich zu lesen war.

„Nun, das ist abgethan", sagte der Viehhändler kaltblütig, „und es geht Keinen etwas an. Auch die Franzosen werden sich nicht mehr drum kümmern, denn in wenigen Wochen sind wir, Gott und dem guten Herzog sei's gedankt, die fremde Brut sammt und sonders los. Das steht voran in den Thusnerartikeln, die kräftig werden, sobald der Name des Königs darunter steht, und diese Unterschrift, geht die Rede, bringt uns heute der Herzog." —

„Wenn er sie bringt!" sagte langsam ein prächtiger Alter aus dem Lugnetz mit feurigen Augen und weißem Barte, der bisher, die Hände auf seinen dicken

Hakenstock und das Kinn auf die Hände gestützt, aufmerksam geschwiegen hatte.

„Kein Zweifel!“ meinte Amman Müller, „Jürg Jenatsch hat uns versammelten Leuten vom Heinzenberg und Domleschg die schwere Sache erklärt und stand uns dafür, daß sie richtig abgewickelt werde. Er muß das wissen, Casutt, denn er ist des guten Herzogs rechte Hand.“

„An Jürg will ich mich auch halten“, sagte der Weißbart, „denn er hat sich bei uns im Lugnetz gleichermaßen dafür verbürgt, daß wir durch Annahme der Thusnerartikel in Kürze das fremde Volk los würden und wieder zu Freiheit und Ehre kämen. Sitzt er drüben bei den Raufdegen? Ich möchte wohl ein Wort mit ihm reden.“

„Drüben hab' ich ihn noch nicht erblickt“, antwortete Müller, „aber angekommen ist er, das ist sein Rappe.“

Damit wies er durch das Fenster auf die Straße, wo eben ein schäumendes, kohlschwarzes Thier in prächtigem Geschirr von einem Reitknecht abgeführt wurde. Durch das Gewühl des andrängenden Volkes ward auf dem Platze vor der Herberge von Zeit zu Zeit der Schimmer eines Scharlachkleids und eine hochragende blaue Hutfeder sichtbar.

Der Alte schritt rasch auf den Flur hinaus. Die volltönende Stimme des Obersten Jenatsch klang jetzt von den Steinstufen vor der Hauspforte her, wo er, von einem Haufen umringt, neue ungestüme Frager zur Ruhe wies. Der greise Lugnetzer bemächtigte sich seiner und jetzt erschienen Beide vor dem offenen Eingange der Schenkstube, deren Thüre dem Jahrmarkte zu Ehren ausgehoben worden war, um den Gästen freien Ein- und Austritt zu gönnen.

„Hier hinein, Jürg!“ rief der Alte, „und gieb mir und allem Volke Rechenschaft.“ Willig ließ sich der Oberst von dem Lugnetzer Gewalt anthun und trat neben ihm in den Kreis, der sich rasch durch die von ihren Sitzen Springenden um ihn bildete und immer dichter wurde.

„Was ist denn für ein Geist des Zweifels in Euch gefahren?“ sagte Jenatsch, indem seine Augen freundlich blitzten; „Ihr bestürmt mich um Gewißheit, ob der Vertrag von Chiavenna unterschrieben sei? Natürlich ist er's. Jetzt komme ich von Finstermünz, wo ich Grenzstreitigkeiten zu schlichten hatte, wie sollt' ich da um das Neueste wissen! Aber als ich den Herzog verließ, war er der Sache gewiß und der erlauchte Herr wurde wohl nur durch seine Krankheit abgehalten, die Akte allem Volke kund zu geben.“

„Höre, Jürg", erwiederte nach einigem Nachdenken der Lugnetzer, „den Herzog kenne ich nicht; aber Dich kenn' ich, und bin schon zu Deinem gottesfürchtigen Vater nach Scharans hinüber gekommen, als Du noch ein blödes, schamhaftes Büblein warst. Deshalb habe ich zu Dir Vertrauen, denn ich weiß, aus welchem Stoffe Du gemacht bist — nicht aus dem unsrer Salis und Planta, die das Vaterland nach rechts und nach links verkaufen, und ein groß Theil des Elends auf dem Gewissen haben, das über uns gekommen ist. Von den Schlichen der Politiker versteh' ich nichts; Du aber bist ihnen gewachsen. Mit Deiner golddurchzogenen Schärpe werden Dir die Herren die Hände nicht binden und unter diesem Scharlachrocke", er berührte den feinen Stoff des geschlitzten Aermels, „klopft Dein Herz dennoch für Dein Volk und für Dein Land. Schaff' uns die alte Freiheit wieder — mit dem Herzog, wenn er dazu taugt, — ohne ihn, wenn es nicht anders gehen will! Du bist der Mann das auszurichten."

Der Oberst schüttelte lachend sein kühnes Haupt. „Du hast eigne Begriffe vom Weltlauf, Casutt!" sagte er. „Dein Vertrauen aber sollst Du nicht weggeworfen haben. Bleibe hier. Vielleicht bring' ich Euch heut' Nacht noch selber sichere Nachricht."

„Tête bleue“, erscholl hinter Jenatsch eine fröhliche Baßstimme, Du hast die rechte Thür verfehlt, Herr Camerad! Drüben erwartet man Dich mit Ungeduld!“ und ein gewaltiger Kriegsmann schob seinen Arm unter den des Obersten Jenatsch und zog ihn ohne Umstände in die Herrenstube hinüber, wo er mit lärmendem Willkomm empfangen wurde.

Der Oberst grüßte, aber ließ keinen seiner Kameraden zu Worte kommen. „Vor Allem gebt mir über Eines Auskunft, Herren“, rief er ihnen entgegen, „was ficht Euch an, daß Ihr Eure Stellungen an der Grenze verlassen und Eure Regimenter im sichern Tomleschg aufgestellt habt? Dazu kann Euch der Herzog nicht Ordre gegeben haben. Still, Guler, Dir steigt das Blut zu Haupt! — Gebt Ihr mir geneigten Aufschluß, Graf Travers, Ihr seid der Ruhigste.“ —

Der Graf, ein noch jugendlicher Mann mit scharf ausgeprägten italienischen Zügen und fester Feinheit des Ausdrucks, erzählte, Alle hätten sie bei der Nachricht vom Tode des Herzogs, dessen Ehre und Persönlichkeit ihre einzige Bürgschaft gewesen, den gänzlichen Verlust des rückständigen Soldes ihrer Regimenter befürchtet, der, wie Jenatsch wisse, eine Million Livres übersteige. Dieser Verlust, für den sie bei ihren Soldaten, wie der Contract einmal sei, persönlich einzu-

ſtehen hätten, wäre ihrem völligen Ruin gleich gekommen. Um dieſem vorzubeugen, hätten ſie nur ein Mittel gekannt und es zu ergreifen einſtimmig beſchloſſen: Das Verlaſſen ihrer Stellungen an der Grenze mit der Erklärung, dieſelben erſt dann wieder beziehen zu wollen, wenn der franzöſiſche Kriegsſchatzmeiſter die Rückſtände ausgeglichen habe. Die Kunde vom Tode des Herzogs hätte ſich glücklicherweiſe nicht beſtätigt; aber nachdem der Schritt einmal gethan geweſen, hätten ſie vorgezogen, ſtatt ihn zurückzuthun, auch dem von ihnen Allen hochverehrten Herzog Heinrich gegenüber auf ihrem Entſchluſſe zu beharren, bis ihre gerechte Forderung befriedigt ſei.

Als dieſer davon gehört, habe er ihnen den Kriegsſchatzmeiſter Lasnier mit einer kleinen Abſchlagszahlung, der unbedeutenden Summe von dreiunddreißigtauſend Livres, zugeſendet und zugleich die Weiſung, ohne Verzug ihre früheren Stellungen an der Grenze wieder zu beziehen ....

„Was moraliſch unmöglich war“, brach Guler los, „da dieſer kleine Böſewicht uns mit Gift und Galle überſchüttete und die unglaubliche Drohung ausſtieß, er wolle uns den Bauch zertreten!“ ....

„Passer sur le ventre“, ſpottete Jenatſch, „das iſt unendlich unſchuldiger, als es klingt. Du ſcheinſt

vom Franzöſiſchen unſrer Kriegskameraden nur die Flüche erlernt zu haben."

„Morbleu", rief Guler hitzig, „da will ich Dir ein Anderes beweiſen. Ich weiß einen häßlichen Witz des boshaften Kobolds, den ich ganz allein verſtanden habe. Er höhnte, der Herzog habe ihn geſandt, uns an die Grenze zurückzutreiben, und ſolcherweiſe das Amt auszuüben, das ſein Name bedeute. Dieſer Ausſpruch ließ mir keine Ruhe. Ich ſuchte das Wörterbuch hervor, welches mir mein in Paris verſtorbener Bruder — gewiſſermaßen ein verlorner Sohn — als einziges Erbſtück hinterlaſſen hat. Was heißt nun Lasnier, Ihr Herren? — Der Eſeltreiber. Hätte ich's gewußt, als er noch da war, ich hätte das Männchen trotz ſeines Scorpionengifts zwiſchen Daumen und Zeigefinger zerrieben."

Jenatſch, der während dieſer Rede mit zuſammengezogenen Brauen nachgedacht hatte, wandte ſich auf einmal zur ganzen Geſellſchaft mit den Worten: „Haltet Ihr mich für zahlungsfähig? . . . Ihr wißt, ich war immer ein guter Haushalter. Aus meiner Kriegsbeute habe ich mir in Davos ein ſtattliches Haus erbaut und mir ringsum ſchöne Alpen erworben. Ueberdies liegen mir Summen bei a Marca in Venedig, welche der kluge Wechsler nicht müßig gehen läßt. Das Alles

deckt euch freilich nicht, aber mein Credit ist aufrecht und es wäre mir nicht unmöglich, das Fehlende herzuschaffen. Ich verbürge mich euch mit schriftlichem Contract für die ganze Summe, die euch der Herzog schuldet. Ihn sollt ihr mir heute nicht belästigen, denn er ist müde und krank. Zur gelegenen Stunde werde ich beim Herzog für euch reden und auch für mich, denn eure Sache ist die meinige und ich werde zum Bettler, wenn sie scheitert."

Jetzt erhob sich ein Sturm der Rede, in dem Stimmen des Bedenkens, des Beifalls, des Erstaunens sich bekämpften und mischten. Eine lärmende Begeisterung behielt die Oberhand.

Da öffnete sich die Thür und das scharfe Gesicht, die kleine straffe Gestalt des herzoglichen Adjutanten Wertmüller wurde auf der Schwelle sichtbar. Sein schnelles graues Auge erfaßte die zügellose stürmische Scene und sie erregte seinen entschiedenen Widerwillen. Er meldete in kurzen Worten, der erlauchte Herzog nähere sich Thusis, verbitte sich aber jeden öffentlichen Empfang. Er wünsche auszuruhen.

„Nur dieser Herr wird in einer Stunde bei ihm vorgelassen," schloß der einsylbige Locotenent und grüßte den Oberst Jenatsch gerade so flüchtig und so knapp, als es der militärische Anstand noch erlaubte.

Viertes Kapitel.

Als der Oberst Jenatsch zur Zeit des Sonnenuntergangs die für die kurze Ruhe des Herzogs bereitete Wohnung betrat, fand er, die Steintreppe hinaneilend, in der offenen Vorhalle des ersten Stockes den zürcherischen Locotenenten. Mit der Wachsamkeit einer bissigen Dogge hütete Wertmüller die Thüre seines Feldherren vor jedem unbefugten Eindringen.

Eben durchschritt eine schlanke feine Gestalt, abschiednehmend, leisen Fußes die Halle, der herzogliche Privatsekretär Priolo, den der Adjutant mit bösen Blicken begleitete, — denn er war in seiner stachlichsten Laune — und mit stillen Wünschen, die offenbar keine Segenswünsche waren.

„Aus welcher Himmelsgegend hat der Wind diesen hergeweht?“ fragte der Oberst mit gedämpfter Stimme.

„Er iſt, ſo viel ich weiß, nicht mit dem Herzog über den Berg gekommen.“

„Er wurde ſchon vor einer Woche nach Chur vorausgeſandt um die neuſten Pariſerdepeſchen abzuholen, nach denen der Herr Verlangen trug,“ verſetzte Wertmüller.

„Und ſie ſind in des Herzogs Händen?“ fragte Jenatſch leiſe und mit ungewohnter Haſt, denn ſein Herz fing an zu pochen. „Kennt Ihr den Entſcheid? Iſt die Unterſchrift des Königs da?“

„Ich kenne nur meine Ordre“, ſagte der Andere unhöflich, „und dieſe iſt, den Oberſten Jenatſch ohne Zeitverluſt einzulaſſen.“

Wertmüller ſchritt voran in ein vom Wiederſchein des Abends erhelltes wohnliches Zimmer, deſſen Fenſter auf die ſonnig leuchtenden Halden und herbſtlich gerötheten Wälder des ſchönen Heinzenbergs hinausſchauten. Der Oberſt trat in den kleinen Erker, während Wertmüller ſich leiſe in ein Nebenzimmer begab, wo der Herzog noch ausruhte.

„Es belieb' Euch einen Augenblick zu warten!“ ſchnarrte zurückkommend der Locotenent, der ſich unverzüglich wieder auf ſeinen Poſten in der Vorhalle zurückzog.

Der Blick des Alleingebliebenen haftete auf einer

geöffneten Ledertasche und zwei daneben auf den Tisch geworfenen, entsiegelten Briefen. Die Federzüge, welche sie bargen, entschieden über das Wohl oder Wehe seines Landes.

Jetzt öffnete sich langsam die Thüre der Kammer und Heinrich Rohan erschien blaß und hager auf der Schwelle. Mit einer unwillkürlichen, freudigen Bewegung schritt er dem Bündner entgegen, der dem hohen Herrn in raschem Diensteifer einen tiefen Lehnstuhl neben das Fenster rückte, wo der Blick des Reisemüden sich an der goldenen Abendruhe seines Berges erquicken konnte. Der Herzog ließ sich mit jetzt sichtbar werdender Abspannung nieder und richtete sein klares Auge auf Georg Jenatsch; dann begann er mit leiser Stimme und in fragendem Tone: „Ihr kommt von Finstermünz?"

Dieser hatte sich ehrfurchtsvoll vor den in den Sessel Zurückgelehnten gestellt und betrachtete unverwandt die edlen Züge, welche in mehr als einer Weise ihm verändert erschienen. Neben den erwarteten Spuren der schweren Krankheit befremdete ihn darin ein tief eingegrabener Zug verschwiegenen, hoffnungslosen Grames, der peinlich hervortrat, wenn der Herzog seinen lautern strahlenden Blick zeitweise senkte.

Jenatsch brannte vor Begierde zu erfahren, ob

der von ihm mit rastloser Anstrengung in Bünden durchgesetzte Vertrag in St. Germain durch die Unterschrift des Königs endgültig geworden sei; aber diesem Antlitz gegenüber hatte der sonst vor nichts zurückschreckende keinen Muth zur Frage. Er begnügte sich auf des Herzogs Erkundigung zu antworten und ihm einen genauen Bericht über die Feststellungen der Grenze zwischen Tirol und Unterengadin zu geben, wie sie während des Waffenstillstandes gelten sollten.

„Die Oesterreicher sind langsam und umständlich; ich wurde hingehalten und bis nach Innsbruck gezogen," sagte er. „Wär' ich im Lande gewesen, niemals hätten mir meine störrischen Kameraden ohne Euren Befehl, erlauchter Herr, ihre Posten verlassen, niemals Euch in Thusis als erste Begrüßung den widerwärtigen Anblick ihres Ungehorsams entgegengebracht.

Einen schlimmern Ausbruch vor Euern Augen," schloß er zögernd, „habe ich nur mit Mühe verhütet und indem ich mich, da mir kein anderes wirksames Mittel mehr zu Gebote stand, meinen Kameraden mit Hab' und Gut für den rückständigen französischen Sold verbürgte. Ich hoffe, daß Ihr mir meine ungemessene Ergebenheit nicht verargen werdet!" fügte er schmeichelnd hinzu.

Der Herzog lehnte, zusammenzuckend, tiefer in die Kissen zurück und der schmerzliche Zug in seinem

Angesichte trat schärfer hervor. Es durchblitzte ihn der Gedanke, welche gefährliche Gewalt in die Hand des Menschen falle, dem er einen so unerhörten, von ihm nie begehrten Dienst schulde. Aber er hielt an sich.

„Ich danke Euch, mein Freund," sagte er, „Ihr sollt nicht zu Schaden kommen, so lange ich selber noch etwas besitze. Ich fürchte, Lasnier, den ich zur Beruhigung der Obersten mit Geldern an sie vorausſandte, hat im Verkehr mit ihnen nicht den rechten Ton getroffen."

„Er hat sie aufs tiefste beleidigt. Darin muß ich zu ihnen stehn, erlauchter Herr, und mit ihnen verlangen, daß er abberufen werde. Nicht seine Zornausbrüche, noch seinen unsere Personen treffenden Spott will ich ihm verdenken; aber daß er, wie ich aus sichrer Quelle weiß, unserm Vaterlande das Recht bestreitet, überhaupt da zu sein, weil es ein kleines Land ist, und diese vernichtende Behauptung uns auf unserm eigenen Bündnerboden entgegenwirft, daß er uns als ein verachtetes Anhängsel Frankreichs behandelt, das dreht jedem Bündner das Herz um, und unmöglich ist es, daß ein solcher Mann länger unser Brot esse und unsern Wein trinke!

Thut mir die Liebe, edler Herr," bat er in gemäßigtem Tone, „und sorgt für seine Abberufung." —

„Lasniers Abberufung ist auch mein entschiedener

Wunsch, den der Cardinal ohne Zweifel erfüllen wird. Betrachtet es als abgethan.

Um auf Wichtigeres zu kommen," lenkte Rohan ab, der die auflodernde Vaterlandsliebe des Bündners in diesem Momente der Abspannung zu scheuen schien, „Ihr waret in Innsbruck, da habt Ihr wohl etwas von der Stimmung des erzherzoglichen Hofes gegen uns erfahren. Gedenken uns die Oesterreicher noch einmal im Veltlin anzugreifen?"

„Dazu sind Eure Lorbeeren noch zu frisch, erlauchter Herr. So lange Eure Hand den Feldherrnstab führt, dürfen sie's nicht wagen. — Aber," der Bündner seufzte tief, „laßt mich mein ganzes Herz vor Euch ausschütten! Bei der falschen Kunde von Eurem Hinscheiden regte sich wieder alles kriechende Gewürm der Kabale und unsere Landesverbannten von der spanischen Partei fingen wieder an, unterirdisch zu wühlen. Diese ekeln Todtengräber glaubten schon, Bündens zwei höchste Kleinodien: Eure geliebte Person und seine theure Freiheit, deren Bürge Ihr seid, in die gleiche Gruft versenkt.

„In Innsbruck," fuhr er nach einer beobachtenden Pause mit unverhehlter Bewegung fort, „glaubt man auch jetzt, da Gott Euch uns wieder zum Leben erweckt hat, nicht an den Vertrag von Chiavenna. Wie

hätten sie es sonst gewagt, mir spanischerseits Bündens Unabhängigkeit in seinen alten Grenzen als Preis unserer Trennung von Frankreich anzubieten, ja versucht, mich durch gemeines Gold von Euch zu scheiden!.. Ich beschwöre Euch, edler Herr, macht diesen Vorspiegelungen ein Ende, indem Ihr die zwischen uns vereinbarte und von Eurem König unterschriebene Akte allem Volke kund gebt. Sonst wird Bünden an Frankreichs Absichten irre, die spanischen Versprechungen verwirren die Gemüther und wir versinken wieder in das Blutbad des Bürgerkrieges, aus dem Ihr uns emporzogt!"

Der Herzog antwortete nicht. Er erhob sich rasch, trat ans Fenster und blickte nachdenklich in die Berglandschaft hinaus, deren untere Stufen im Schatten lagen, während die höchst gelegenen Weiler noch in der Sonne glitzerten.

„Gott weiß, wie lieb mir dieses Land ist," wandte er sich jetzt zu Jenatsch, „und wie gern ich Alles daran setze, um es wieder glücklich und frei zu machen!.. Darum versteht niemand besser als ich Eure eifersüchtige Vaterlandsliebe, auch wo sie sich ungeduldig und rauh, und heute mir, dem redlichsten Freunde Bündens gegenüber, ehrlich gestanden, grausam äußert. Doch gebt Ihr mir zugleich so überzeugende Beweise von Eurer Aufopferung und Treue, da Ihr bei Euren Ka-

meraden für Frankreichs Ehrenhaftigkeit mit all dem Euern einsteht und mir die von Spanien versuchten Intriguen und Bestechungen aufdeckt, daß ich glaube, Euch volles Vertrauen schenken und auch in den schwierigsten Fällen auf Eure sichern Dienste zählen zu dürfen. — Darf ich das, Georg, auch wenn ich Euch viel Geduld und Selbstverleugnung zumuthe?"

„Wie könntet Ihr an mir zweifeln?" sagte Jenatsch mit leidenschaftlicher Wärme und einem Blicke schmerzlichen Vorwurfes.

„Offenheit also gegen Offenheit," fuhr Rohan fort und legte die Hand auf des Bündners Schulter, „Vertrauen gegen Vertrauen. — Es ist mir peinlich auszusprechen: Der Vertrag von Chiavenna ist von Paris zurückgekommen ohne Unterschrift und mit Aenderungen, die ich nicht billige, die ich Eurem Volke nicht zumuthen und nicht vorschlagen will."

Bei diesen traurig und leise gesprochenen Worten sah der Herzog dem Bündner in das ausdrucksvolle Gesicht, wie nach der Wirkung des ungern gemachten Geständnisses forschend. Es blieb unbewegt, aber überzog sich langsam mit fahler Bläße.

„Und welches sind diese Aenderungen, gnädiger Herr?" fragte Jenatsch nach kurzem Schweigen.

„Zwei Hauptpunkte: Französische Besatzungen in

der Rheinschanze und im Veltlin bis zum allgemeinen Frieden und für die in diesem katholischen Landestheile begüterten protestantischen Bündner Beschränkung ihres dortigen Aufenthalts auf jährlich zwei Monate."

Ein unheimliches Wetterleuchten flog durch die Züge des Bündners, dann sagte er fast gelassen: „Das eine ist unsere politische Auslieferung an Frankreich, das andere ein unerträglicher Eingriff in die Verwaltung unseres Eigenthums. Beides sind unmögliche Bedingungen."

„Auch dürfen sie nicht im Vertrage stehen bleiben," sagte Rohan mit Bestimmtheit. „Ich will meinen ganzen persönlichen Einfluß beim Könige in die Wagschale werfen, will meine ganze Ueberredungsgabe erschöpfen, den Cardinal über den entscheidenden Ernst der Lage aufzuklären, will nichts unversucht lassen, die verderbliche Einwirkung des Paters Joseph zu lähmen, denn dieser, vermuth' ich, ist der Böse, der Unkraut unter unsern Waizen sät. Wegen des schnöden rothen Hutes, wonach dieser Kapuziner gelüstet, und für den er dem heiligen Stuhle eine Berücksichtigung in der Politik meines edlen Vaterlandes verschaffen soll, die einer fremden Macht nicht gebührt, darf das Ehrenwort eines Rohan keinen Schaden leiden. Schon habe ich beschlossen meinen geschickten Priolo nach Paris zu senden mit

dringenden Briefen an den König selbst und an den Cardinal. Morgen wird er abreisen. Gehorchte ich meinem verletzten persönlichen Ehrgefühle, wahrlich heute noch legte ich mein Commando nieder; aber das darf ich nicht um Euretwillen. Ich zweifle, daß meine Liebe zu Euch und meine persönlichen Verbindlichkeiten mit meinem Feldherrnstab auf meinen Nachfolger in Bünden übergingen."

„Das thut uns nicht an!" rief Jenatsch erschrocken, „bei Euerm Heil, — nein, bei dem unsern beschwör' ich Euch — thut es nicht! Lasset nicht das Werk Eurer Hände! Stoßt uns nicht in einen solchen Abgrund der Rathlosigkeit!"

„Darum will ich bis ans Ende ausharren," fuhr der Herzog mit einer Festigkeit fort, wie sie die klar erkannte Pflicht giebt. — „Aber wißt, Jenatsch, von Euch erwarte ich hier im Lande Alles. Durch mein grenzenloses Zutrauen seid Ihr in meine Sorgen und in die Schwankungen des Looses eingeweiht, das ich im festen Glauben war, Eurer Heimat schon gesichert zu haben. Ihr seid es allein. Ich weiß, Ihr ehret mein Vertrauen durch unverbrüchliches Schweigen. Beruhigt Eure Landsleute. Ich sehe, welche außerordentliche, ja wunderbare Macht Ihr auf die Gemüther ausübt. Schaffet Frist! Haltet den Glauben an Frankreich auf-

recht! Versichert Eure Bündner, daß der Vertrag von Chiavenna, wenn auch heute noch nicht verkündet, doch in Bälde in Kraft treten muß, und Ihr werdet bei der Wahrheit bleiben, denn mit Gottes Hilfe überwinden wir die Widerwärtigen. — Heute Nacht noch zieh' ich weiter nach Chur. Bringt mir dorthin bald über die Stimmung des Landes Bericht."

Jenatsch bückte sich tief über die Hand des Herzogs, und suchte dann noch einmal sein Auge mit einem Ausdrucke sprachlosen Schmerzes. Rohan sah in diesem langen seltsamen Blicke die Theilnahme eines Getreuen an seinem ausnahmsweise herben Loose, er ahnte nicht, welche Wandlung sich im Geiste des Bündners zu dieser Stunde vollzog und daß Georg Jenatsch nach innerm schwerem Kampfe sich von ihm lossagte.

„Ihr thut wohl, edler Herr," sagte der Oberst sich beurlaubend, „in der guten Stadt Chur Euern Sitz zu nehmen. Ihr seid dort hochgeliebt, und solange die Churer Euer Angesicht sehen, und Ihr es seid, o Herr, der den König in Bünden vertritt, wird das Land nicht aufhören von Frankreich das Beste zu hoffen."

Der Herzog sah dem Scheidenden sorgenvoll nach, ohne Mißtrauen, aber im Gefühle, daß wie er selber eine Zuversicht an den Tag gelegt, die nicht in seinem müden Herzen war, auch der Bündner die Stürme

ſeines unbändigen Gemüths niedergehalten und vor ihm verheimlicht habe. Er blickte noch eine Weile, im Innerſten entmuthigt und traurig, hinüber an den dunkelnden Berg. Eine Klage entwand ſich ſeiner Bruſt: „Herr,“ ſeufzte er, „warum haſt Du Deinen Diener nicht in Ehren dahin fahren laſſen!“ —

Fünftes Kapitel.

Jenatsch war hinausgeeilt. Ein Sturm wildstreitender Gedanken tobte in seinem Innern, den vor dem Herzog niederzuhalten ihn Anstrengung gekostet hatte. Er verabscheute die Möglichkeit, während dieses Seelenkampfes irgend einem Menschen Rede stehen zu müssen. Mit eilenden Schritten stieg er, das Gewühl des wachen Dorfes unter sich lassend, die dämmerigen Bergwiesen hinan und ließ seine zornigen Gefühle dahinstürmen wie eine Schaar ins Gebiß knirschender Rosse; aber sein berechnender Geist behielt die Zügel und lenkte die brausenden Mächte seines Gemüths auf immer neuen immer gefahrvolleren, aber wohlbemessenen Bahnen.

Das Ziel wonach er sein ganzes Leben lang gerungen, das seine Tage beschäftigt und seine Nächte beunruhigt hatte, um das er mit den verschiedensten Kräften seines Wesens gekämpft, — das Ziel wonach

er auf den blutigsten Irrwegen gekommen und dem er sich seit Jahren mit gebändigtem Willen als ergebenes Werkzeug einer edeln und, wie er glaubte, in ihrem Machtkreise unbeschränkten Persönlichkeit auf dem sichern Wege der Gerechtigkeit und Ehre genähert hatte, — dies Ziel, das er noch heute mit der Hand berührte, es war ihm entrückt — nein, es war vor ihm versunken! Denn Eines stand vor seiner Seele mit entsetzlicher Klarheit: Bünden sollte nie frei werden, sollte nach der Absicht des allgewaltigen und gewissenlosen Geistes, der Frankreichs schwachen König beherrschte und dessen innere und äußere Politik nach Gefallen lenkte, aufbehalten werden bis zum allgemeinen Frieden. Dann von Richelieu in die zu vertheilende Masse verfügbarer Länder geworfen, unter die übrigen Tauschobjekte gemengt, war seiner armen Heimat unvermeidliches Schicksal, beim Länderschacher des Friedensschlusses auf den Markt gebracht und diesem oder jenem einen günstigen Handel Anbietenden zugewogen zu werden.

Der Herzog trug keine Schuld daran. Er liebte Bünden und wollte es freigeben; aber er war nicht stark genug, seinen Willen gegen den ihn mißbrauchenden des Cardinals durchzusetzen. Er wagte es nicht, sich mit einem Nebenbuhler zu messen, der über den Schranken der Gewissenhaftigkeit stand; er scheute sich

seinen Gegner mit jenen wirksamsten Waffen zu bekämpfen, die Richelieu mit Meisterschaft führte! — War es nicht möglich, diese von Rohan kindisch verschmähten Waffen zu ergreifen? Dem Jäger selbst eine Schlinge zu legen?

Wo galt die menschliche Gerechtigkeit, die der Herzog verwirklichen wollte, — wo war ihr Urbild, die göttliche, um sie zu Ehren zu bringen und zu belohnen? Eitle Träume beides! Ein frommer Thor nur konnte daran glauben! .... Der Herzog war blöde genug zu meinen, der Cardinal anerkenne die Gültigkeit des von dem Mächtigen einem Schwachen gegebenen Wortes! Er war thöricht genug zu wähnen, ein zu Gunsten der Hugenoten im Bürgerkriege gezogenes Schwert könne jemals von Richelieu vergeben und vergessen werden, es sei möglich durch ruhmreiche Dienste den Haß des mächtigen Ministers auszulöschen! ... Er war so blind, nicht einzusehen, daß gerade seine zu Frankreichs Ehre verrichteten Heldenthaten für den Eifersüchtigen ein Grund mehr waren, ihn zu beargwöhnen und ihn aufzuopfern!

Wohin aber war es gekommen mit diesem christlichen Ritter? Er stand am Rande des Abgrundes, ein verlorener Mann! ... Und Jenatsch haßte ihn zu dieser Stunde darum daß er ein Betrogener und Besiegter

war. Doch unglaublich! er ſelber hatte ſich ja verblenden laſſen durch ein Gefühl bewundernder Liebe zu dieſem edlen Menſchenbilde! Er hatte geglaubt, daß der Werth reiner Geſinnung, der ihn berückt hatte, auch in der Rechnung des Kardinals eine Zahl ſei ... Ja wohl hatte Richelieu mit dieſer Zahl gerechnet, — wie der ſchlaue Fiſcher auf ſeinen Köder zählt — und Jenatſch ſelbſt, — doch nicht allein er — Verzweiflung ergriff ihn — ſein Vaterland war ein Opfer dieſes Betruges.

Vielleicht war noch Rettung möglich! Weg jetzt mit jedem hemmenden Bedenken, mit allen Banden der Dankbarkeit, mit allen Berückungen der Liebe, mit jeder Eigenſucht eines rein gehaltenen Charakters! Hinunter mit der Vergangenheit! Weg die Feſſeln ihrer liebgewordenen Ueberzeugungen und Vorurtheile! Gelöſt werde jeder Zuſammenhang des Dankes und der Treue! —

Und er forderte den großen Cardinal zum Zweikampf in die Schranken ſeines Berglandes, Mann gegen Mann, Liſt gegen Liſt, Frevel gegen Frevel.

Und ſein Herz brannte in wilder Freude, weil in Bünden Einer war, der ſich der ſchlauen Eminenz gewachſen fühlte.

So durchjagte Jenatſch das Reich der Möglichkeiten mit raſtloſen Gedanken. Er achtete des Weges

nicht und jetzt eilte er schon im nächsten thalabwärts gelegenen Dorfe längs einer langen Kirchhofmauer dahin, als er gewahr wurde, daß ein barfüßiges Bauerkind eilig neben seinen langen Schritten einherlief. Die Kleine hielt schon längst einen Brief in die Höhe, der ihr, wie sie ehrerbietig ausrichtete, von der Schwester Perpetua für seine Gnaden den Herrn Oberst übergeben worden sei, welchen die Schwester an der Pforte des Klostergartens habe vorübergehen sehn. —

Der Oberst blickte um sich, er war in Cazis. Er verabschiedete die Kleine und lenkte, wie vom Finger des Schicksals berührt, in die Dorfgasse ein, wo sich die Lichter entzündet hatten. Er hatte auf dem Umschlage im letzten Dämmerscheine die Handschrift seines alten Freundes, des Paters Pancraz, zu erkennen geglaubt. Am Fenster eines Erdgeschosses sah er ein graues Mütterchen beim Scheine der Ampel spinnen. Er lehnte sich außen an die Mauer, so daß ein spärlicher Strahl auf das Blatt fiel und las:

Hochmögender Herr Oberst,

Ich erdreiste mich, Euch Einiges zu melden, das für Euch und unser Land wichtig sein kann. Der Vertrag von Chiavenna ist ein vergängliches Blendwerk, das uns die Eminenz in Paris vorspiegelt. Seit ich

in Mailand verweile, wurde mir zur Gewißheit, was mir schon früher eine in meinem Kloster am Comersee zufällig aufgefangene Rede verrieth.

Kurz vor der Weinlese herbergte dort ein französischer Ordensbruder, ein beredter Prediger, der zur Erholung seiner abgearbeiteten Lunge und des ewigen Heiles wegen — wozu Gott uns Allen in Gnaden verhelfe — den Weg nach Rom angetreten hatte. Beim Nachtessen im Refectorium klagte der Prior mit ihm über die Zeitläufte und bedauerte, daß das Valtelin durch den Vertrag von Chiavenna wiederum zu Bünden geschlagen werde. „Darüber seid ohne Sorgen," fuhr der Franzose heraus, der nicht wußte, daß ein guter Bündner am Tische saß, „daß dieser Vertrag keinen Soldo werth ist, weiß ich aus bester Quelle. Als ich mich in Paris vor meiner Abreise bei meinem Superior, dem Pater Joseph beurlaubte, kam ich gerade dazu, wie dieser und der Nuntius des heiligen Vaters den Entwurf besagten Vertrags ihren prüfenden Blicken unterwarfen. Der Nuntius ließ sich hart dagegen aus, der hitzige Pater Joseph aber zerknitterte das Papier in seiner Faust, ballte es zu einer Kugel zusammen und warf es in den Winkel mit den Worten: „Dieser Vertrag eines Ketzers mit Ketzern wird niemals gelten." —

„Ich verhielt mich mauſeſtill, aber hatte meine Gedanken; denn, was der Pater Joſeph bedeutet, wißt Ihr beſſer als ich. —

Hier in Mailand, wo ich mich in Ordensgeſchäften ſeit zehn Tagen aufhalte, wurde ich geſtern in den Palaſt des Gubernatore gerufen, um ſeinem Geſinde wegen eines häuslichen Diebſtahls ins Gewiſſen zu reden. Da beſchied mich der Herzog, der meine bündneriſche Herkunft erfahren, zu ſich und ſagte mir halb ernſt, halb ſcherzweiſe: „Wie ich jetzt Euch vor Augen habe, Pater Pancraz, möcht' ich wohl den Oberſten Jenatſch leibhaft vor mir ſehen. Es wäre mir ein Leichtes dem verſtändigen Manne darzuthun, daß der Vertrag von Chiavenna nichts iſt als ein verdorbenes Pergament, daß euch Frankreich das Veltlin nie zurückgiebt und daß Spanien euch Bündnern Bedingungen machen könnte, bei denen Ihr euch ganz anders ſtündet. — Pater Pancraz, Ihr habt mir den geſtohlenen Siegelring hervorgezaubert, könntet Ihr mir Euern Jenatſch, den Einzigen, mit dem mir zu verhandeln möglich iſt, auf dieſelbe ſtille und prompte Weiſe in dies Cabinet bringen, ſo ſolltet Ihr Euererſeits Wunder erleben." —

Da kam es wie eine Erleuchtung über mich, Euch von dieſer merkwürdigen Rede Kunde zu geben.

Kommt Ihr, ſo werde ich dafür ſorgen, denn ich

bleibe einſtweilen in Mailand, daß Ihr außer dem hohen Herrn von niemand erblickt werdet. Könnet Ihr Euch daheim nicht frei machen, was ein Unglück wäre, ſo ſchickt eine Vollmacht, aber nur durch einen Mann, dem Ihr traut wie Euch ſelbſt, wenn Ihr einen ſolchen kennt.

Vergebt meinen Vorwitz und ſäumt nicht!

Der für meines Herrn Oberſten zeitliches und ewiges Heil täglich betende

Pater Pancraz.

Das Schreiben des Kapuziners, deſſen menſchenerfahrene Klugheit und ſchlaue Vorſicht der Oberſt zu gut kannte, um ſich über das Gewicht und den Ernſt dieſer Mittheilung zu täuſchen, deckte ihm in blitzartiger Beleuchtung die Windungen eines halsbrechenden Pfades auf. Vielleicht hatte in ſchlimmen entmuthigten Stunden ſein Blick ſchon früher ſich zuweilen dahin verirrt, aber immer hatte er ihn mit einem Gefühl der Verachtung ſeiner ſelbſt erſchrocken und ekelnd wieder davon abgewandt. Dieſer Weg der Gefahr und Schande war das Bündniß mit Spanien. Jene Macht, die er von Kindheit an mit der ganzen Kraft ſeines jungen Herzens gehaßt, die er dann in vermeſſenem Jugendmuthe mit faſt wahnſinniger, vor keinem Greuel zurückbebender Leidenſchaft bekämpft, welcher er ſein ganzes Leben

hindurch als Todfeind gegenüber gestanden und deren eigennützige und wortbrüchige Politik er auch heute noch tief verachtete — sie bot ihm die Hand. Er konnte diese Hand ergreifen — nicht in Treu und Glauben, wohl aber, um sich von ihr die französische Schlinge lösen zu lassen und sie dann zurückzustoßen.

Jetzt entschloß er sich dazu.

Langsam wandelte er auf der dunkeln Heerstraße nach Thusis zurück. Es ward ihm schwer zu brechen mit der ganzen Vergangenheit. Er wußte, daß er sich selbst in seinen Lebenstiefen damit zerbrach. Dort jenseits des Rheines im Domleschg lag das Dörfchen Scharans, dessen armer Pfarrer, sein gottesfürchtiger Vater in Geradheit und Einfalt ihn aufgezogen und ihn zur Treue im protestantischen Glauben und zum Hasse der spanischen Verführung ermahnt hatte. Dort unfern davon stand der Thurm von Riedberg, wo er Pompejus Planta, der seiner Kindheit wohl gewollt, wegen der eigensinnigen aber überzeugten und ehrlichen Parteinahme des stolzen Herrn für Spanien in seinem eigenen festen Hause nächtlich überrascht und erschlagen hatte. Was dort schimmerte waren die erhellten Fenster der einsamen Lucretia . . .

Und wieder stürzten seine Gedanken in eine neue Bahn. Er selbst konnte dem dringenden Rufe des mit

Serbellonis Auftrag betrauten Pancraz jetzt unmöglich folgen. Er mußte als verderblicher Dämon unter der Maske der Treue neben dem Herzog bleiben, als argwöhnischer Wächter jede seiner Bewegungen beobachten und um jeden Preis verhindern, daß der ermattete Kranke seinen Feldherrnstab nicht am Ende doch in die Hände Richelieus niederlege.

Wer aber konnte an seiner Stelle mit Serbelloni unterhandeln? Allerdings nur einer, dem er traute wie sich selbst, aber dieser Mann war nicht vorhanden. — Noch einmal blickte er nach den Fenstern von Riedberg hinüber. Ein schneller Gedanke durchfuhr ihn und stand nach einem Augenblicke der Ueberlegung als klarer Entschluß in ihm fest.

Mit raschen Schritten eilte er nach Thusis zurück. Vor der Herberge stand ein Haufen Marktleute, schweigsam und in gedrückter Stimmung, denn sie hatten auf ihn und einen günstigen Bescheid vom Herzoge lange gewartet. Der alte Lugnetzer trat ihm aus der im Dunkel zusammengedrängten Gruppe entgegen mit der Frage auf den Lippen, die ihrer aller Gemüth beunruhigte.

Aber Jenatsch ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Hört an, liebe Landsleute, und bewahrt es in einem feinen Herzen," rief er mit eindringlicher aber

gedämpfter Stimme: „Der Winter steht vor der Thür; bleibet ruhig daheim in Euern Dörfern und erharret den Lenz. Kommt die Schneeschmelze zu Anfang des Märzen, dann machet Euch und Eure Ehrenwaffen bereit. Ich lade Euch zu einem Tage nach Chur. Stunde und Losung wird Euch noch gesagt werden. Dort richten wir im Namen Gottes den drei Bünden ihre alte Freiheit wieder auf!“ —

Die Leute hatten in feierlichem Schweigen zugehört. Als Jenatsch geendigt, dauerte die Stille noch eine Weile fort. Dann begannen sie die Sache flüsternd sich auszulegen, bis sie tief in der Nacht auf ihre Heimwege sich zerstreuten.

Aber er, der zu ihnen geredet, stand nicht mehr in ihrem Kreise. Der Oberst Guler hatte ihn weggeholt und streckte ihm jetzt in der Gaststube inmitten der Offiziere ein Papier und eine eingetunkte Feder entgegen.

„Da ist der Pact — nach Soldatenart kurz gefaßt“ — sagte er, „hast Du noch die edle Courage, deren Du Dich heute berühmtest, Ventrebleu, so unterschreib' ihn.“

Der Angesprochene stellte sich unter den Leuchter und las:

„Wenn der rückständige Sold der bündnerischen

Regimenter binnen Jahresfrist von Frankreich nicht ausgezahlt wird, haftet den Bündneroberſten für ihr Guthaben, ſei es Ganzes oder Reſt, der Endunterzeichnete mit ſeinem ſämmtlichen liegenden und fahrenden Gut."

Jenatſch ergriff die Feder, ſtrich die zwei einzigen Worte: „von Frankreich", und unterſchrieb.

Sechstes Kapitel.

Kurze Zeit, nachdem Schweſter Perpetua den ihrer Klugheit als ſehr wichtig empfohlenen Brief des abweſenden Beichtigers glücklich beſtellt hatte, trippelte ſie, ein Arzneikörbchen am Arme und eine kleine Hornlaterne in der Hand, über die Rheinbrücke bei dem Dorfe Sils. Jenſeits derſelben beſaß das Kloſter einen Hof, deſſen Pächter krank darniederlag. Die Heilkundige war heute für den vom Fieber geſchwächten Mann durch eines ſeiner Kinder, das die Kloſterſchule beſuchte, um Rath und Hilfe angerufen worden. Sie ſcheute den nächtlichen Gang nicht, — ſo wenig, daß ſie, nachdem der Sieche ſich ihrer Tröſtungen erfreut, ſtatt das Angeſicht wieder der Brücke und ihrem Kloſter zuzuwenden, auf dunkeln, aber ihr wohlbekannten Straßen in der Richtung weiter eilte, aus welcher ihr die Lichter des Schloſſes Riedberg entgegenſchimmerten.

Schon klopfte ſie ans Thor, das der alte Lucas ihr brummend aufſchloß, und bald darauf ſaß ſie neben der edeln Herrin in einem alterthümlich ſchmuckloſen, aber lieblich erleuchteten Gemache vor einem herbſtlichen Kaminfeuer und trocknete die vom Nachtthaue durchnäßten Ränder ihres Kloſtergewandes, die ſchweigſame Lucretia mit erbaulichen Geſprächen ergötzend.

Das Schreiben des Paters, von deſſen Ueberredungsgeiſt die Nonne eine hohe Meinung hatte, die flüchtige Erſcheinung des Oberſten vor der Kloſterpforte, das glänzende Geldſtück, das er der kleinen barfüßigen Botin gereicht, arbeiteten in ihrer frommen Einbildungskraft. Dies Alles hatte ſie, der Himmel weiß durch welche Gedankenverknüpfungen, bewogen, dem Fräulein unverzüglich einen nächtlichen Beſuch abzuſtatten und dieſe Ereigniſſe haarklein zu erzählen. Der Oberſt war, meinte ſie, wie ein von Gewiſſensbiſſen gefolterter Kain um die Mauern der heiligen Zufluchtsſtätte geirrt. Sie würde lobpreiſen und anbeten, aber nicht erſtaunen, wenn Gott hier ein großes Wunder vorbereitete, um dieſen wüthenden Feind des chriſtkatholiſchen Glaubens, den Ketzern zum beſchämenden Zeichen, in den Schooß der allein ſeligmachenden Kirche zurückzuführen.

Da Lucretia nach ihrer ſtillen Weiſe nur mit

einem traurigen Lächeln darauf antwortete, fuhr die fromme Schweſter mit ſteigendem Eifer fort: „Bleibet, liebe Tochter, nicht kalt und ungläubig vor der glückſeligen Ausſicht auf die mögliche Bekehrung eines ſo gewaltigen Sünders! Betet lieber, daß dies Unerhörte geſchehe! Denn Euer Gebet, Fräulein Lucretia, die Ihr den blutigen Mann nach dem natürlichen Menſchen haſſen und verabſcheuen müßt, wäre allerdings bei den Heiligen beſonders wirkſam und ihnen als ein ſchmerzliches Opfer vorzüglich angenehm. Noch kräftiger wäre es freilich, wenn Ihr dieſes Gebet als verlobte Braut Gottes mit einem durch das dreifache Gelübde von allen weltlichen Erinnerungen gelöſten Herzen darbringen könntet.“

Schweſter Perpetua ſagte dies mit einem tiefen Seufzer und machte ſich in Erwartung einer Antwort, die ausblieb, mit dem Feuer zu ſchaffen. Ach, ihr war nicht entgangen, daß der klöſterliche Beruf Lucretia's, an den ſie unentwegt glaubte, dieſer noch immer nicht klar geworden, ja ſeit die Verwaiſte in ihr väterliches Haus eingezogen, ihr wieder mehr in die Ferne gerückt war. Sie ſtand allein unter dem in dieſen kriegeriſchen Zeitläuften verwilderten Schloßgeſinde und den verarmten über die franzöſiſche Bedrückung tägliche Klagen vor ihr Ohr bringenden Dorfleuten. Und dieſe Einſamkeit

that ihr offenbar nicht wohl. Da war Lucas, der rachsüchtige Graubart, der das schwarze Kreuz an der Mordmauer nicht erblassen ließ, und der das immer scharf gehaltene Todesbeil wie eine Reliquie in einer wurmstichigen Eichentruhe sorgfältig verwahrt hielt. Das Fräulein mußte, fürchtete die Schwester, immer tiefer in sich selbst und die ihr Gemüth von allen Seiten umrankenden, jeden neuen Lebenskeim erstickenden Erinnerungen versinken. Sie konnte den Riß nicht überwinden, der Altes und Neues für sie trennte. Sie lebte wenig in der Wirklichkeit, sondern verkehrte im Geiste mit ihrem todten Vater, von dessen Gemüthsart sie viel geerbt hatte, und dem sie mit jedem Jahre in auffallender Weise auch in ihrem Aussehen ähnlicher wurde. Es war dieselbe Pracht der Gestalt, dieselbe stolze Haltung. Ihr Ohm, der Freiherr Rudolf, war in der Verbannung gestorben und sie hatte außer seinem niedrig gesinnten und eigennützigen Sohne keine nähern Sippen. Eine Verwandte ihrer Mutter lebte noch in Chur, und sie pflegte sie zu besuchen; aber diese Gräfin Travers war durch schwere Schicksale und ein überlanges Leben versteinert und wenn auch gut katholisch, kaum mehr als ein stumpfes Echo längst verschollener Tage. Daß Lucretia mit den Juvalta auf Fürstenau und dem auf den andern Nachbarschlössern sitzenden

Adel keinen Umgang pflog, das freilich konnte ihr Perpetua unmöglich verdenken, denn jene Alle waren Protestanten und gehörten zu der französischen Partei. So war Lucretia völlig allein, warum denn verließ sie ihren düstern einsamen Pfad nicht? Warum trat sie nicht in die Gemeinschaft der demüthigen Töchter des heiligen Dominicus?

Während die Schwester dergestalt diesen ihren Lieblingsgedankengang durcheilte, drehte Lucretia schweigend ihre Spindel und verfolgte einen andern.

Sie fragte ihr Herz, wie es denn möglich sei, daß Jürg in seiner wildesten blutigsten Zeit ihrem Gefühl und Verständnisse weniger fremd gewesen, als jetzt, da er in den Räthen des Landes und im Heergefolge des französischen Herzogs unter die Geachteten und Angesehenen zählte.

Zweimal seit ihrer Heimkehr hatte sie Georg, wenn sie zu Besuch bei ihrer Muhme in Chur war, von ferne erblickt. Eines Abends stand sie neben dem Lehnstuhle der alten Dame und schaute durch das eiserne Laubwerk am Gitterkorb des Fensters, während der Sonnenschein gradweise das Pflaster des Platzes verließ und nur noch auf dem sprudelnden Wasser des Marktbrunnens blitzte. Der Oberst schritt längs der gegenüberstehenden Häuserreihe auf und nieder an der

Seite einer gravitätischen Magistratsperson, die jedes Wort, das von seinen Lippen fiel mit begieriger Aufmerksamkeit anhörte und seine Aussprüche mit [illegible] mendem Kopfnicken begleitete. Es schien sich um [illegible] schweren Rechtsfall zu handeln.

Ein andermal umgab den Obersten ein Kreis französischer Edelleute, mit denen er nach der Mittagstafel in schneller, lustiger Scherzrede sich erging. — Immer aber klang es so hell von seinem Munde und leuchtete es so geistvoll von seiner Stirn, daß [illegible] als einer jener seltenen Günstlinge des [illegible], die sich alle Wege des Erfolges zu öffnen und zu ebnen wissen und die das Vergangene und Unabänderliche wie eine lästige Fessel abwerfen.

Ich weiß es jetzt — gestand sie sich — dieser Freund von Jedermann ist nicht der Jürg mehr, den ich liebte, — nicht der scheu verwegene Knabe mit den dunkeln verschwiegenen Augen, der mein [illegible] — nicht der zornig Dahinbrausende, der mein Glück wie ein die Ufer zerreißender Wildbach in Trümmer warf, — nicht der Mann, gegen den ich in meinen Racheträumen die Hand erhob, — nicht der Traute, den ich nach Jahren des Jammers auf dem Bernhardin wieder zu erkennen glaubte und in die Arme schloß, — nein! es ist ein weltgewandter Höfling, ein berechnen-

der Staatsmann aus ihm geworden ... Er will sich von mir scheiden und loskaufen, darum gab er mir [illegible] Riedberg wieder. Er scheut mich wie einen Verbrecher, er flieht mein Antlitz wie das einer Todten! — Und sie vergaß, daß sie selbst ihn drohend beschworen, die Schwelle ihres Hauses nimmermehr zu überschreiten. —

„Heilige Mutter Gottes, was ist das für ein Lärm!“ fuhr jetzt Schwester Perpetua auf, denn im Schloßzwinger erscholl ein rasendes Gebell der Hofhunde. Man hörte das Schelten der sie beschwichtigenden Knechte, dazwischen wiederholte Schläge gegen das Thor und, als Lucretia das Fenster öffnete, eine mit langsamer Bedenklichkeit geführte Unterhandlung zwischen Lucas und der gebieterischen Stimme eines Einlaß Begehrenden.

Nun erschien der Alte selber mit der bestürztesten Miene, deren seine felsenharten Züge fähig waren. „Es verlangt Einer allein mit Euch zu reden, Fräulein“ .... sagte er, „der Oberst Jenatsch, den Gott strafe!“ — setzte er leiser und mit innerer Empörung hinzu.

Lucretia stand groß und bleich. Sie hatte die Stimme vor dem Hofthor am ersten Laute erkannt.

„Laß ihn nicht warten! Führe ihn hieher!“ befahl

sie dem Alten, der sie fragend ansah und nur zögernd gehorchte.

Die Nonne hatte sich erhoben und eine still beobachtende Stellung in der tiefen Fensternische eingenommen. Dort lag auf der Bank ihr Nachtmantel; sie strich ihn zurecht, aber legte ihn nicht um.

Rasche Schritte näherten sich und Georg Jenatsch stand vor Lucretia mit entschlossenem freudigen Antlitz und grüßte sie als Bekannte, doch mit großer Ehrerbietung.

Schwester Perpetua betrachtete mit einem Ausdrucke frommer Einfalt, aber den schärfsten Blicken ihrer halbgeschlossenen Augen die beiden großen Gestalten — und sie wunderte sich.

Kein Kainszeichen war auf der hohen offenen Stirn des Obersten zu entdecken, und — merkwürdig — das Fräulein stand neben ihm mit strahlenden Augen, kühn und trotzig, wie einst Herr Pompejus geblickt, und schien zur Höhe ihres gewaltigen Feindes emporzuwachsen.

Das von Perpetua sehnlich erwartete Gespräch jedoch begann nicht. Die Schloßherrin richtete das Wort an Lucas, der mit drohender Miene an der Thüre stehen geblieben war: „Die fromme Schwester begehrt nach Haus. Die Nacht ist dunkel und der

Weg weit. Begleite sie mindestens bis jenseits der baufälligen Rheinbrücke.“ Und damit nahm das Fräulein von Perpetua herzlichen Abschied.

So stand die Schwester, ehe sie sich dessen versah, am Hofthore, Lucas aber entzündete eine Pechfackel und schritt mit der rauchenden Leuchte vor ihr her in die Nacht hinaus. „Jetzt schickt sie mich weg,“ murrte er hörbar, als wollte er es der frommen Schwester klagen, „und es wäre gerade der rechte Ort und Augenblick!“

Als Jenatsch mit dem Fräulein allein war und ihm gegenüber am Feuer saß, begann er mit kurzen klaren Worten:

„Ihr seid gerechtermaßen erstaunt, Lucretia, daß ich das Haus Eures Vaters betrete. Doch ich weiß, Ihr traut mir zu, daß ich nicht gekommen bin, Euch zu verwirren mit Wünschen, die ich in meinem geheimsten Herzen gefangen halte, — sonst hättet Ihr mich nicht in den wiederhergestellten Burgfrieden von Riedberg eingelassen. — Und doch komme ich, etwas von Euch zu verlangen — einen großen Dienst, den Ihr mir leisten werdet, wenn Ihr unser Land so lieb habt, wie ich von Euch glaube und wie ich selbst es liebe; denn an meiner Statt müßt Ihr handeln. — Ich schließe ein Bündniß mit Spanien. Dies ist unsere einzige

Rettung. Richelieu verräth uns und der gute Herzog ist sein Spielzeug — ein schönes Scheinbild, womit der Gewissenlose uns täuscht und blendet. — Aber wer knüpft das rettende Tau? — Ich selbst kann hier nicht fort, weil ich unser Volk zum Bewußtsein der über ihm schwebenden Gefahr aufwecken und den Herzog, den ich als Pfand behalte, mit Beweisen meiner Ergebenheit einschläfern muß ..... Ihr staunt, daß ich, Spaniens Feind, zu diesem Gifte greife! ..... Wundert Euch nicht. Wenn ich nicht meine Vergangenheit zerstöre und mein altes Ich von mir werfe, so kann ich nicht meines Landes Erlöser sein und Bünden ist verloren. Serbelloni erwartet mich selbst, oder Einen, dem ich traue, wie mir selber, — wenn ich, sagt er, einen solchen kenne. — Ich traue nur Euch."

Lucretia richtete den Blick mit zweifelnder Frage auf das von der Flamme beleuchtete, altbekannte Antlitz und las darin die höchste Spannung der Thatkraft und einen tödtlichen Ernst.

„Ihr wißt, Jenatsch," sagte sie, „welcher Partei mein Vater angehörte, wie und warum er starb. Ihr wißt, wie ich ihm glaubte und ihn liebte. Ich konnte mich nie mit Gedanken befreunden, die nicht die seinigen waren. So ist das französische Wesen — trotz der väterlichen Güte des Herzogs gegen mich Heimatlose

— mir immer fern und fremd geblieben. Ich habe mich nie darin zurecht gefunden. Ihr aber seid von Spanien durch viele Blutschuld von Alters her getrennt. Ihr, Jürg, verdankt dem guten Herzog das Leben und Euern Ruhm! Er hat Euch mit Vertrauen überschüttet und Ihr kennt seinen herzlichen Willen gegen unsre Heimat, — habt Ihr ihn denn nicht lieb? ..... Könnet Ihr, — ich will glauben der Heimat zum Besten, — immer nach Neuem greifen und ohne daß Ihr daran untergehet das alte Wesen wie eine Schlangenhaut abstreifen?"

„Was ist Dir der Herzog, Lucretia!" rief er. „Wie magst Du um einen Fremdling sorgen! Bist Du noch so weichlichen Herzens nach Allem, was Du gelitten und was ich selbst an Dir und Deinem Hause gefrevelt habe? ... Schau um Dich... in allen unsern Thälern Trümmer und Brandstätten! Soll hier nie Friede werden, nie Freiheit und Gesetz hierher zurückkehren? Der Herzog kann uns nicht herausziehen. Er will sein frommhochzeitlich Kleid nicht beflecken. Doch auch ich habe eine Rede Gottes für mich. Ich wölbte mir die Himmel — spricht der Herr — den Spielraum der Erde aber überließ ich den Menschenkindern ... Siehst Du nicht, Lucretia, wie wir Alle in diesen Bürgerkriegen Gebornen ein freches, schuldiges Ge-

ſchlecht ſind! . . . und ein unſeliges. Dort hat der Bruder den Bruder erſchlagen und hier liegt trennend eine Leiche zwiſchen Zweien, die ſich lieben und angehören. Darum laß uns nicht kleiner ſein als unſer Loos! Ich ſtehe am Steuer und lenke Bündens Schifflein durch die Klippen mit ſchon längſt blutüberſtrömten Händen. — Nimm ein Ruder und hilf mir! Zweifle nur jetzt nicht an mir, hilf mir, Lucretia!" drang er in ſie.

„Und was willſt Du, daß ich thun ſoll?" ſagte die Bündnerin und ihre Augen begannen unternehmend zu leuchten.

„Gehe nach Mailand," fiel er raſch und freudig ein, „dort findeſt Du den Pancraz, der Dich beim Gubernatore einführen wird. Serbelloni kennt Dich von früher her als die, welche Du biſt. Unterhandle mit ihm über die Bedingungen, die ich Dir niederſchreiben will. Haſt Du mir etwas zu berichten, ſo thue es durch den Pater, deſſen Beiſtand Dir in allen Fällen gewiß iſt.

„Iſt es Dein Ernſt," fragte ſie erſtaunt, „wenn Du mich als Deine Unterhändlerin nach Italien ſchickſt? Wie will ich mich im Labyrinthe der Politik zurecht finden?"

„Ich verlange nichts von Dir," ermuthigte er,

„als was Du kannſt und ich Dir auch ſonſt zutraue: daß Du mein Geheimniß bewahreſt, und müßteſt Du es mit dem Leben ſchützen, und daß Du in der Unterhandlung von meinen Bedingungen nicht um eine Linie abweicheſt. Im Uebrigen wird Dich der brave Pancraz vortrefflich berathen. Gieb mir Tinte und Feder, ich will Dir die Punkte aufzeichnen, die Du feſtzuhalten haſt."

Lucretia erhob ſich und ſchritt zu der mit aſtreichem Nußbaumholze bekleideten Rückwand des Thurmzimmers. Dort ließ ſie die Platte ihres in das Getäfel kunſtreich eingefügten Schreibtiſches auf die gabelförmige Eiſenſtütze nieder und der Oberſt ſchrieb, während ihm das Fräulein aufmerkſam über die Schulter blickte:

„Donna Lucretia Planta, meine Bevollmächtigte, wird mit der Excellenz des Herzogs Serbelloni für mich auf Grund folgender Bedingungen unterhandeln:

Der Gubernatore ſtellt einen Heerhaufen von über zehntauſend Mann bei Fort Fuentes an den Eingang des Veltlins.

Er trifft das Abkommen mit dem Hofe in Innsbruck, daß ein kaiſerlicher Heerhaufe von derſelben Stärke gegen die bündneriſche Nordgrenze bei Finſtermünz und am Luzienſteig vorrücke.

Die Führer beider Heere gehorchen dem Oberſten Jenatſch und betreten den Bündnerboden nicht ohne dieſes Oberſten ſchriftlichen Befehl.

Der Oberſt Jenatſch verpflichtet ſich gegenüber Spanien in weniger als Jahresfriſt den Abzug aller in Bünden ſtehenden franzöſiſchen Truppen bis auf den letzten Mann zu bewirken.

Dafür verspricht die Krone Spanien, die völlige Unabhängigkeit der drei Bünde in ihren alten Grenzen anzuerkennen und zu gewährleisten."

Noch einmal überschaute Jenatsch die trocknenden Federzüge, dann setzte er seinen vollen Namen unter das Schriftstück.

Während er vor der ihm entgegentretenden Gestalt seiner ungeheuern That insgeheim erbebte, wie vor einem heraufbeschworenen Dämon, der ihm helfen oder ihn verderben konnte, war das Fräulein mit ihren Blicken den seinigen über das Blatt gefolgt und hatte sich mit einem Unternehmen, dessen praktische Seite ihr einleuchtete, schneller als zu erwarten war, vertraut gemacht. Es schien ihr, daß es sich um einen raschen, klar geplanten, vielleicht unblutigen Handstreich handelte und das war ihr lieber, als wenn ihrer einfachen Natur zugemuthet worden wäre, die Fäden eines verwickelten Intriguennetzes in die Hand zu nehmen und zusammen zu knüpfen.

In dem Augenblicke als Jenatsch die Vollmacht zusammenfaltete und dem Fräulein übergab, zeigte sich der alte Kastellan, der seine Rückkehr möglichst beschleunigt hatte, auf der Schwelle und der Oberst befahl ihm, seinen Rappen vorzuführen.

„Dieſen grauen Bären vergiß mir nicht auf die Fahrt mitzunehmen, Lucretia, ſeine Treue iſt alt und ſeine Tatzen ſind noch gefährlich," ſagte er freundlich, ſprang auf und trat mit dem Fräulein ans Fenſter. Er zögerte zu ſcheiden. „Die Nacht iſt klar geworden," ſprach er hinausblickend, „wann gedenkſt du zu reiſen?"

„Morgen vor Tag," erwiederte Lucretia. „Durch Pancraz wirſt du zuerſt von mir hören. Jürg, du biſt ein gar großer Herr geworden, — wie könnt' es dir fehlen, wenn Kapuziner und Frauen für dich botenlaufen!" Und die Thränen traten ihr in die Augen.

Dieſes halb muthwillige, halb traurige Wort gehörte wieder ganz der Lucretia ſeiner Jugendtage. Sie ſtand neben ihm, nur größer und herrlicher, neu erblüht zu bräunlicher Geſundheit im Hauche ihrer Berge. Der Nachtwind bewegte die Löckchen an ihren Schläfen, die ſich aus der Krone der dicken dunkeln-Flechten gelöſt hatten und ihre leuchtenden Augen blickten ihn an mit einer lautern Kraft, wie ſie unter dem ermattenden Himmel des Südens nicht gedeiht.

Alte liebe Erinnerungen erwachten in ihm, er widerſtand nicht und umfing ſie.

„Mir iſt, es ſei noch nicht lange her, daß wir da unten mit einander ſpielten," ſagte er weich und zeigte

auf die im Herbstwinde leise rauschenden Bäume des riedberger Schloßgartens nieder.

Sie fuhr schaudernd zusammen — ihr Vater war vor ihr aufgestiegen — und blickte, von Jürg sich abwendend, ins Dunkel hinaus.

„Was ziehn dort für Lichter auf der Straße längs dem Heinzenberg, ist es ein Todtengeleit?“ fragte sie auf das jenseitige Rheinufer deutend.

Jenatsch warf einen scharfen Blick hinüber. „Es sind die Fackeln des Herzogs, der im Schutze der Nacht hinunter nach Chur fährt,“ sagte er, blickte noch einmal in ihre nassen Augen, küßte ihr dann rasch die Hand und eilte von hinnen.

Siebentes Kapitel.

Herzog Heinrich hatte sich in Chur das stattliche Haus des Ritters Doctor Fortunatus Sprecher zum Quartier erwählt. Der gelehrte Bündner stellte es ihm mit freudigem Diensteifer zur Verfügung, denn es war von jeher sein Ehrgeiz und sein Glück gewesen, sich edeln historischen Persönlichkeiten zu nähern und mit ihnen in einem seinem Geschichtswerke gedeihlichen Verkehr zu bleiben.

Kaum hatte sich der herzogliche Haushalt so standesgemäß, wie es in dem republikanischen Berglande möglich war, in den besten Gemächern der raumreichen patrizischen Wohnung eingerichtet, als nach einer Reihe von düstern stürmischen Tagen der Schnee in schweren Flocken zu fallen begann. Der Winter brach früh herein und die weiße Decke blieb auf den steilen Dächern und ernsthaften Stufengiebeln der alten Bischofsstadt fast ohne Unterbruch liegen, bis am Ende des Hornungs

die Föhnstürme das Land fegten und mit den ersten Märztagen die Sonne Kraft gewann.

Der Winter war dem guten Herzog in gezwungener Muße verflossen, denn er war von seinem Heere im Veltlin durch den unwegsamen Schnee der Berge getrennt, und auch seine Verhandlungen mit dem französischen Hofe stockten und wollten zu keinem Ziele führen. Wäre die Sorge um den Abschluß des Vertrags neben andern Sorgen und Ungewißheiten und wäre die an dem thätigen Geiste des Feldherrn zehrende gezwungene Muße nicht gewesen, er hätte sich im Sprecherschen Hause nicht unwohl gefühlt und nicht ungern unter seinen schlichten protestantischen Glaubensgenossen verkehrt.

Der Doctor Sprecher achtete sich durch die Gegenwart Rohans hochgeehrt. Erfüllte sich ihm doch der langgehegte Wunsch, den Lebenslauf seines erlauchten Gastes an der Quelle schöpfend aufzeichnen zu dürfen. Mit der liebenswürdigsten Herzensgüte bequemte sich dieser dazu, seinem Wirthe täglich ein Bruchstück seiner Schicksale in italiänischer Sprache zu erzählen, und in dieser Sprache verfaßte der Doktor auch das Lebensbild, das ein Geschenk werden sollte, denn so hatte es der edle Gast ausdrücklich verlangt, für die Frau Herzogin, die sich noch immer in Venedig aufhielt, und für

Rohans Tochter, die dem Herzog Bernhard von Weimar anverlobte Marguerite. Mit dieser erfreulichen, aber privaten Bestimmung seiner gewissenhaften und schönen Arbeit war der Doctor Sprecher nur halb einverstanden. Er hätte sie lieber zum Ruhme des Herzogs und nicht zur Unehre des Verfassers ohne falsche Bescheidenheit alsbald durch die Presse verewigen und in die Welt ausgehen lassen.

Auf andere Weise bethätigte sich des Herzogs Adjutant, der junge Wertmüller. Ruhelos trieb er sich in allen hohen und niedern Regionen der kleinen Stadt um. In kürzester Frist war er in Chur eine bekannte Persönlichkeit, vom bischöflichen Palaste an, wo er seiner scharfen Augen und boshaften Zunge wegen gescheut, am Spieltische dagegen jederzeit willkommen war, bis hinunter in die dunkelsten Winkelschenken, wo man ihn, wie dort, an den gedehnten Winterabenden gerne kommen und nicht selten noch lieber wieder gehen sah. Es gelang ihm hier, die phlegmatischen Bündner durch seine Sticheleien, politischen Vexierreden und mancherlei andere Brennnesseln so lange zu reizen, bis ihnen Dinge entfuhren, die sie nachher schwer bereuten über die Lippen gelassen zu haben.

War das Publikum empfänglich und regte es ihn durch phantasievolle Beschränktheit an, so entfaltete er

noch andere in den herzoglichen Gemächern nicht verwendbare, geheime Wissenschaften, die er seinen gründlich getriebenen mathematischen und physikalischen Studien verdankte. Es waren Kartenkünste und Zauberstücke, die dem Locotenenten in den untersten Schichten seines Wirkungskreises den ernstgemeinten Ruf eines Hexenmeisters eintrugen, eine Auszeichnung, die ihm behagte, die aber in Regionen, wo der Weg aus dem erschreckten Kopfe in die derbe Faust ein kurzer ist, mit mancher Leibesgefahr verbunden war.

Diese nächtlichen Anfälle und Handgemenge reizten übrigens die kaltblütige Tapferkeit des Locotenenten mehr, als daß sie ihn von seiner tollen Kurzweil abgebracht hätten. Auch wußte er sich immer glücklich daraus zu ziehen, und so rasch, daß seine militärische Ehre nie Schaden litt und die Verwirrung der Geister und die Arbeit der Fäuste erst dann ihren Höhepunkt erreichte, wenn er schon in den stillen Räumen des Sprecherschen Hauses an den herzoglichen Gemächern vorüber auf den Zehen seiner Kammer zuschritt.

Den Herzog, welchem Wertmüller mit unbedingter Treue und rastlosem Diensteifer ergeben war, und der ihm deshalb vieles nachsah, beunruhigte er ohne Unterlaß durch seine scharfsinnigen Entdeckungen und warnenden Berichte. Wahrlich, er schien es darauf anzu-

legen, den hohen Herrn zu keinem Behagen kommen zu laſſen.

Auf Jenatſch, deſſen aufopfernde Treue mit den ſchweren Verhältniſſen wuchs, der den Herzog täglich beſuchte und es ſich zur Aufgabe machte, ſeine Sorgen zu verſcheuchen, ſeine leiſeſten Wünſche zu errathen, ſeine Befürchtungen ihm abzulauſchen und ſie entweder durch die eigene fröhliche Zuverſicht zu entwurzeln, oder mit beredten, überzeugenden Worten zu widerlegen — auf Jenatſch, den nützlichſten Rathgeber des Herzogs und den Liebling des Volkes, hatte es der verhärtete Locotenente beſonders abgeſehen. Wertmüllers Gedanken ſpürten dem Oberſten auf allen Schritten und Tritten nach, und er wollte aus der Haut fahren, wenn der Herzog ſeine Warnungen lächelnd fallen ließ, weil er ſie maßloſer Eiferſucht auf ſeinen Günſtling oder der Unverträglichkeit dieſer zwei grundverſchiedenen Temperamente zuſchrieb.

Was behauptete Wertmüller nicht Alles!

Das Scheitern des Vertrags von Chiavenna, welches Rohan von dem einzigen in das Geheimniß gezogenen Bündner verſchwiegen wußte, war, wenn man den Locotenenten hörte, ſchon längſt allgemein bekannt, ja wie abſichtlich bis in die fernſten Hütten verbreitet, eine Kunde, die man ſich nicht verhohlen ins Ohr ſagte,

nein, von der die Thäler dieß- und jenseits der rhätischen Alpen wiederhallten.

Aber das war das Geringste — Schlimmeres drohte — Bünden unterhandelte mit Spanien, behauptete Wertmüller. Und nicht etwa einzelne Parteigänger und Unruhstifter zettelten, sondern das gesammte Volk war in Gährung und Verschwörung gegen Frankreich begriffen, und Jenatsch, der heillose Heuchler, hielt das ganze Spiel des Betrugs in der Hand.

Der Herzog pflegte gemeiniglich leichthin zu erwidern, derartiges habe sich noch nie ereignet, es sei schlechterdings undenkbar, daß ein ganzes Volk sich wie eine geheime Gesellschaft verschwöre, unmöglich, daß nicht mindestens Einer ihn warnte unter seinen vielen redlichen Anhängern im Lande. Im schlimmsten Falle würde ihn sein Gastfreund, der ruhige, wohlunterrichtete und keiner Partei pflichtige Doktor Sprecher, gegen dessen ehrenwerthe Gesinnung selbst der Locotenent nichts werde einwenden können, vor solchen unerhörten verrätherischen Anschlägen sicher stellen.

Der unbekehrbare Zürcher ließ das nicht gelten.

Was die Verschwörung eines ganzen Volkes betreffe, so wolle er gerne zugeben, sagte er, daß sie nirgends möglich wäre, als unter den Bündnern, die mit dem nordischen Phlegma die südliche Verschlagenheit in

glücklicher Mischung vereinigten. Der Erste, Beste dieses Volkes könne dem geriebensten Diplomaten zu rathen geben. Die Staatskunst sei hier so allgemein verbreitet und landesüblich, daß das ganze Volk wie ein Mann rede oder schweige, wenn es sich um einen deutlichen Vortheil handle; die Schwierigkeit sei also nur, den langsamen Köpfen die Rechnung klar zu machen und dafür werde der Volksredner Jenatsch ausgiebig gesorgt haben.

Was den gelahrten Herrn Doktor angehe, so wolle er ihm nicht zu nahe treten, aber für muthig halte er ihn nicht, wenigstens nicht einer gewissen geheimen Vehme gegenüber, von der man munkle. Er könne hier seine Quellen nicht nennen; aber er müsse glauben, es sei im Lande ein Geheimbund errichtet mit Statuten, die sie den Kletten- oder Kettenbrief nennen — wahrscheinlich um das feste Ineinandergreifen und Zusammenhalten der Bundesglieder zu bezeichnen. Auf Verrath stehe der Tod. Er wolle nun nicht behaupten, daß der Doktor ein Glied dieser Kette sei, er sei nicht das Eisen dazu, aber daß er sich vor diesen Banditen sträflich fürchte, das sei mehr als wahrscheinlich.

Diese Verschwörung, deren Verräther dem Tode verfalle, behandelte der Herzog als eine vom Müssiggange erfundene und geglaubte Schauergeschichte. „Man

hat Euch das aufgebunden, Wertmüller," pflegte er zu scherzen, „um Euerm Argwohne gleich das stärkste Gewürz vorzusetzen! Und gesteht nur, Ihr verdient etwas für Eure böse Zunge."

Am Verdächtigsten war dem Locotenenten die Keckheit, mit der Jenatsch den Herzog über dessen eigene Stellung am französischen Hofe mit schmeichelnden Worten zu täuschen versuchte. Darüber mußte sich Heinrich Rohan doch selber im Klaren sein. Was konnte den Bündner dazu bewegen, fragte sich Wertmüller, wenn nicht die teuflische Absicht, den guten Herzog von allen Seiten mit Netzen der Täuschung und dämonischen Irrsals zu umspinnen, um den Sichergewordenen um so gewisser zu verderben? Und sein Haß gegen den Obersten steigerte sich ins Unglaubliche.

Priolo war unverrichteter Dinge von Paris zurückgekommen — Wertmüller nahm an, er sei in das Zögerungssystem des Kardinals eingeweiht und von diesem gewonnen — und wurde mit neuen Briefen wieder weggesandt, welche die dringendsten Vorstellungen enthielten, doch ja die Unterzeichnung des für Frankreich verhältnißmäßig günstigen Vertrags nicht länger zu verzögern und die Bündner dadurch spanischen Anerbietungen zugänglich zu machen.

Kaum war Priolo abgereist, so berichtete der tapfere

Herr von Lecques, den Rohan an der Spitze seines Heeres im Veltlin zurückgelassen hatte, von drohenden Zeichen des Ungehorsams unter seinen Bündnertruppen, die auf eine allgemeine Gährung im Volke hindeuteten. Er würde, schrieb er, diesen einzelnen Vorfällen weiter keine Bedeutung beilegen, wenn nicht die Spanier in ansehnlichen Massen sich der Grenze näherten, wenn nicht der Herzog von seinem Heere getrennt wäre und sich in der Mitte eines, wie er fürchte, mit der Politik Frankreichs täglich unzufriedener werdenden Landes befände. Er schloß seinen Bericht damit, daß er den Herzog bat und beschwor, sich um jeden Preis mit seinem getreuen Heere im Veltlin zu vereinigen. Sei dies geschehen, habe er, Lecques, seiner peinigenden Verantwortung sich entledigt und den Befehl in die ruhmreichsten Hände niedergelegt, so freue er sich, an der Seite seines Feldherrn, den Degen in der Faust, der ganzen Welt zu trotzen.

Wertmüller vernahm diesen rettenden Vorschlag mit Jubel — und fluchte wüthend, als er nach dem nächsten Besuche des Obersten wahrnehmen mußte, daß es diesem gelungen war, den Herzog zu überzeugen, sein Aufenthalt in Chur sei völlig gefahrlos, für die französischen Interessen in Bünden vortheilhaft, bei der Verehrung, die seine Person im Lande genieße, zur

Beruhigung der Gemüther sogar unumgänglich nothwendig.

Ein Augenblick des Zweifels kam auch für den edlen Herzog. Es war Wertmüller gelungen eine Spur aufzufinden, deren Verfolgung ihn in den Stand setzen konnte, auch das blindeste Vertrauen zu erschüttern. Er hatte in der Schenke zum staubigen Hüttlein die Bekanntschaft eines welschen Quacksalbers gemacht und zufällig erfahren, dieser gedenke jetzt in das Land des Lorbeers und der Myrte zurückzukehren. Das abenteuerliche Männchen, das sich in dem kalten Klima den Magen mit dem gefährlichen weißen Completer wärmte, rühmte sich in prahlerischer Weinlaune seiner hohen diplomatischen Beziehungen und Fähigkeiten; in Wertmüller, der ihn bewundernd anhörte und ihm fleißig einschenkte, blitzte eine Erinnerung auf. Jüngst als er spät in der Nacht den bischöflichen Palast verließ, hatte er dies unverkennbare Figürchen bei schwachem Mondscheine in einer Ecke des Hofes neben einer Holofernesgestalt und im eifrigsten Gespräche mit dieser erblickt — nur einen Moment, denn die Beiden waren beim Klirren seines Schrittes unter einem Thorwege verschwunden, aber genügend lang für sein scharfes Auge, um die auffallende Gestalt des Wunderdoktors deutlich gewahr zu werden und in der andern, von einem dunkeln

Mantel umhüllten, den Obersten Jenatsch zu vermuthen. Das genügte, um den unternehmenden und durch die Winterruhe gelangweilten Locotenenten zu einem lustigen Handstreiche anzufeuern. Er belauerte die Abreise des Italiäners, nahm auf ein paar Tage Urlaub, ritt dem fahrenden Wunderdoktor nach und holte ihn auf seinem feurigen Fuchs gegen Abend des ersten Reisetages ein. Wie ein Wegelagerer überfiel er ihn an einer einsamen Stelle der Gebirgsstraße. Der erschrockene Quacksalber mußte zuerst seinen Apothekerkasten ausräumen und sich dann einer Durchsuchung seiner Person unterwerfen. Wie triumphirte Wertmüller, als er, dem Doktor freundschaftlich auf den Rücken klopfend, ein knisterndes Papier verspürte, das zwischen Tuch und Unterfutter eingenäht war, und dann mit der Pflasterscheere des Unglücklichen aus dessen scharlachrothem Rocke unversehrt ein eigenhändiges Schreiben seines Feindes an einen Kapuzinerpater herausschnitt, worin Jenatsch diesem Aufträge an den Gubernatore Serbelloni in Mailand gab. Der Wortlaut freilich war dunkel, aber die Thatsache selbst sprach um so klarer. Nachdem der Locotenente den schlotternden Zahnausreißer beruhigt und aus seiner Reiseflasche gestärkt hatte, jagte er in freudigem Galopp nach Chur zurück. Jetzt war der Verräther Jenatsch in seinen Händen.

Er erreichte die Stadt in vorgerückter Nachtstunde und wurde kaum noch vorgelassen. Der Ungeduldige mußte sich damit begnügen, seinem Herrn den verrätherischen Brief mit einer gedrängten Auseinandersetzung des Zusammenhangs zu überreichen. Als Wertmüller dann am nächsten Morgen nach einem glücklichen Schlafe sich dem Herzog vorstellte, fand er diesen in sehr getrübter Stimmung und nicht geneigt, auf eine Besprechung des ihm, wie er sagte, unerklärlichen und sehr schmerzlichen Vorfalles einzugehen. Er müsse auch von anderer Seite sich darüber Aufklärung verschaffen.

Kurz vor der Stunde, zu welcher Jenatsch täglich dem Herzog aufzuwarten pflegte, wurde der Locotenent mit einem Tagesbefehl nach der Rheinschanze beordert, und, so scharf er auch ritt, er kam zu spät, um dem Obersten vor Herzog Heinrich Stirn gegen Stirn entgegenzutreten.

Bei seiner Rückkehr traf er diesen in der heitersten Laune und wie von einer schweren Last befreit.

„Besten Dank für Euern löblichen Diensteifer, braver Wertmüller!“ empfing er den Adjutanten. „Diesmal hat er Euch freilich trotz Eures mit Argusaugen blickenden Scharfsinns in eine grobe Falle gelockt. — Ungern thue ich Eurer Eitelkeit weh. — Jenatsch war hier und ich habe ihn mit aller Offenheit zur

Rede gestellt. Er hat sich vollkommen gerechtfertigt. Der Brief ist falsch und die Handschrift auf merkwürdig geschickte Weise nachgeahmt. Der Oberst hat Feinde, in deren Interesse es liegt, ihm mein Vertrauen zu rauben. Sie ahnen nicht, daß sie es mit ihren Cabalen im Gegentheil immer mehr befestigen. Er hat deren namentlich am bischöflichen Hof unter Euern geistlichen Genossen am Spieltische, Wertmüller. Sie kennen Euch und' zählten auf Euern Argwohn und Eure Unternehmungslust. Da Ihr aus Euerm Widerwillen gegen den Oberst und, Euch zur Ehre sei's gesagt, aus Eurer Anhänglichkeit an meine Person kein Geheimniß macht, so war die Intrigue der geistlichen Herren bald eingefädelt. Der elende Dottore war ihr bestochenes Werkzeug. — Gesteht, er hat seine Rolle gut gespielt! Wo wird sich ein Italiäner den Anlaß zu einer Comödie jemals entgehen lassen! — Was endlich jene nächtliche Unterredung zwischen Jenatsch und dem Quacksalber unsern der bischöflichen Residenz betrifft, die Euch zu denken gab, so hat es damit seine Richtigkeit — sie drehte sich um das Ausschneiden von Leichdornen. Erinnert Euch, daß Ihr über den Obersten gespottet habt, als er vor ein paar Tagen mit einem Pantoffel am linken Fuße einherschritt."

Wertmüllers herbes Gesicht verfinsterte sich unter

dieſer Rede vermaßen, daß der Herzog ihm die Hand auf die Schulter legte und ihn freundlich mit den Worten verabſchiedete: „Sprechen wir nicht mehr davon, mein Lieber, die Sache iſt nicht von Wichtigkeit.“

Fruchtlos brütend, wie er dem Oberſten trotz alledem noch beikommen könne, verließ Wertmüller das herzogliche Gemach. In ſeinem Zuſtande verbiſſener Wuth bemerkte er nicht, daß ein blondes Cherubinköpfchen ſich die Treppen heran ihm entgegen bewegte. Es war die goldlockige Tochter des Hauſes, Fräulein Amantia Sprecher, die ſich mit einem Strauße erſter Märzglöckchen zu dem Herzog begab. Nicht nur überſah ſie der Ungeſtüme, er raſte in ſo weiten Sprüngen die Steinſtufen hinunter, daß er ſie faſt niederrannte. Beſtürzt hielt ſie ſich an dem reich verſchlungenen Eiſengeländer und ſah ihm mit ihren unſchuldigen blauen Augen ſinnend und vorwurfsvoll nach.

War das derſelbe Wertmüller, der ihrer Lieblichkeit ſonſt in auffallender Weiſe huldigte, der den ganzen Winter einer ihrer bevorzugten Tänzer geweſen war? Auch auf morgen hatte er ſie ja wieder zum Balle, dem letzten und glänzendſten des Faſchings, eingeladen. Welche Tarantel hatte ihn heute geſtochen?

Wohl war er ihr auch ſonſt zu Zeiten rückſichtslos erſchienen, wenn er ſich ſpöttiſch und wegwerfend über

bündneriſche Zuſtände und Sitten äußerte. Wer oder was blieb überhaupt von ſeiner ſcharfen Zunge verſchont! Mit ihr hatte er doch bis jetzt immer eine Ausnahme gemacht und ſie war dafür nicht unempfindlich geblieben.

Ihre ſanfte kindliche Schönheit und das Gleichgewicht ihrer durchaus friedfertigen Sinnesart wirkte anziehend und beruhigend auf den queckſilbernen Offizier. Das Fräulein ſeinerſeits hatte ſich in allen Züchten zuweilen mit dem Gedanken beſchäftigt, wie ſich dieſer zürcheriſche Unband wohl als Eheherr ausnehmen würde und hatte ſeine Tapferkeit, den unbeſtreitbaren Werth ſeiner Treue an dem edlen frommen Herzog und ſeine hochgehenden Lebensausſichten mit weiſem Herzen in die Wage gelegt gegen ſeine Schroffheiten, ſein abſprechendes Weſen und ſeine Spöttereien über Geiſtlichkeit und Gottesdienſt, die vielleicht doch im Grunde weniger ſchlimm gemeint waren, als ſie übel klangen. Doch war ſie, — nach dieſer rauhen Begegnung mußte ſie ſich's geſtehen, — noch keineswegs zu einem günſtigen Ergebniß gekommen.

So entſchlug ſie ſich dieſer Gedanken ohne daß es ſie große Mühe koſtete, und wandelte, den ſilberhellen Blumenſtrauß in ihrer Hand ordnend, langſam die letzten Stufen hinauf.

Fräulein Amantia hegte für den edlen Gast ihres Vaters eine unbegrenzte Verehrung, welche die liebenswürdige Leutseligkeit des Herzogs von jeder Zuthat beklommener Scheu befreit hatte. Sie pflegte alltäglich zu einer Stunde, wo er sich nicht ungern stören ließ, in seinem Empfangszimmer zu erscheinen und nach seinen Wünschen zu forschen. Er ermangelte dann nie, hatte er nicht dringende Geschäfte, das gute Kind zurückzuhalten und sich nach den Interessen ihres Tages zu erkundigen.

Heute kam sie eben aus der Wochenpredigt, weniger erbaut als in Zweifel versenkt, denn der Pfarrer Saluz hatte über einen außer der Reihenfolge liegenden Text mit großer Heftigkeit gepredigt, und über welchen schauerlichen Text — den Verrath des Judas Ischariot, Matthäus am sechsundzwanzigsten! Er hatte dadurch seine Zuhörer in große Aufregung versetzt, die sich ängstlich nach dem Zielpunkte dieser Anspielung umsahen, und sich, sagte Fräulein Amantia, fast wie seiner Zeit die Jünger fragten: „Herr, wer ist es, der Dich verräth?“

Achtes Kapitel.

Wenige Tage später, den 19. März, eilte der gelehrte Ritter Fortunatus Sprecher die Treppe zu den Gemächern seines erlauchten Gastes herauf. Diese frühe Morgenstunde konnte unmöglich zur Fortsetzung der Biographie des Herzogs geeignet sein; auch war das Antlitz des Ritters, der krampfhaft ein großes mit dem Bündnerwappen verziertes Druckblatt in der Hand hielt, wie solche zu öffentlichen Kundgebungen an die Mauer geschlagen werden, heute besonders schwer verdüstert.

Oben angelangt, blieb er athemlos einen Augenblick stehen und sammelte sich. Doch ließ er dem Kammerdiener kaum Zeit ihn anzumelden und drang ohne die gewohnte Rücksicht und Höflichkeit in das Arbeitszimmer des Herzogs ein, wo dieser, seine

Bibel lesend, im Erker saß und jetzt, über die Störung erstaunt, zu dem Eintretenden aufblickte.

„Es sind unerhörte Ereignisse," begann Herr Sprecher, „die mich zwingen, erlauchter Herr, Eure Morgenandacht zu stören. Es ist, kaum wage ich es auszusprechen, die Sorge um die Sicherheit Eurer edlen Person, die mich dazu treibt. Könnt' ich Euch doch in mein Herz blicken lassen, damit Ihr darin meine aufrichtige und in jeder Probe stichhaltige Ergebenheit läset, überzeugender als mein Mund sie ausdrücken kann! — In meine geschichtlichen Arbeiten vertieft und gewohnt auf die eitlen Geräusche des Tages wenig zu merken, habe ich leider die Bedeutung der wirren Stimmen unterschätzt, die allerdings in der letzten Zeit an mein Ohr schlugen. Ich wollte Euch nicht unnöthig damit beunruhigen."

Der Herzog erhob sich rasch. „Kommt zur Sache, Herr!" sagte er bestimmt und ruhig. „Was ist das für ein Blatt? Gebt her."

Sprecher überreichte das verhängnißvolle Druckblatt und stöhnte mit sinkender Stimme: „Es ist der Aufstand gegen Frankreich und die Ernennung des Jürg Jenatsch zum Obergeneral der drei Bünde!" —

Rohan durchlief das Blatt und erblaßte.

Es enthielt einen Aufruf an das Volk, der die

Beſchwerden der Bündner gegen die Krone Frankreich in kurzen, treffenden Worten zuſammenfaßte und zum Vertrauen auf Spanien-Oeſterreich aufforderte, das ſich bereit erkläre, Bündens alte Grenzen und Freiheiten zu gewährleiſten. Alle bündneriſchen Waffen wurden unter den Befehl des Jürg Jenatſch geſtellt.

Die Schlußworte lauteten:

„Ihr Gemeinden der drei Bünde, greift zum Schwert, erhebt Euch zum Landſturm im Namen des Herrn. Sammelt Euch bei Zizers nächſt Chur am neunzehnten des Märzen.“ Hier folgten die Unterſchriften der drei Bundeshäupter, obenan diejenige des Amtsbürgermeiſters Meyer von Chur.

Der Herzog warf das Blatt empört auf den Tiſch. Er rief nach ſeinen Dienern, befahl zu ſatteln und fragte nach Wertmüller. Mit dieſem wollte er nach der Rheinſchanze reiten. Seine ſchnelle Geiſtesgegenwart und militäriſche Spannkraft verließ ihn nicht einen Augenblick.

Während ihn ſein Diener ankleidete, wagte der geängſtigte Sprecher noch einige Betheuerungen, Andeutungen und Räthe.

„Die Unterſchriebenen ſind alle Mitglieder des Kettenbundes. Gott weiß, ich hielt ihn für eine gemeinnützige Geſellſchaft ohne gefährliche Nebenzwecke! —

Und dieſer Bürgermeiſter Meyer, der ſich immer ſo verächtlich über den charakterloſen Jenatſch und ſo feindſelig gegen das papiſtiſche Spanien äußerte! ... Ich fürchte, erlauchter Herr, mein Hausrecht wird Euch hier nicht ſchützen können! ... Ihr kommt durch die nach Zizers ſtrömenden Volksmaſſen nicht mehr in die Rheinſchanze ... Horcht! Mein Gott, nun läutet es auch in der Stadt von allen Thürmen Sturm ... Vielleicht ließe ſich nächtlicher Weile ein Fluchtverſuch nach Zürich wagen und von dort würdet Ihr auf Umwegen Euer Heer im Veltlin erreichen!“ —

Während dieſer Worte war der Galopp eines Pferdes auf dem Pflaſter erklungen, und ſchon ſtand der Adjutant Wertmüller in dienſtlicher Haltung aber mit zornblitzenden Augen vor dem Herzog.

„Die Bündnerregimenter im Domleſchg meutern und marſchiren mit fliegenden Fahnen auf Chur, Erlaucht,“ meldete er. „Ich wäre ihnen bei einem Morgenritte nach Reichenau faſt in die Hände gefallen. Sie ſind mir auf den Ferſen. Hier in der Stadt liegt, wie der edle Herr weiß, nur die Freicompagnie der Prätigauer. Treue Leute! Ich habe ſie an das nördliche Thor beordert. Ihr Hauptmann Janett ſchwur mir zu, er ſei mit Leib und Leben der Eurige und werde gegen alle Spaniolen und Meineidigen zu Euch

stehen. Eure Pferde und Leute sind unten bereit. Noch ist es möglich, wenn die Prätigauer uns den Rücken decken, nach der Rheinschanze durchzudringen. Begegnet uns Volksgesindel, so reiten wir es nieder."

Herzog Heinrich hieß diesen muthigen Vorschlag, welcher seinen eigenen Entschluß aussprach, mit einer zustimmenden Kopfbewegung gut und schritt, Herrn Sprecher flüchtig grüßend, rasch dem Ausgange zu.

Aber schon war er ein Gefangener.

Als Wertmüller die Thüre des Vorsaales aufriß, ertönte von unten her Gemurmel zahlreicher Stimmen und schleifendes Geräusch treppansteigender Füße. Man vernahm Sporengeklirr und gedämpften Wortwechsel. Der Herzog blieb stehen und legte die Hand an den Degen.

Vor der Thüre zauderten und drängten sich Gestalten, die einen in Waffen, die andern in Staatstracht. Keiner wagte es, sich voranzustellen. Jetzt wichen sie zur Seite und gaben Raum. Georg Jenatsch trat aus ihnen hervor und überschritt die Schwelle. Ihm folgten Guler, der Graf Travers und ein stattlicher Mann in bürgermeisterlichem Ornate und goldener Kette mit großgeschnittenem, fleischigen Gesicht und leicht schielenden Augen.

Der Oberst Jenatsch war baarhaupt und näherte

sich mit starren blassen Zügen dem Herzog, der stolz und fragend vor ihm stand. Seine Stimme klang ruhig und seltsam kalt, als er zu reden anhob:

„Erlauchter Herr, Ihr seid in unserer Gewalt. Unser Aufstand ist Gegenwehr und gilt nicht Euch, sondern der Krone Frankreich. Was Euch dunkel blieb, ist uns klar geworden: Der Kardinal will den von Euch mit uns vereinbarten Vertrag nicht unterzeichnen. Er will uns festhalten und im Tauschhandel des in Aussicht stehenden allgemeinen Friedensschlusses als französische Waare verschachern. Das Pfand Eurer reinen Ehre, das er uns in die Hände gab, würde er leicht verscherzen. So hat uns der König von Frankreich und sein Kardinal dazu getrieben, bei unserm Erbfeinde billigere Hilfe zu suchen, die uns auch gewährt wurde. Gott weiß, was es uns gekostet hat, unsere Freiheit unter Spaniens Schild zu stellen. —

Was wir von Euch verlangen und warum Ihr es uns gewähren werdet, das kann ich Euch mit wenigen Worten darlegen. Vor Eurer Rheinschanze strömt Bündens ganzer Landsturm zusammen. Die Regimenter rücken in Chur ein. Ich habe sie ihres Gehorsams gegen Euch entbunden und den Eid ihrer Treue den Häuptern unserer drei Bünde schwören lassen. Die Oesterreicher stehen am Luzienſteig, die Spanier bei

der Feſtung Fuentes, beide mit Uebermacht. Auf ein Wort von mir überſchreiten ſie die Grenze. — Seht hier meine ſpaniſch-öſterreichiſchen vom Kaiſer ſelbſt und vom Gubernatore Serbelloni unterzeichneten Vollmachten!“ — und er entfaltete zwei Papiere. „Lecques kann Euch nicht befreien, denn bei ſeiner erſten Bewegung gegen die Alpenpäſſe rücken die Spanier von Fuentes her ins Veltlin. — Ihr ſeht, Euer Heer iſt von allen Seiten eingeklemmt; nur Ihr könnt es Eurem Könige retten, und Ihr thut es, wenn Ihr dieſes Uebereinkommen unterzeichnet.“ —

Jenatſch nahm ein drittes Papier aus der Hand des Bürgermeiſters von Chur und las:

„Die Rheinſchanze und das Veltlin werden von den Franzoſen geräumt.

Sie verlaſſen Bünden als Freunde und in kürzeſter Friſt.

Der Herzog Heinrich Rohan, Pair von Frankreich und Generallieutenant der franzöſiſchen Armee, bleibt als unſer Bürge in Chur bis zur Vollziehung dieſes ſeines mit uns geſchloſſenen Uebereinkommens.

Und dies Uebereinkommen verſpricht der erlauchte Herzog bei ſeiner Ehre auch dann in Treuen zu vollziehen, wenn Gegenbefehl vom franzöſiſchen Hofe einträfe.“ —

So ſteht es. Wir haben nicht das Recht, erlauchter Herr, Eure Liebe zu Bünden anzurufen, denn

wir haben uns ohne Euch und wider Euch geholfen. Aber bedenkt, daß Ihr, wenn Ihr den Vertrag nicht unterzeichnet, dieses Land, das gewohnt ist, Euch als seinen guten Engel zu verehren, durch Euren Widerstand in blutiges, unabsehbares Elend stürzt." —

Der Herzog nahm die Rolle nicht. Er wandte sich mit einer zornigen Thräne ab, dann sagte er und seine Stimme bebte: „Ich habe schon vielen Undank erfahren, — aber noch nie ist mir auf so bittere Weise mein Vertrauen mit Verrath und die von mir dem Rechte des Kleinen erwiesene Ehre mit Schlangenbissen und Schmach heimgezahlt worden. — Ich unterzeichne nicht. — So tief kann ich Frankreich und seinen Feldherrn unmöglich erniedrigen."

Die Stille, die jetzt entstand, wurde durch einen Tumult vor der offen gebliebenen Thüre unterbrochen. Durch das die Treppen füllende Volk drängte sich ein breitschultriger rothhaariger Kriegsmann und man hörte ihn dringend nach dem General Jenatsch fragen. Unwirsch rief ihm dieser entgegen: „Ihr stört hier, Hauptmann Gallus! Was giebt's?"

„Ich muß Eure Ordre haben," rief die rohe Stimme. „Janett's Prätigauer wollen den neuen Eid nicht schwören. Sie meinen, Ihr verhandelt sie an die spanischen Pfaffen und sagen, sie hätten Frank-

reich geſchworen und gehorchten niemandem als dem Herzog."

Jenatſch war vor Wuth todtenbleich geworden. Er warf den Kopf nach dem Sprechenden herum und ſchrie ihn heiſer an: „Mein Regiment gegen ſie vorgeführt! Erſchießt ſie Alle!" Dann wandte er ſich wieder dem Herzog zu und drohte, wie außer ſich, mit erſtickter Stimme: „Ihr Blut über Euch, Herzog Rohan!"

Der Herzog zuckte und ſtand eine Weile in ſchmerzlichem innern Kampf. Endlich ergriff er mit zitternder Hand die auf dem Tiſche liegende Rolle, wandte ſich und ſchritt der Thüre ſeines Arbeitszimmers zu, die der ihm folgende Wertmüller feſt hinter ihm verſchloß.

Jenatſch kehrte ſich, immer noch tief erblaßt, zu dem Bürgermeiſter. „Unſere Sache iſt gewonnen," ſagte er. „Man muß dem Herzog Ruhe laſſen. Entfernt die Leute. Ich ſtehe dafür, daß er unterſchreibt."

Dann befahl er dem Hauptmann Gallus, der unſchlüſſig ſtehen geblieben war: „Sagt dem Jenatſch, ſeine tapferen Prätigauer ſollen des Eides wegen unbehelligt bleiben. Der Herzog ſei mit der Regierung

der drei Bünde einverstanden und werde die Compagnie in Kurzem seinen Willen wissen lassen."

Wenige Minuten waren verstrichen und die Gemächer des Herzogs hatten sich zu leeren angefangen, als die innere Thür sich öffnete und Wertmüller mit dem von Rohan unterschriebenen Vertrage in der Hand erschien.

„Wer von den Herren hier hat gegenwärtig das Ding in Händen, das in Bünden mit dem unpassenden Namen „gesetzliche Gewalt" bezeichnet wird?" fragte er schneidend und streckte dem Bürgermeister von Chur, der mit ernster Amtsmiene vortrat, die Bündens Loos entscheidende Rolle entgegen mit einem Ausdrucke von verächtlicher Schärfe, deren nur sein Gesicht fähig war.

Herr Fortunatus Sprecher, der gerade oben an der Treppe einige bündnerische Staatspersonen beglückwünschend wegkomplimentirt hatte, sah jetzt einen jungen Mann in Reisekleidern athemlos die Stufen hinaneilen, ergriff seine Hand und zog ihn bei Seite, um ihm das Geschehene mit bedauernden Worten mitzutheilen. Es war der längst erwartete und in diesem verhängnißvollen Augenblicke eben von Paris angelangte Priolo.

„Um Gott," rief Priolo, „haltet mich nicht auf, Herr Doctor. Vielleicht ist es noch Zeit. Ich muß zum Herzog — der Vertrag von Chiavenna ist unterschrieben — Alles und mehr gewährt! Nur schließt keinen Bund mit Spanien!" Und er durcheilte das Vorgemach.

Als ihn Jenatsch, der im Gespräche mit dem Bürgermeister stand, mit verstörtem Gesichte vorüberhasten sah, sagte er zu diesem mit bitterm Lächeln: „Der Cardinal glaubte sich des Schicksals bemächtigt zu haben, doch diesmal hat es ihn gefoppt."

Meyer antwortete nicht, aber er umfaßte die Schicksalsrolle mit gefalteten Händen.

Eine Stunde später war es in den äußern Gemächern des Herzogs still und einsam geworden. Jenatsch allein schritt im Vorzimmer auf und nieder, die aus dem Geschehenen hervorbrechende Zukunft erwägend. Was ihn beunruhigte, war das Loos seines Gefangenen, und er verweilte hier in der Hoffnung, das unlängst ihm so freundliche Antlitz noch einmal zu sehen. Daß Herzog Heinrich ein Sklave seines gegebenen Wortes sein werde, daran zweifelte der Verräther keinen Augenblick: aber es war eben so gewiß, daß der Kardinal einen Haß werfen würde auf Rohan, das Werkzeug,

dessen edler feiner Stahl zerbrochen war in seiner es mißbrauchenden Hand, und daß der Herzog Frankreich nicht wieder betreten könne, ohne der Rache Richelieus zu verfallen. Jenatsch hätte ihn gerne vor dieser Rache sicher gewußt — aber wo? Welches war die Stätte, die dem Arme des Cardinals ihn entzog und die doch kein trostloses Exil für ihn war, das zu erwählen er sich weigern würde?

Er wartete vergebens. Der Herzog kam nicht und als endlich die Thüre sich öffnete, war es der Adjutant Wertmüller, der, ein Schreiben in seine Brieftasche steckend, heraustrat und ohne Gruß an ihm vorüber schreiten wollte.

„Könnt Ihr mir nicht eine kurze Audienz bei dem Herzog verschaffen, Wertmüller? ... In seinen eigenen Angelegenheiten," fragte der Bündner.

„Damit verschont Ihr ihn besser," versetzte der Locotonent. „Euer Anblick hat für ihn seinen Reiz verloren. Was seine persönlichen Angelegenheiten betrifft, so seid Ihr nicht der Mann, sie erfreulich zu ordnen. Er hat es eben selbst gethan."

„Er hat schon über seine Zukunft entschieden?" fragte Jenatsch gespannt. „Geht er nach Zürich oder Genf? dort könnte er in edler Muße seinen Studien leben."

„Ein militäriſches Handbuch ſchreiben, meint Ihr?“ höhnte Wertmüller. „Nicht doch! In der Lage, die Ihr ihm ſo kunſtvoll bereitet habt, bleibt für Herzog Rohan nur eines übrig: der Tod auf dem Schlachtfeld. Ihr begehrt zu wiſſen, wohin mein Herr ſich wenden wird, wenn er aus Euern Judasarmen ſich losgemacht hat, und ich will Euch nicht belügen — entgegen der Sitte, die von Euch hie zu Lande eingeführt wurde.

Ich überbringe ein Schreiben meines edlen Herrn an den Herzog Bernhard von Weimar, ſeinen Schwiegerſohn, worin er ſich zu gemeinem Reiterdienſt im deutſchen Heere anbietet. Kann ich Euch etwas an den Herzog Bernhard ausrichten? Beſinn' ich mich recht, ſo folgtet auch Ihr einſt ſeiner Fahne. Er wird ſich über Euch wundern. Noch heute reit' ich ab und genieße ſo auch meinerſeits zum letzten Mal Euern Anblick. Wäre ich deſſen nie theilhaft geworden! Beſonders jenes Mal vor der Feſtung Fuentes nicht, als Ihr in gebührenden Ehren einherſchrittet . . . ſchon damals mit ſpaniſchem Gefolge! Manches ſtünde beſſer und Ihr wäret ſchon längſt an Euern richtigen Platz erhöht.“

„Ihr reizt mich nicht,“ ſagte der Andere finſter. „Ich bin des Blutes ſatt und an Eurer perſönlichen

Achtung liegt mir nicht das Mindeste. — Was ich für mein Land thue, versteht Ihr nicht. — Geht und sagt dem Herzog Bernhard," schloß Jenatsch und schritt das Haupt übermüthig zurückwerfend dem Eingange zu, „er möge sich vorsehn, daß er sein Elsaß so glücklich den Krallen Frankreichs entwinde wie ich mein Bünden."

Neuntes Kapitel.

Der warme Mai hatte das Thal des Rheines mit Blüthen und üppigem Grün bedeckt, als das französische Heer auf seinem durch den Märzvertrag erzwungenen Rückmarsche aus dem Veltlin sich auf der staubigen Landstraße von Reichenau her den Thoren der Stadt Chur näherte.

Das dem Herzog Rohan abgerungene und von Priolo nach Paris gebrachte Uebereinkommen war dort genehmigt worden, wenn auch in gewundenen Ausdrücken, aus welchen das widerwillige Sträuben des Cardinals deutlich hervorblickte. Der Schrecken und Aerger am französischen Hofe über den in einem fernen Bergwinkel mit beispielloser List geplanten Gewaltstreich war groß gewesen. Niemand hatte bis jetzt den Namen des unbekannten Abenteurers, der ihn ausgeführt, der Beachtung werth gehalten. Dennoch ging man auf das

Uebereinkommen ein, mußte darauf eingehen. Der dem Cardinal an kluger Berechnung ebenbürtige Bündner hatte die Maschen des Netzes zu fest geknüpft und zu sicher zusammengezogen, als daß selbst die Schlauheit Richelieus eine Lücke zum Durchschlüpfen gefunden hätte. Vielleicht dachte dieser noch an die Möglichkeit, es mit Gewalt zu zerreißen, aber dafür war der sein gegebenes Wort hoch und heilig haltende Rohan nicht zu verwenden.

Dieser war seinem anrückenden Heere nicht entgegen geritten und befand sich nicht in dessen Mitte. Nach dem grausamen Auftritte im Sprecherschen Hause hatte ihn ein Rückfall seines Uebels aufs Krankenlager geworfen, und jetzt war er kaum so weit genesen, um in eigner Person sein Heer über die wenige Meilen von Chur entfernte bündnerische Grenze führen zu können. In der frischen Morgenfrühe des nächsten Tages wollte er sich zum letzten Male als Feldherr an die Spitze seiner Truppen stellen, um mit ihnen das Land zu verlassen, für das er so viel gethan und das ihm seine Liebe so schlecht gelohnt hatte.

Als die das Heer verkündende große Staubwolke sich näherte, strömte viel Volk aus der Stadt, Jung und Alt, den anrückenden Franzosen entgegen, welchen die Bürger von Chur niemals wie die wilden Leute

der Gebirgsthäler abhold gewesen, und die sie jetzt um so lieber sahen, als es das letzte Mal war und die langjährigen Gäste am nächsten Morgen das Land für immer räumten.

Da sprengte ein Reitertrupp aus dem Thor und trieb die auf der heißen Straße ziehenden Massen auseinander. Es waren Bündnerofficiere, voran auf einem schwarzen Hengst ein Reiter in Scharlach, von dessen Stülphute blaue Federn wehten, der jedem Kinde bekannte Jürg Jenatsch.

Das Volk sah dem mit seinem Reiterbegleite in den aufgejagten Staubwolken schon wieder Verschwindenden mit Bewunderung und leisem Grauen nach, denn es ging die Sage, der arme Pfarrerssohn, welcher der mächtigste und reichste Herr im Lande geworden, habe seinen Christenglauben abgeschworen und seine Seele dem leidigen Satan verschrieben, darum habe er in den unmöglichsten Anschlägen Glück und Gelingen.

Lauter und näher ertönte die Feldmusik. Das Volk vertheilte sich auf die grünen Wiesen und Halden zu beiden Seiten des Weges und bildete eine lebendige Hecke. Die französische Vorhut zog vorüber, aber die

gebräunten Krieger schritten in raschem Tempo, ohne den grüßenden Zuruf der neugierigen Churer zu erwiedern, und dieser wurde schüchterner und verstummte nach und nach.

Dort an der Spitze der jetzt heranrückenden Kerntruppen wurde neben Jürg Jenatsch der französische Befehlshaber Baron Lecques sichtbar. Aber der Franzose schien jenem für sein Geleit wenig Dank zu wissen. Stolz und verschlossen ritten die Beiden nebeneinander. Der alte Degen konnte die Gegenwart des Bündners kaum ertragen. Das jugendliche Feuer seiner Augen sprühte Funken des Hasses und strafte die Silberfarbe seines kurz geschorenen Haares Lügen. Er hatte heute den schneeweißen Schnurrbart noch steifer und herausfordernder als sonst aufwärts gedreht und das gesund davon abstechende rothbraune Gesicht glühte von verhaltenem Zorn, während seine Faust kampflustig die tapfere Klinge blitzen ließ.

Die Regimenter zogen nicht durch das Thor ein, sondern vollführten eine Schwenkung links um die Mauern der Stadt. Sie sollten während der kurzen warmen Mainacht längs der vom Nordthor nach der nahen Grenze führenden Heerstraße im Freien ein Feldlager aufschlagen. Als dies geschehen war und die Sonne unterging, beeilten sich die Officiere, über hun-

vert an der Zahl, die Stadt zu besuchen, um sich ihrem Feldherrn dem Herzog Rohan vorzustellen, die Mängel ihrer persönlichen Ausstattung in den Kaufläden von Chur zu ersetzen und sich, jeder nach seinem Geschmacke, einen möglichst vergnügten Abend zu machen.

Auch Lecques ritt, nachdem er seine letzten Befehle für den Aufbruch in der Frühe gegeben, durch die Reihen der überall brennenden Feuer, an welchen die Soldaten eben ihre Abendkost bereiteten, und wandte sich, nachdem er das ganze Lager mit scharfen Blicken gemustert, langsam nach der Stadt. Hier trat er zuerst in das Gasthaus zum Steinbock, wo er seine Officiere nach Abrede versammelt wußte, und dann begab er sich sogleich zu Herzog Rohan, den er in dieser späten Abendstunde allein zu finden hoffte.

Er traf den Herzog zur Abreise bereit. Seine Angelegenheiten waren geordnet und der Abschied von seinen Gastfreunden war genommen. Die französischen Officiere hatte der Feldherr zwar empfangen, aber nach wenigen liebenswürdigen Worten schnell wieder entlassen. Seine letzten Stunden in Chur wünschte er in stiller Sammlung und einiger Ruhe zu verbringen.

Gerne hätte er auch für den nächsten Morgen jedes Geleit und jede Abschiedsfeierlichkeit abgelehnt, allein Herr Fortunatus Sprecher hatte mit Thränen

in ihn gedrungen, doch der Stadt Chur, welche ihm, wie das ganze Land, so unendlich viel zu danken habe und deren Ergebenheit gegen seine verehrte Person trotz allen bösen Scheines immer dieselbe geblieben sei, doch ja diese unaustilgliche Schmach nicht anzuthun, und der Herzog fügte sich diesem aus einer wunderlichen Gefühlsverwirrung hervorgehenden Wunsche, den er im Stillen ironisch belächelte.

Als Lecques von dem Kammerdiener eingeführt wurde, trat ihm Heinrich Rohan mit vornehmer Ruhe entgegen und sprach ihm seine Anerkennung aus für die Umsicht und Raschheit, womit er seinem Befehle gemäß das Heer aus dem Veltlin zurückgeführt habe.

„Da das Unausweichliche geschehen mußte," fügte er bei, „so war es ehrenhafter, daß es schnell geschah — und ich danke es Euch, daß Ihr meinen mir peinlich werdenden Aufenthalt in Chur durch Euern schnellen Marsch gekürzt habt."

Baron Lecques sah seinem General forschend in das bleiche Angesicht und sagte mit einiger Schärfe: „Meinerseits, erlauchter Herr, fürchtete ich durch meinen schnellen Gehorsam die Interessen Frankreichs bloß gestellt zu haben. Es kann Euch nicht unbekannt sein, daß Euer Sekretär aus Paris Gegenbefehl gebracht hat; doch er ist, weil Ihr mir Eile befahlt, zu spät

gekommen. Bedauerlicherweise traf mich Priolo schon diesseits der Berge im Dorfe Splügen."

„Priolo hat sich gestern bei mir beurlaubt," erwiederte der Herzog achselzuckend, „ich kann ihn nicht zur Rede stellen. Von einem zweiten, die Ordre zum Abmarsche widerrufenden Befehle, der durch meine Vermittlung an Euch gesandt worden wäre, weiß ich nichts."

Lecques öffnete seine Brieftasche und legte dem Herzog eine vom König und Richelieu unterzeichnete, in sehr bestimmte Ausdrücke gefaßte Weisung vor, die ihm befahl, das Veltlin mit seinen Truppen zu halten, und die französische Ehre mit seinen tapfern Waffen um jeden Preis herzustellen.

Die Furche des Grams auf der durchsichtigen Stirne des Herzogs zeichnete sich schärfer. Er öffnete ein Portefeuille, das auf dem Tische lag, und entfaltete die an ihn gelangte Vollmacht zum Abschlusse des von den Bündnern ihm aufgenöthigten Vertrags. — Sie war St. Germain den 30. März datirt und von Ludwig XIII. und Richelieu unterzeichnet. Er hielt sie mit der Ordre zusammen, die ihm Lecques überreicht hatte.

„Beide Dokumente tragen die Namenszüge des Königs und des Cardinals," sagte er ernst. „Vergleicht.

Die Echtheit keiner dieſer Unterſchriften iſt anzufechten. — Der Euch gegebene Befehl opferte meine Ehre und wohl auch mein Leben .... warum habt Ihr ihn nicht ausgeführt?"

„Weil es zu ſpät war, denn ich hatte die Feſtungen ſchon geräumt," ſagte Lecques trocken.

„Und beſonders," fügte er raſch und mit Wärme hinzu, „weil ich, wie die Lage war, ohne Euch, erlauchter Herr, nicht handeln wollte. Ich bin der Meinung, mit dieſem letzten königlichen Befehle in meinen Händen ſei auch jetzt noch nichts verloren und es ſei noch früh genug dem Wunſch und Willen des Königs nachzukommen und den Frankreich beſchimpfenden Verrath zu rächen. Jetzt um ſo ſicherer, als Feldherr und Heer wieder vereinigt ſind! — Mein Plan iſt gemacht, wollet ihn anhören."

Er führte den Herzog in den thurmähnlich vorſpringenden Erker, deſſen Fenſter in der lauen ſtillen Mainacht offen ſtanden, und fuhr mit gedämpfter Stimme fort: „Es liegen keine Bündnertruppen in der Stadt und ihrer Umgebung. Jenatſch hat die Regimenter ins Prätigau verlegt, um jeder Reibung mit unſern durch den ruhmloſen Rückzug gereizten Soldaten vorzubeugen. Nur einige Haufen Landſturm bewachen die Thore. Jenatſch und die Oberſten, die uns ſcham-

loſer Weiſe morgen ihr ſchadenfrohes Ehrengeleit bis an die Grenze geben wollen, durchzechen die Nacht zur Feier unſers Abzuges im Schenkhauſe zur Glocke. Die hellen Fenſter dort in der zweiten Straße ſind die Lichter des Gelages. —

Die Rache liegt in unſerer Hand! Hundert und fünfzig unſerer Officiere ſind in der Stadt, lauter tapfere Edelleute, alle entſchloſſen den Frankreich verrätheriſch angethanen Schimpf mit ihren Degen zu rächen.

Wir beſetzen vorſichtig die Ausgänge der Glocke, dringen mit Uebermacht ein und ſtoßen die trunkenen Meuterer bis auf den letzten Mann nieder. Auf ein von mir mit dem Lager verabredetes Zeichen werden die Stadtthore von außen mit Petarden geſprengt. Unſere Truppen rücken ein und beſetzen die Stadt. Die Churer ſind in ihrer großen Mehrzahl immer den ſpaniſchen Cabalen entgegen und uns Franzoſen zugethan geweſen. Sie rufen halb gezwungen, halb einverſtanden: Vive la France! und ſeid verſichert, Herr, in wenigen Tagen ſtimmt ganz Bünden ein, denn im Grunde verabſcheut es das ſpaniſche Bündniß. Einer hat den ganzen Verrath gebraut, der büßt zuerſt — ich nehm' ihn auf mich. Hat erſt einmal der Judas ſeinen Lohn empfangen, rief er mit unverhaltenem

Zorn, „so wird sich die Scene, glaubt mir, mit einem Schlage verwandeln!"

„Gedenkt Ihr den Ruhm Frankreichs mit einem Wortbruche und einer Mordnacht wieder herzustellen?" sagte der Herzog streng.

Lecques wies auf seine Vollmacht. „Ich erfülle damit den Willen des Königs meines Herrn," vertheidigte er sich. „Der gelehrte Cardinal ist in Entscheidung von Gewissensfragen ein Meister; in seinem Katechismus steht: Verrath gegen Verrath. Das durch die rohe Gewaltthat, die am 19. März dieses Hauses Gastrecht entehrte, Euch entrissene Wort verpflichtet Euch weder vor Gott noch vor den Menschen, hättet Ihr es auch auf die Hostie oder auf das Evangelium geschworen."

„Mein Gewissen entscheidet anders," erklärte Heinrich Rohan bestimmt und ruhig. „Noch bin ich Euer Feldherr, noch seid Ihr mir Gehorsam schuldig und Ihr werdet ihn leisten. Sprecht mir nicht mehr von Eurem Anschlage. Er würde, wenn er gelänge, die an der Grenze stehenden Oesterreicher und Spanier ins Land ziehn und den furchtbarsten Krieg entflammen. Ihr selbst habt es gesagt: Ein Einziger war fähig, diesen kalten Verrath zu begehen. Das Volk ist unschuldig und verdient nicht, was der Eine verbrochen, durch ein so grausames Loos zu büßen. Ich halte den Vertrag

und glaube nicht, daß der Glanz unſrer Lilien dadurch verdunkelt werde; aber ſelbſt wenn Frankreichs Waffenehre, wie Ihr meint, damit getrübt würde — ich müßte den Vertrag dennoch halten."

„So ſpricht kein Franzoſe!" brauſte der Andere auf.

Der Herzog machte mit der Hand eine Bewegung nach dem Herzen, als ob er dort einen plötzlichen Schmerz empfinde. Es wurde ihm zum erſten Male geſagt, was er ſchon längſt gefürchtet und gewußt — daß er ſein Vaterland verloren habe.

„Iſt es für mich unmöglich, zugleich ein Franzoſe und ein Ehrenmann zu bleiben," ſagte er leiſe, „ſo wähle ich das Letztere, ſollte ich auch darüber heimatlos werden."

Und die Beiden traten in das Gemach zurück.

Es war kühl geworden und das Fenſter hatte ſich geſchloſſen. In den Mondſchein, der den ſtillen Platz vor dem Hauſe füllte, trat jetzt eine große Geſtalt, die ſchon längſt mit verſchränkten Armen, den Rücken an die Mauer gelehnt und den Sprechenden unſichtbar, unter dem Erker geſtanden hatte. Nachdem Herr von Lecques mit harten klirrenden Tritten das Haus ver-

lassen und sich um die Ecke gewendet, schritt sie noch eine Weile gesenkten Hauptes im Schatten der jenseitigen Häuserzeile auf und nieder, von Zeit zu Zeit den Blick zu dem Erker des Herzogs erhebend, bis der Lichtschein erlosch. Jetzt blieb sie an der Einmündung einer Seitenstraße stehen. Wieder ertönten Schritte. Es war ein schwankender, hagerer Mann in der Tracht der spanischen Edelleute, der sich näherte und einen Augenblick unschlüssig stehen blieb. Erst maß er den auf dem Platze nächtliche Wache Haltenden mit scharfen Blicken, dann trat er auf ihn zu und redete ihn als Bekannten an.

„Dacht' ich mir's doch, Signor Jenatsch," begann der im spanischen Mantel, „daß Ihr Eure Beute zärtlich hütet. In der Glocke wußte man nicht, wo Ihr hingerathen wäret. Gut, daß ich Euch finde und gerade wo ich Euch vermuthet. Ihr dürft den Herzog nicht abreisen lassen! Sonst würdet Ihr Spanien einen schlechten Dienst erweisen, der auf die Aufrichtigkeit Eurer bisherigen Leistungen ein eigenthümliches Licht würfe. Serbelloni hielt es für überflüssig, Euch nahe zu legen, daß Ihr den Herzog in der Hand behaltet und ihn seine berühmte Waffe nicht wieder gegen Spanien-Oesterreich erheben lasset. Er meinte, das wäre gleichsam ein selbstverständlicher geheimer Artikel Eures

Uebereinkommens mit Spanien, den es nicht nöthig sei, Euch besonders unterschreiben zu lassen. Ich aber sagte ihm, daß ich Euch von Kindheit an kenne und daß im Verkehre mit Euch, wie übrigens mit Jedermann auf dieser, wie die neuesten Gelehrten behaupten, sich drehenden Erde, nichts besser sei, als ein guter schriftlicher Contract. Den hab' ich nun mitgebracht und Ihr werdet Euch wundern, welch hübsches Angebot ich Euch mache.

Gegen Heinrich Rohan die Festung Fuentes!

Das heißt natürlich ihre von Bünden längst begehrte Schleifung. Den Herzog behaltet Ihr, oder besser, da das Sprecher'sche Haus unter seinem Range und ihm durch Euren Besuch vom neunzehnten März verleidet sein möchte, Ihr liefert den frommen Herrn nach Mailand, wo ihm ein stilles und angenehmes Privatleben gesichert ist. Klüger wäre es freilich gewesen, Ihr hättet ihn, wie es der Wunsch des Herrn Gubernatore war und ich Euch schrieb, vor Wochen schon in die Hände Eures spanischen Verbündeten befördert, bevor das französische Heer über den Splügen rückte, wo es mich heute — denn ich komme stracks von Mailand — zeitraubend aufgehalten hat.

Warum habt Ihr meine Briefe nicht beantwortet? Das ist nicht klug und auch nicht hübsch von einem

Jugendfreunde. Zum Glück ist es noch Zeit. Der Herzog ist noch da und krank dazu, wie man mir erzählte. Es wird einem Diplomaten von Eurer Gewandtheit nicht an einem Vorwande fehlen, den unter Eurem Zauber stehenden Herrn noch einige Zeit freundschaftlich in Chur zurück zu halten. Kann er doch nicht in Person sein Heer nach Frankreich zurückführen! Schließen wir den Handel? Fuentes gegen den Herzog? Ihr schweigt? . . . . . Das gilt wohl bei Euch, wie bei gemalten Heiligen und schönen Frauen, als Ja."

Jenatsch hatte ihn mit wortloser, zorniger Verachtung angehört: „Hebet Euch von dannen, Rudolf Planta," sagte er jetzt mit gedämpfter aber heftiger Stimme, „noch seid Ihr in Bünden vernehmt, und wer Euch hier betrifft, hat das Recht Euch niederzustoßen. Serbelloni weiß, daß ich mit Leuten Eures Schlages nicht unterhandle. Er kennt meine Bedingungen, von denen ich nicht um die Breite einer Degenklinge abweiche. Ich bin mit Spanien in Unterhandlung getreten, um die Freiheit und Würde meines Heimatlandes zu sichern; Ihr aber habt Euch darum nie gekümmert, sonst würdet Ihr mir eine solche Niedertracht nicht zumuthen. Serbelloni weiß nicht darum — das schlägt in Euer Fach und ist ein Geschäft zu Eurem Vortheile. Ist es doch nicht das erste Mal, daß Ihr

edles Blut verkauft und schnöden, feigen, schmachvollen Menschenhandel treibt! — Schande über Euch!“

Planta lachte höhnisch auf: „Ei, ei, edler Herr, Ihr seid den spanischen Goldstücken auch nicht abhold .... Wie wäret Ihr sonst zu Reichthum und Ehren gekommen, während ich von allen meinen angestammten Gütern und festen Sitzen in Bünden durch einen gewissen demokratischen Pfarrer, den Ihr wohl jetzt nicht mehr leiden mögt, und durch seine Pöbelhaufen verjagt wurde, und — Gott sei's geklagt — noch immer verschuldet, ein armer fahrender Ritter bin. — Doch keinen Groll! Wir essen jetzt das Brot desselben Herrn. Ich weiß wie große Summen an Euch versandt wurden — Ihr dürft nicht scheel sehen, daß auch ich ein einträgliches Geschäft mir ausgedacht habe.“

„O Schmach,“ brach Jenatsch los, „von einem solchen Schurken zu Seinesgleichen gezählt zu werden. War es nicht billig, daß Spanien den Sold vergüte, um den Frankreich unsere Truppen betrog!“

„Der Ducatensegen ist durch Euere Finger geströmt,“ spottete Planta, „wie sollte er sie beim Durchrinnen nicht vergoldet haben!“ ...

„Zieh, Bube, damit ich Dich nicht ermorde!“ rief Jenatsch bebend und riß den Degen aus der Scheide.

Der Andere aber hatte sich schon während seiner letzten Rede an die Ecke der Seitenstraße zurückgezogen. „Ich werde Eure guten Gesinnungen in Mailand zu rühmen wissen!“ kicherte er noch aus dem Schatten der Häuser hervor und war verschwunden.

Zehntes Kapitel.

Kaum erglühten die Thurmspitzen von Chur im ersten Morgengolde eines wolkenlosen Maitages, als es schon vor den Stadtmauern und in der langen Gasse, die vom Sprecherschen Hause zum Nordthore führte, lebendig wurde. Französische Offiziere sprengten hin und her, aus der Stadt nach dem Lager, dessen Zelte schon abgebrochen waren, und von den marschfertigen Truppen zurück zum Herzog, um ihn als ein glänzendes Gefolge zu umringen und in ihm die französische Ehre, die, wie es ihnen schien, in diesem Lande Schaden gelitten, mit ihren kriegerischen Gestalten zu decken.

In der Straße, die Rohan durchreiten sollte, standen die Churer barhaupt in zwei gedrängten Reihen längs der Häuser, und alle Fenster bis zu den Dach-

luken hinauf waren mit neugierigen Köpfen gefüllt. Alles Volk wollte den guten Herzog noch einmal sehen und begleitete ihn mit Wünschen und aufrichtigen Thränen.

Als er an der Spitze seines stolzen Zuges langsam dem Thore sich näherte, fand er einen löblichen Rath und die Geistlichkeit der Stadt zu seiner Rechten aufgestellt. Die Herren hatten sich in vollem Ornat jeder nach seinem Rang auf den Stufen einer breiten Freitreppe vertheilt, die zu der Pforte eines patrizischen Hauses führte. Beide Thürflügel standen weit offen und im Flur wurden in schwarze Seide gekleidete Frauengestalten sichtbar, die Gattinnen und Töchter der Würdenträger, welchen ihre Stellung erlaubte, über die Häupter der Stadt hinweg dem Herzog, den sie mit Schmerzen scheiden sahen, einen letzten Gruß zuzuwinken. Ihr Zartgefühl hatte ihnen verboten, sich wie bei einem lustvollen Schauspiele auf dem Balkon und in den Fenstern zu zeigen.

In der Mitte der Rathsherren fiel der Amtsbürgermeister Meyer als wahrhaft imposante Erscheinung ins Auge. Nie hatte eine bürgermeisterliche Kette mit ihrer großen runden Schaumünze bequemer gelegen und selbstzufriedener geleuchtet, als die auf seiner breiten Brust ruhende; nie hatten ein seidener Strumpf

und ein Rosettenschuh knapper und schöner gesessen als heute an seinem wohlgebildeten, feierlich vorgesetzten Bein. Bei näherer Betrachtung jedoch verrieth die Befangenheit seines gewöhnlich gesunden und ruhigen Gesichts und der bängliche Ausdruck seiner irrenden Augensterne einen geheimen Widerspruch mit der magistralen Sicherheit seiner vollkommenen Haltung.

Der Gruppe der Standeshäupter gegenüber, wo sich die Ausmündung einer innerhalb der Stadtmauer laufenden Nebengasse zu einem kleinen viereckigen Platze erweiterte, hatten sich, als Repräsentanten der heimischen Waffen, die vornehmsten Bündneroffiziere versammelt und warteten zu Pferde, um sich dem Gefolge des Herzogs anzuschließen und ihm das Ehrengeleit bis zur Grenze zu geben. Im Gegensatze zu der gedrückten Stimmung auf der andern Seite der Gasse unter den Söhnen der Themis herrschte hier unter den Kindern des Mars eine frische und beherzte, der sie sich unbefangen überließen, da sie sahen, daß der bündnerische Dictator zur Verabschiedung seines Opfers nicht erscheine.

Jetzt erreichte Herzog Rohan den Platz vor der Freitreppe. Huldvoll hielt er seinen schlanken Goldfuchs an, denn er sah, wie der Amtsbürgermeister einen goldenen Pokal erhob, den eben ein ergrauter Raths-

herr an seiner Seite aus einer silbernen Kanne gefüllt hatte. Meyer trat entschlossen vor und bat den Herzog in gerührten Worten, den seiner Erlaucht von der Stadt Chur mit Danksagung und Segenswunsch angebotenen Abschiedstrunk nicht zu verschmähen. Während Rohan sich die Lippen netzte, sammelte der Bürgermeister seinen Geist zu einer wohlgesetzten französischen Rede, auf die er sich sorgfältig vorbereitet hatte.

Bürgermeister Meyer war kein Redner. Im Rath und in der Gemeinde war es ihm ein Leichtes, seine Gedanken schlicht und zweckdienlich auszudrücken und zu einem bündigen Schlusse zu gelangen. Aber es war ihm nicht gegeben, zwiespältige Gefühle und zweideutige Gedanken unter zierlichen Blumen der Beredsamkeit zu verbergen.

Er hatte damit begonnen, des Herzogs ruhmreiche Tapferkeit und seine erhabene staatsmännische Weisheit zu preisen, die beide zu Bündens Rettung wie zwei geflügelte Genien herbeigeeilt seien. Dann warf er einen Blick in den Abgrund, aus welchem der Herzog das bündnerische Volk gezogen habe. Jetzt kam eine dunkle Stelle, in der von sich überstürzenden Ereignissen, seltsamen himmlischen Conjuncturen und dem großen Herzen Ludwigs XIII die Rede war. — Hier wurde Herr Meyer warm, übersprang unversehens die logischen

Hinderniſſe und behauptete gerührt, die Zurückgabe des Veltlins an die Bündner durch Spanien-Oeſterreich ſei und bleibe das Verdienſt des Herzogs Rohan. Er ſei, nächſt dem gütigen Gott, ihr alleiniger Helfer und Retter geweſen.

„Des Landes Dankbarkeit gegen Euch wäre nicht genugſam ausgedrückt, edelſter Herr," rief er aus, „wenn wir Euch ſo viele Ehrenſäulen errichteten, als Bünden Felſen und Berge beſitzt! Und wenn jeder unſerer Berge eine Statua wäre ...." hier ſtockte der Redner und erſtarrte ſelbſt zum Steinbild.

Ein verſpäteter Reiter war durch die Nebengaſſe herangeeilt und auf dem kleinen Platze, dem Bürgermeiſter gegenüber, mitten unter die Bündneroffiziere hineingeſprengt. Die Oberſten wichen auf ihren ſtampfenden Thieren beſtürzt nach beiden Seiten zurück. Auf das Kommen von Georg Jenatſch hatte Keiner gerechnet. Und da war er! Auf ſeinem ſchäumenden Rappen in der Mitte des leeren Raumes, von Allen gemieden!

Zugleich bäumte ſich das Pferd des dicht hinter dem Herzog haltenden Lecques, der einen wüthenden Blick nach Jenatſch hinüberſchoß. Des Herzogs Augen ruhten mit höflicher Aufmerkſamkeit auf dem Bürgermeiſter, aber dieſem, der den verrathbefleckten Befreier

Bündens als eine grelle und unschickliche Verdeutlichung seiner Rede gerade vor Augen sah und dem die drohende Haltung des Herrn von Lecques nicht entgangen war, entglitt der Faden seiner Rede. Seine angstvollen Blicke begannen mehr als gewöhnlich zu schielen und er fuhr unsicher fort: „Und wenn in Bünden jeder Berg eine Statua . . . . . und jede Statua ein Berg wäre“ . . . . . .

„Laßt es gut sein, lieber Bürgermeister!“ schnitt der Herzog freundlich ab und, sich auf die andere Seite zu den Bündneroffizieren wendend, sagte er mit ruhigem Befehl: „Ich verzichte auf das Geleit der Herren. Es wird der Schicklichkeit Genüge geschehen, wenn Einer von ihnen unserm Ueberschreiten der Grenze beiwohnt. Ich bitte mir die Gesellschaft des Grafen Travers aus.“

Der stille junge Mann mit dem braunen scharfgeschnittenen Kopfe lenkte sofort mit dankendem Gruße sein Thier zur Linken des Herzogs.

„Gott schütze Euch und Eure gute Stadt, werthe Herren!“ rief dieser, griff leicht an seinen Hut und sprengte durch das Thor in die lenzduftige Landschaft hinaus.

Der alte Lecques war auffallender Weise einer der Letzten zurückgeblieben. Jetzt riß er sein Pferd herum, ritt Georg Jenatsch einige Schritte entgegen,

zog ein Piſtol und ſchrie ihn an: „So ſcheidet Lecques von einem Verräther!“

Er drückte los, der Hahn ſchlug nieder, ein Pulverblitz flammte auf der Zündpfanne, doch der Schuß verſagte.

Elftes Kapitel.

Während die Ereigniſſe des Frühjahrs die Stadt Chur und das ganze Land in aufgeregte Spannung verſetzten, blieb Lucretia Planta von denſelben ſcheinbar unberührt. Sie hauſte allein auf ihrem feſten Sitze Riedberg, der, an eine ſonnige Halde fernab von der Heerſtraße ſich lehnend, inmitten ſeiner blühenden Wieſen und wohlgepflegten Felder und Baumgärten ein Bild ländlichen Friedens darſtellte.

Von ganzer Seele fürchteten und hofften und freuten ſich dagegen mit dem Lande die Frauen von Cazis. Sie hatten, als das Aufgebot des Jürg Jenatſch erſcholl, zum Sturm gegen die gottloſen Franzoſen alle Kloſterleute bis auf das letzte Knechtlein geſtellt. Als fröhliche Geberinnen leerten ſie ihren kleinen Weinkeller, um die vor die Rheinſchanze und wieder heimwärts ziehenden Landſtürmer zu tränken.

Hallebarde und Morgenstern ruhten an den friedlichen Kreuzen des Nonnenkirchhofs. Alt und Jung schaarte sich längs der Klostermauer und die frommen Schwestern eilten leichtfüßig auf und nieder, in kleinen hölzernen Schalen ihren Most und Wein bis auf den letzten Tropfen ausschenkend.

Niemand aber ahnte in dem durch den Abzug der Franzosen mit hellem Jubel erfüllten Domleschg, welchen Antheil Fräulein Lucretia an den geheimen Verhandlungen genommen, die den Handstreich in Chur möglich gemacht hatten. Nicht einmal die Frauen in Cazis, obschon sie den Verkehr mit dem Fräulein nach dem Wunsche ihres Beichtigers immer eifriger und zuthunlicher pflogen. Nicht daß Pancraz den eigensüchtigen Gedanken in ihnen genährt hätte, die Letzte der Planta von Riedberg unwiderruflich in den Ring des Klosters zu ziehen. Sie verkehrten mit Lucretia, der Weisheit des Paters vertrauend, ohne sie mit Fragen oder mit Bitten zu bestürmen, die auf ihre Zukunft und die Hoffnungen des Klosters Bezug hatten, schon aus geselliger Neigung und natürlicher Gutherzigkeit. — Das Fräulein hätte sie gedauert, wenn es von den merkwürdigen Dingen, die sich im Lande zutrugen und die sie selbst auf den verschiedensten Wegen erfuhren, nicht ungesäumt unterrichtet worden wäre.

Freilich wäre es der Schwester Perpetua gegen die Natur gegangen, sich nicht mindestens bei Lucas über die letzte lange Abwesenheit des Fräuleins jenseits der Berge einiges Licht zu verschaffen, hätte sie nicht aus der allerbesten Quelle, einem Briefe des Paters Pancratius selber, schon im Winter erfahren, daß unangenehme Erb- und Familienangelegenheiten, über die man besser nicht mit ihr spreche, die Gegenwart Lucretias in Mailand nothwendig machten.

Lucretias Fahrt nach Mailand im vergangenen Jahre war ihr schwer geworden, aber sie hatte das von Jenatsch ihr vorgehaltene Ziel standhaft verfolgt und durch die Festigkeit ihres Willens auch erreicht. Nicht die Mühsale des zweimaligen Ueberschreitens der im Winter gefährlichen Bergpässe hatten ihren Muth auf die größte Probe gestellt; diese Schrecknisse hatte die kräftige Frau, geleitet von dem treuen wetterharten Lucas und einem seiner berggewohnten Söhne, ohne Zagen und Ermüdung überwunden. Anders aber war es, als sie, von dem geschäftigen Pancraz in Mailand empfangen und bei Serbelloni eingeführt, sich dem klugen und zähen Staatsmanne gegenüber befand und fühlte, daß sie sich auf ein ihr fremdes Gebiet verirrt,

in bisher noch nicht von ihr erwogene Fragen ſich verwickelt habe.

Ihre Stellung als Bevollmächtigte des bündneriſchen Kriegsoberſten war eine höchſt eigenthümliche und mußte in den Augen Aller der Verhältniſſe Unkundigen als eine zweideutige erſcheinen. Serbelloni, der ſie kannte und wußte, daß der Mörder ihres Vaters ein Gegenſtand des Haſſes für ſie war, verfiel nicht in dieſen Irrthum und fand es begreiflich, daß ſie die politiſchen Ziele ihres Vaters und ihres Oheims mit Aufbietung aller ihrer Kräfte verfolge; aber er gerieth in einen andern.

Er glaubte, ſie ſei von Anfang an mit den Umtrieben der Bündnerflüchtlinge von der ſpaniſchen Partei vertraut geweſen, und wollte mit ihr als mit einer in das ganze Gewebe der ſich kreuzenden Intereſſen Eingeweihten verkehren. Er brachte die Unſchuldige mit ihrem Alles um ſich her durch den Hauch ſeiner Schlechtigkeit befleckenden und vergiftenden Vetter in unverdiente Beziehung politiſchen Einverſtändniſſes; er verwirrte ſie, ohne ſie verletzen zu wollen, mit Mittheilungen über den Lohn und Anſpielungen auf die Ehren, welche er den in der angeknüpften Intrigue erfolgreich Handelnden zudachte, er wies auf die glänzenden Ausſichten hin, die das Gelingen vor ihnen öffnete,

und er ahnte nicht, daß dabei eine steigende Verachtung der niedern Schliche und geheimen Mittel der Politik sich Lucretias bemächtigte.

Auch Georg Jenatsch erschien ihr in einem andern Lichte; ihr Vertrauen auf seine reine Vaterlandsliebe wurde von dem allgemeinen Ekel, den sie empfand, angefressen und ihr Glaube an die Einheit seines Wesens erschüttert, ohne daß sie augenblicklich sich ganz bewußt wurde, wie durch diese Zweifel ihr Verhältniß zu ihm sich innerlich trübe.

Was sie aufrecht hielt, war ihre Treue an sich selbst. Sie hatte versprochen, von den ihr übergebenen fünf Bedingungen in keiner Weise abzuweichen und sich keinen Punkt davon abmarkten zu lassen. Dabei blieb sie unerschütterlich. Das Andenken ihres Vaters verließ sie niemals. Sie stärkte sich in Momenten der Erschöpfung an seinem geistigen Anblicke und je ausschließender sie in der Erinnerung mit ihm verkehrte, desto lebendiger ward sie sich bewußt, daß sie in seinem Geiste handle, wenn sie zum Abschlusse des von Jenatsch entworfenen Vertrages mitwirke.

Nachdem sie als williges und treues Werkzeug ihre Aufgabe erfüllt und mit den von Spanien gewährten und unterzeichneten Bedingungen das Gebirge wieder überschritten hatte, kehrte sie in die Stille von

Riedberg zurück und wartete dort, bis ihr die Schriften, die sie verwahrte, — durch die Vermittlung des Klosters Cazis, vermuthete sie — abverlangt würden.

So war der März gekommen. Da erschien eines Abends bei einbrechender Nacht Jenatsch selbst wieder auf Riedberg. Ein Brief des Paters Pancraz hatte ihm aus Mailand gemeldet, daß Lucretia abgereist sei und die ihr gewährten spanischen Vollmachten auf ihrem Schlosse bewahre und hüte. Nun kam er, um die von Serbelloni unterzeichneten Papiere aus ihrer Hand zu empfangen.

Als er eintrat, pochte Lucretias Herz mit schweren Schlägen, aber vor jähem Schrecken mehr als vor Freude.

Noch einmal war eine Verwandlung mit ihm vorgegangen! Was heute aus seinen Augen blitzte war nicht mehr der jugendliche Uebermuth von früher, war nicht die vor keinem Hindernisse zurückweichende Sicherheit, mit welcher er, seit sie ihn wieder kannte, ihr entgegen getreten, es war etwas Maßloses in seinem Wesen, eine gereizte Gewaltsamkeit in seiner Stimme und Haltung, als hätte eine übermenschliche Kraft-

anſtrengung ihn aus dem Geleiſe und über die letzten ſeiner Natur geſetzten Markſteine hinausgeworfen.

Eine wilde Freude flammte über ſein Antlitz, als er endlich die Schriften hielt und durchflog. Er wollte in ſeinem Triumphe die Kniee ſeiner Botin umfaſſen; aber Lucretia trat ſtolz und zitternd zurück.

Da ſtreckte er die Hand gen Himmel und rief in herausforderndem Jubel: „Ich ſchwöre es, Lucretia, wenn das gelingt, ſoll mir fortan Nichts unmöglich ſein! ... Müßt' ich auch das Blut Deines Vaters durchſchreiten — müßt' ich dem Racheengel das Schwert aus den Händen reißen, um Dich zu beſitzen, Du längſt — Du immer Begehrte!"

Da ergriff Lucretia ſeine Hand und trat mit ihm durch eine ſchmale Pforte in einen gewölbten Nebenraum, ein enges Gelaß, deſſen Rückwand durch einen ungebrauchten alterthümlichen Kamin ganz gefüllt und durch ein grob darauf gezeichnetes Kreuz verunziert war.

„Auf Riedberg wird keine Hochzeit gefeiert!" ſagte ſie und flüchtete ſich dann, das Antlitz mit den Händen bedeckend, in ihr innerſtes Gemach.

Als wenige Wochen ſpäter der Verrath an Herzog Rohan und die Befreiung Bündens eine Thatſache wurde, von der das ganze Land erſcholl, beſchlich Lucretia in ihrer Einſamkeit das bange Gefühl, als

sei sie durch ihre verborgene Mithilfe mit Georg Jenatsch auf immer und ewig verbunden, theilhaftig seiner rettenden That, theilhaftig auch seiner Schuld. Unauflöslich war sie mit ihm vereinigt im Augenblicke, da ihr Herz vor ihm zu erschrecken begann und sie, um in ihrem Gemüthe eine Schutzwehr gegen ihn aufzurichten, sich täglich zurückrief, daß die Pflicht ihres Lebens noch nicht erfüllt und der Geist ihres Vaters durch die ihm gebührende Blutsühne noch nicht geehrt sei.

Zu Ende Mai nach dem Abzuge des Herzogs aus Bünden wurde Lucretia durch einen flüchtigen Besuch ihres verabscheuten Vetters beunruhigt. Er deutete ihr an, er müsse schleunig nach Mailand zurückkehren. Dort befinde sich Jenatsch und verhandle persönlich mit Serbelloni die letzten endgültigen Bestimmungen über die Stellung Bündens zu Spanien. Durch seinen charakterlosen Parteiwechsel und seine trügerische Beredsamkeit gewinne der Oberst auf den Gubernatore einen verhängnißvollen Einfluß, welcher die Interessen der alten spanischen Partei in Bünden gefährde und ihn selbst der Früchte seiner langjährigen Treue an Spanien beraube. Rudolf fügte bei, es sei die höchste Zeit, daß er sein Heimatsrecht und seine Stellung im Lande wieder gewinne. Das hoffe er bei den Verhandlungen in Mailand durchzusetzen. Er wäre der Ver-

wendung Serbellenis zu seinen Gunsten gewiß, wenn ihm Lucretia, welcher der Gubernatore von früher her huldvoll gewogen sei, ihre Hand reiche, und er durch die Verbindung mit ihr das berühmte Geschlecht der Planta zu Riedberg wieder emporbringe. Er wisse wohl, meinte Rudolf, an welche Bedingung Lucretia ihr Jawort knüpfe, — an die Vollziehung ihrer Blutrache an Jenatsch — und diese Bedingung werde er erfüllen, was ihm jetzt leichter sei als früher, da sich die Feinde des Obersten aus den verschiedensten Gründen gemehrt hätten und noch täglich sich mehrten. Zuerst aber müsse dieser den Vertrag mit Spanien endgültig abgeschlossen haben, denn Jenatsch allein sei es im Stande. — So zog er über das Gebirge.

Der Eindruck seiner Gegenwart war für Lucretia ein häßlicher und beunruhigender gewesen. Doch achtete sie Rudolfs Persönlichkeit zu gering, als daß seine Pläne sie ernstlich erschreckt oder nur beschäftigt hätten. Das Begegniß haftete nicht lange in ihrem Gemüthe, denn ihre Seele war von andern bangen Zweifeln bewegt.

Der Wald röthete sich an den Halden und die geleerten Fruchtbäume verstreuten leise ihre goldenen Blätter, als in den letzten sonnigen Tagen der hart

entbehrte Beichtiger der Frauen von Cazis nach langem Fernsein aus Mailand wieder ins Domleschg zurückkehrte. Pater Pancraz hatte die Herstellung seines Klosters in Almens, für die er sich bei den Vertragsverhandlungen in Mailand verwendete, nicht erlangt; aber er brachte andere wundersame und hocherfreuliche Nachrichten. Schon am Abende nach seiner Ankunft begab er sich nach Riedberg und begehrte eine Unterredung mit dem Fräulein, dem er mit freudeglänzenden Augen erzählte, seine Excellenz der Herr General Jenatsch, der frühere Todfeind ihrer gut katholischen Familie, sei vor einem Monate, nachdem er die Generalbeichte seiner Sünden abgelegt und vollständige Absolution erhalten, in den mütterlichen Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückgekehrt.

Bei diesem Berichte schaute er das Fräulein triumphirend an. Er schien ihr Schicksal mit diesem erfreulichen Ereignisse in Zusammenhang zu bringen und anzunehmen, mit allen übrigen Freveln und Sünden sei durch diesen großen Akt der Buße auch der Tod ihres Vaters vom Gewissen des Mörders abgewaschen und vor Gott und Menschen gesühnt. Sie aber erbleichte, und als er einer Antwort der Schweigenden mit schlauen erwartungsvollen Blicken entgegensah, sagte sie endlich, sich fassend: „Das ist ein so unerhörtes Wunder der

göttlichen Gnade, daß ich ihr dafür nur auf eine Weise meinen Dank zu bezeugen weiß, — wenn ich bei den Frauen in Cazis den Schleier nehme." — Eine Antwort, welche die langgeschulte Menschenkenntniß des Paters zu Schanden machte. Er hatte es sich leichter gedacht, das, wie er wohl wußte, seit Jahren an Jenatsch hangende Gemüth Lucretias von einer alten Rachepflicht zu befreien, die dem praktischen Manne, wenn er sie auch nicht gerade verwarf und der ehrwürdigen Landessitte gemäß achtete, doch, besonders in diesem Falle, mit der christlichen Liebe und weltlichen Klugheit unvereinbar erschien.

Lucretia war über die Mittheilung des Paters erschrocken. Daß es Jenatsch mit der Abschwörung seines protestantischen Glaubens ein Ernst sei, das, wußte sie, war unmöglich. Es kam ihr vor, als habe er damit seine erste, innerste Ueberzeugung verleugnet, als sei er sich nun ganz untreu geworden und habe sein Selbst vernichtet. Und was hatte ihn dazu vermocht? Konnte er diese unlautere That mit seiner Liebe zu Bünden entschuldigen und wie seine Untreue an Herzog Rohan als eine Nothwendigkeit seines Schicksals darstellen?

Was immer ihn dazu getrieben, es konnten nur Rücksichten und Berechnungen sein, denen der Jürg von ehedem unzugänglich gewesen wäre.

Immerhin war eine Schranke zwiſchen ihm und ihr, deren ſich ihr ſchwaches Herz zuletzt noch getröſtet hatte, damit gefallen.

Hoher Schnee bedeckte das ſtille Thal und laſtete auf Dach und Thurm des Schloſſes Riedberg. Da verlautete gegen Ende Jenner, der feſte Friede mit Spanien-Oeſterreich, der Bündens alte Grenzen und Freiheiten herſtelle, ſei endlich abgeſchloſſen, dank der Alles berechnenden Klugheit und eiſernen Beharrlichkeit des größten Mannes, den das Land je beſeſſen. Es wurde bekannt gemacht, Bündens Geſandter, Georg Jenatſch, werde in den nächſten Tagen in Chur einziehen und das mit den Bändern und Riegeln vorſichtiger Klauſeln gegen jede Anfechtung gewahrte und mit den kaiſerlichen und königlichen Unterſchriften und Sigillen bekräftigte Dokument in feierlicher Sitzung den Räthen von Bünden überreichen.

Zwölftes Kapitel.

Seit einigen Tagen war Thauwetter eingetreten. Der Föhn brauste durch die Schluchten der Viamala und stöhnte und pfiff um die alten Mauern von Riedberg. Die Luft war lau, als wollte der Frühling verzeitig ins Land brechen, aber schwer drohende Wolken bedeckten den Himmel und unheimlich klang in der Nacht das Rieseln des schmelzenden Schnee's und das Brausen der übermächtigen, durch das sternlose Dunkel eilenden Bäche.

Lucretia stand am Fenster und ihr Blick bemühte sich, die Nebel zu durchdringen, die längs der Falten des Heinzenberges krochen und über das jenseitige Rheinufer und die Heerstraße wie graue Schleier herabhingen. Es bewegte sich darin ein langer, unterbrochener Zug, und ferner verwirrter Lärm drang in einzelnen Tönen zu ihr herüber. Sprengende Reitergruppen

ließen ſich errathen und leiſes Schellengeklingel der Laſtthiere wurde vom Winde herübergeweht.

Das konnte nur der als Ueberbringer der Friedensurkunde nach Chur ziehende Jenatſch ſein! Doch immer und immer bewegte es ſich von Neuem in den Nebeln und jetzt ſchien ein Theil des zurückgebliebenen Troſſes, da wo die Straße nach Riedberg ſich abzweigt, vom Zuge ſich zu trennen und die Richtung nach dem Schloſſe einzuſchlagen.

Sollte er es wagen, Lucretia auf ſeinen Triumphzug, der Welt zum Schauſpiel, abzuholen, ſie mitführen zu wollen als ſeine ſchwierigſte Beute!

Doch nein, — er war voraus. Sie hatte durch eine Lücke der Nebelwolken ſeinen glänzend geſchirrten Rappen vorüberblitzen ſehn, und ihr war vorgekommen, das Tanzen des Pferdes und eine Handbewegung des Reiters könnte einen Gruß für ſie bedeuten.

Der Nebelſtaub verwandelte ſich unterdeſſen in Regen; die Pferde auf der Riedbergerſtraße aber tauchten jetzt bei einer Wendung ganz nahe zwiſchen den feuchten Wieſen auf. Es war des Fräuleins Vetter Rudolf, diesmal mit einem für ſeine bedrängten Umſtände zahlreichen Geleite berittener Knechte, der ſein Gaſtrecht im feſten Hauſe ſeines Ohms geltend machte. Die meiſten ſeiner Leute zeigten ein verdächtiges und unſauberes Aus-

ſehen. Er mochte ſie, nach ihrer Statur und Bewaffnung zu urtheilen, in den nach Süden abfallenden Thälern Graubündens geworben haben. Nur Einen in der Rotte ſicherlich nicht. Es war ein wahrer Rieſe, derb von Gliedern und roth von Geſichtsfarbe, in dem Lucretia einen wegen ſeiner ſprichwörtlichen Körperſtärke weithin gefürchteten Raufbold, den Wirthsſohn von Splügen, erkannte. Er hatte ſich gegen den Regen eine Bärenhaut wie einen Haubenmantel übergehängt und blickte unter der Schnauze und den Ohren des erlegten Ungethüms wie ein thieriſcher Waldmenſch hervor.

Lucretia ließ das wilde Geſinde, das ſeine Ankunft mit Musketenſchüſſen kund that, durch ihren Kaſtellan in einem Nebengebäude unterbringen und bewirthen. Den unwillkommenen Vetter empfing ſie erſt am Abendtiſche, an welchem ihre Dienerſchaft theilzunehmen pflegte und Lucas das Amt des Hausmeiſters verſah.

Nachdem die Tiſchgenoſſen ſich entfernt hatten, begehrte Rudolf eine Unterredung mit ſeiner Baſe und blieb ungebeten im Gemache zurück, wo Lucas auf einen Wink des Fräuleins das Abräumen des Tafelgeräthes nur langſam und zögernd beſorgte. Die Gegenwart des alten Knechtes hielt ihn nicht ab, vor ſie hinzutreten und ihr mit leiſer Stimme Drohungen zuzuflüſtern. Er warf ihr ins Geſicht, daß er wohl wiſſe,

wer für den neuen Despoten Bündens, der morgen in Chur seinen prunkenden Einzug halten werde, in Mailand die ersten Botendienste gethan. „Der Verschwender ist mir mit seinem fürstlichen Gefolge und seinen kostbaren Berberhengsten über den ganzen Berg auf den Fersen gewesen", sagte er neidisch. „In Splügen mußte ich ihm die Straße frei geben, wenn ich nicht immerfort seine Knaben hinter mir über die Armuth des Planta wollte spotten hören!"

Lucretia gab den Zweck ihrer Reise nach Mailand ruhig und stolz zu.

Da warf der Freche jede Scheu von sich und bezichtigte sie vertraulicher Abhängigkeit von dem Obersten. „Es ist Zeit mit ihm ein Ende zu machen," schrie er ihr zu. „An Betrogenen und Beschimpften, die, wie ich, nach diesem gemeinen Blute dürsten, ist heute Ueberfluß, seiner Feinde sind in Spanien so viel wie in Frankreich!"

„Du aber, Lucretia, hast die heilige Pflicht der Rache schmählich vergessen und bist Deines Vaters ganz unwürdig geworden! — Weg mit ihm, lieber heute als morgen! Der Mörder des Pompejus Planta soll sich der Gunst seiner Tochter nicht berühmen! Mir fällt es zu, die Ehre des Hauses wieder herzustellen. Sobald der Verräther auf dem Rücken liegt, werde ich Dich

als mein Weib heimführen. Ich lasse die Güter der Planta nicht von unberechtigten Händen verzetteln."

Das Fräulein antwortete nicht. Aber Lucas, dem das Herz vor Ingrimm schwoll, als er seine Herrin so unwürdig behandelt sah, trat, die Fäuste ballend, neben sie. Aufrecht und bleich mit geschlossenen Lippen stand Lucretia vor ihrem Beleidiger. „O wie gut weißt Du, daß jedes Deiner Worte eine Lüge ist," stöhnte sie endlich aus gepreßtem Herzen und verließ das Gemach.

Ehe sie die Thür ihres Thurmzimmers hinter sich verschloß, hatte sie ein Knechtlein nach Cazis hinübergeschickt, um den Pater Pancraz auf den Riedberg zu holen. Aber der Pater war nach Almens berufen worden, und es war nicht denkbar, daß man ihn von dort in der schlimmen Sturmnacht zurückkehren ließ. Er werde morgen in der Frühe hinüberkommen, ließ Schwester Perpetua berichten.

Jetzt war Lucretia allein. Sie trat ans Fenster und schaute in das nächtliche Land hinaus. Der Sturm schwieg, aber kein Stern stand am Himmel. Schwere niedere Dunstgebilde verdeckten den Mond und ließen kaum auf ihren zerrissenen Säumen einen schwachen Wiederschein seines Lichtes ahnen. Ueberall schwarze drückende Massen des Gebirgs und der Wolken. Mitter-

nacht ging vorüber und immer noch saß Lucretia am Thurmfenster und hörte rathlos und ohne klare Gedanken dem dumpfen Rauschen des Rheines zu.

Wie ein riesenhaftes dunkles Unheil stand vor ihr was aus ihrem Leben geworden. Aber das Leid um ihren Vater, eine vertrauerte Jugend, ihre jetzige Verlassenheit und die Schrecken der Zukunft sanken in ein unbestimmtes, dumpfes Schmerzgefühl zurück, aus dem ein einziger, stärker und stärker ertönender Vorwurf emporstieg und ihr ans Herz griff: Sie war ihres Vaters nicht würdig. Sie hatte ihre Rache versäumt.

Konnte sie nicht jetzt noch von dieser Last sich befreien? Nicht jetzt noch einem Feigling das Recht nehmen, sie im Einklange mit ihrem eigenen Herzen einer leichtfertig vergessenen Kindespflicht anzuklagen? Nein! Sie war zu schwach dazu! — Nein, sie wollte nicht stark genug sein.

Ihr allein gehörte das Recht der Rache und sie übte es nicht aus; aber sie erbebte vor Zorn, als sie sich es möglich dachte, daß ein Anderer es ihr entreißen könnte ..... Freilich daß Rudolf dieß gelinge, das war ihr auch jetzt, da sie ihn im höchsten, widerwärtigsten Wuthaufwande seiner feigen Natur gesehn, durchaus unglaublich. Wie sollte diese Viper ihren stolzen Adler erreichen!

Aber sie erschrack vor dem Zwiespalte ihrer eigenen Seele, vor ihrer Ohnmacht die alte Rache zu hegen und vor ihrer verzehrenden Eifersucht auf jeden, der in ihr Amt eintreten könnte.

So beschloß sie ein Ende zu machen und der Welt abzusagen.

Jenseits der Klosterschwelle war sie sicher. Sie verzichtete ja dort auf all' ihren Besitz, opferte ihre stolze, immer bekämpfte Liebe, verzichtete auf die zu lange wie ein Heiligthum bewahrte Rache. — Jenseits der Klosterschwelle konnte weder Jürgs frevelhafte Werbung, noch Rudolfs eker Eigennutz sie mehr erreichen.

Im Schlosse war es ruhig geworden. In den Dörfern brannte kein Licht; nur von Cazis drang ein matter Schimmer über den Rhein. Er kam aus der Klosterkirche, wo die Schwestern schon Frühmette sangen. Dort war ihre Friedensstatt offen und sie zögerte nicht länger an der Pforte. Sie goß Oel in ihre Lampe, die erlöschen wollte, und begann ihre Papiere zu ordnen. Sie stellte über alle ihre Güter Schenkungsurkunden aus zu Gunsten der Schwestern in Cazis und gedachte, in ihrem Gemache eingeschlossen zu bleiben bis zur Ankunft des Paters Pancraz. Nachdem Alles vollendet war, legte sie sich angekleidet noch kurze Zeit zur Ruhe.

Gegen Morgen erhob sich der Föhn von neuem mit heulender Wuth, wie er nach der oft wiederholten Erzählung des alten Knechtes in jener Nacht getobt, als ihr Vater erschlagen wurde. Sie fiel in einen unruhigen Schlummer, aus welchem sie, von den Geräuschen des Sturmes geweckt, immer wieder emporfuhr.

Ein Traum führte sie in die Todesstunde ihres Vaters. Sie sah ihn — groß und blutig lag er hingestreckt und jammernd wollte sie sich über ihn werfen — aber die Leiche verschwand, sie stand allein und hielt das geröthete Beil in der Hand, während sie die Rosse der Mörder mit stampfenden Hufen enteilen hörte. Ein neuer Windstoß rüttelte am Thurme und ließ die Fensterscheiben des Gemaches in ihrer Bleifassung erklirren. Lucretia erwachte.

Im Hofe hörte sie Pferdegetrappel und das Knarren des sich öffnenden Thors. Sie eilte ans Fenster und sah in der stürmischen Morgendämmerung zwei Pferde wegtraben. Das eine war der Schimmel ihres Vetters. Erstaunt ließ sie Lucas rufen. Er war nicht mehr auf dem Schlosse, sondern mit Herrn Rudolf nach Chur verritten, dessen Gefolge, wie ihr gesagt wurde, Befehl erhalten hatte, später aufzubrechen, um zur Mittagszeit mit dem Herrn in der Schenke zum staubigen Hüttlein bei Chur zusammenzutreffen.

Daß der treue Lucas nach dem Auftritte von gestern mit Rudolf Planta weggeritten, daß er sie ohne Urlaub verlassen, was er noch nie gethan, das war Lucretia unbegreiflich und erfüllte sie mit schlimmen Ahnungen. Sie betrat die Kammer des Alten und öffnete eine hölzerne Truhe, worin er mit eigensinniger Verehrung das Beil aufbewahrte, das ihren Vater erschlagen hatte und das sie zum schmerzlichen Aerger des greisen Knechtes nie hatte sehen wollen. Die Truhe war leer. Lucretia erbleichte. Die mit dem Blute ihres Vaters benetzte Waffe also war ihr entrissen; die ihr allein zustehende Rache sollte heute schon von den Händen eines Feiglings oder von denen ihres Knechtes vollzogen werden! Das Blut der Planta stürzte ihr wild zum Herzen und empörte sich gegen solch unwürdigen Eingriff. Die Entsagung der verwichenen Nacht entschwand ihrem Gemüthe. Heute war sie noch die Herrin auf Riedberg, — heute war sie noch die Erbin ihres Vaters und waltete zum letzten Male ihres Amts.

Was morgen komme war ihr gleichgültig, lag doch wie ein stiller Friedhof das Kloster Cazis dort über dem Rhein.

Noch warf sie einen Blick hinaus in die trübe, sturmgepeitschte Gegend, ob der Pater nicht komme. Sie wollte ihm die von ihr in der Nacht geschriebenen

und beſiegelten Documente übergeben. Aber Stunden verſtrichen und er kam nicht. Das Gefolge Rudolfs war ſeinem Herrn nachgeeilt. Jetzt ließ auch ſie ſatteln und ritt nach Chur, von ihrem jüngſten Knechte, dem Sohne des alten Lucas, begleitet.

Sie wollte zu Georg, ihn warnen und retten, oder ihn mit reinen, gerechten Händen tödten. „Jürg iſt mein!“ ſagte ſie zu ihrem Herzen.

Erſt gegen Mittag klopfte der verſpätete Pater ans Thor, und hörte mit Schrecken von dem Erſcheinen Rudolfs, und daß das Fräulein in der Frühe nach Chur verreiſt ſei. Eine vertraute Magd hatte den Auftrag, den Kapuziner in das Thurmzimmer zu führen, wo ihre Herrin zu ſchreiben pflegte. Dort fand er die Schenkungsurkunden in vollſtändiger Ordnung und die ſchriftliche Erklärung, daß Lucretia Planta der Welt entſage und im Kloſter Cazis den Schleier nehme.

Nachdenklich und traurig ſtand der Mönch vor dieſen Zeugen eines ſchweren und ſchmerzlich vollendeten Seelenkampfes. Die Entſcheidung erfreute ihn weniger, als es von einem ächten Sohne des heiligen Franziskus zu erwarten geweſen wäre. Auch beunruhigte ihn Lucretias Ritt nach Chur. Er wußte, daß ſein Beichtkind in ſchwierigen Lagen die kleinen Hülfsmittel und Auswege weltlicher Klugheit nicht fand, daß Lucretias

Gefühle mit unzerstörbarer Liebe im einmal Ergriffenen wurzelten, daß ihre Gedanken mit erschreckender Gewalt in der einmal betretenen Bahn fortstürzten. Es war ihm oft aufgefallen, daß ihr nahe lag und sie natürlich fand, was Andern als gefahrvoll und unerhört erschien, und daß sie es in aller Einfachheit that.

Er horchte die Dienstleute über die Vorfälle der vergangenen Nacht aus und ihm wurde immer bänger. Er steckte die Urkunden sorgfältig zu sich, bestieg sein Eselchen und ritt trotz Wind und Wetter ohne Aufenthalt gen Chur, wo er Lucretia bei der greisen Gräfin Travers zu finden hoffte, fest entschlossen, wenn so oder so ein Unheil geschehen sei, das Fräulein nach Cazis in Sicherheit zu bringen.

Dreizehntes Kapitel.

Zu derselben Stunde saß in seinem Hause zu Chur der Ritter Doctor Fortunatus Sprecher mit einem geehrten Gaste an der festlich besetzten Mittagstafel. Die erwärmte Stimmung der Tischgesellschaft und der solide Reichthum des Gemaches stand in behaglichem Widerspruche mit dem Unwetter draußen auf der Gasse, wo der rauschende Orkan den schmelzenden Schnee von den Dächern warf und mit ohnmächtiger Wuth an den vergoldeten Eisengittern rüttelte, die in unten weit ausgebauchter Korbform die breiten Fenster von hellem Glase schützten.

Der mit Silber und venetianischen Kelchen besetzte Tisch nahm die Mitte des Zimmers ein. Der größte, ebenso reiche als heimatlich behagliche Schmuck dieser schönen Familienstube war ihr kunstreich geschnitztes

Nußbaumgetäfel, das durch zierliche korinthiſche Holzſäulen in zwölf mit Trophäen gefüllte Felder getheilt war. Das oberſte Geſimſe wurde von Karyatiden in halber Figur getragen, zwiſchen welchen ein rings herumlaufender Holzfries die verſchiedenen Scenen einer Jagd mit Schützen, Hunden und zum Theil fabelhaftem Gethier in erhabener Arbeit darſtellte, auf welches Werk der Doctor mit Recht beſonders ſtolz war. Die Stelle des Deckengemäldes vertrat das kühngeſchnitzte Wappen der Sprecher von Bernegg.

Die Ecke des Zimmers füllte, ſtattlich und kranzgekrönt, das warme Gebäude des Kachelofens. Ein großartiger und zugleich kurzweiliger Anblick! Denn da entfaltete ſich zwiſchen zartgefärbten Engeln und Fruchtſchnüren in mehreren Bilderreihen die ganze Geſchichte des Erzvaters Abraham. Die bibliſchen Scenen waren in violetten, gelben und blauen Umriſſen und Schattirungen mit großem Fleiß auf die weißen Kacheln gemalt und durch darunter geſetzte geiſtreiche Reimſprüche erklärt und nutzbar gemacht.

Der Tiſchgenoſſen waren jetzt nur noch drei. Die jüngern Kinder des Hauſes, welche das untere Ende der Tafel eingenommen und in beſcheidener Stille ihr Eſſen ſtehend verzehrt hatten, waren beurlaubt worden. An dem Ehrenplatze, zwiſchen dem Hausherrn und ſeinem

blonden Töchterlein, saß, als gefeierter Gast, der Herr Amtsbürgermeister Heinrich Waser. Heut am Tage der öffentlichen Ueberreichung der Friedensakte, wozu ihn seine den drei Bünden immer besonders gewogene Vaterstadt, die Republik Zürich, abgeordnet hatte, befand er sich in voller Amtstracht und im Schmucke seiner bürgermeisterlichen Kette. Die höchste Würde des Staates war ihm um seiner besonnenen Leistungen und mit berechneter Bescheidenheit nur nach und nach ans Licht gestellten Verdienste willen ungewöhnlich früh und neidlos zu Theil geworden, denn er stand, frisch und lebenslustig, erst am Eingange der Vierzigerjahre. Ein Hauch von Jugendlichkeit schwebte auf seinen vom Gastmahle gerötheten Zügen, deren frühere bewegliche Feinheit sich zum behäbigen Ausdrucke einer wohlwollenden, aber ans Schlaue streifenden Klugheit ausgeprägt hatte.

Heute sah er bewegt aus, besonders wenn er mit seiner Nachbarin sprach, deren Worten und Mienen er eine prüfende liebevolle Aufmerksamkeit schenkte. Ihr kindliches Köpfchen, das auf einem lichten Halse über dem blauen Tuchkleid und den von ihrer Mutter geerbten Holländerspitzen des durchsichtigen Flügelkragens schwebte, hatte für ihn etwas äußerst Anziehendes. Die weiche Rundung des hellen Gesichtes, der damit übereinstimmende sanfte Glanz ihrer unter langen blonden

Wimpern und angenehm gelockten Haaren hervorleuchtenden Augen machten einen Eindruck von befriedigter Ruhe, welche Herrn Waser an die silberne Luna erinnerte, wie sie sich in den klaren Wassern des Zürchersee's spiegelt. Immer sehnlicher wünschte er, dieses anmuthige Gestirn möchte glückbringend an seinem Abendhimmel aufgehen.

Obgleich des Doctors Lebensauffassung in Folge seines galligen Temperamentes im Ganzen eine trübe war, sah er dem unter seinen Augen sich vorbereitenden häuslichen Ereignisse nicht ohne väterliche Befriedigung entgegen. Aber seine Gedanken waren zerstreut. Herr Waser hatte ihm in allem Vertrauen vor der Mittagstafel eine Kunde mitgetheilt, mit welcher er Fräulein Amantia nicht vorzeitig, nicht heute betrüben wollte — die Kunde vom Tode des Herzogs Rohan. Ein deutsches Flugblatt, das denselben mit rührenden Worten beschrieb, war nach Zürich gelangt und Waser hatte es für seinen geschichtskundigen Freund mitgebracht.

Ueberdies beschäftigte diesen der jeden Augenblick erwartete Einzug des Triumphators in Chur, dessen Persönlichkeit ihm von jeher fremdartig und widerwärtig gewesen und dem er am wenigsten verzeihen konnte, daß er das Sprecher'sche Haus, eine Festung der Ehre,

wie der Doctor früher mit Stolz zu ſagen gewohnt war, durch Verrath befleckt hatte.

Doch ſonderbar! Was der Bürgermeiſter dem Fräulein in dieſer Stunde feſtlichen Zuſammenſeins noch verſchweigen wollte, ſchien einen magnetiſchen Zug auf deſſen ahnungsvolles Gemüth auszuüben, wenigſtens kam Amantia heute in Gedanken und Worten von dem guten Herzog Heinrich Rohan nicht weg und konnte bei dieſem Anlaſſe nicht umhin, auch ſeines tapfern Adjutanten mit Intereſſe ſich zu erinnern.

Herr Waſer ließ für ſeinen Mitbürger keine übertriebene Vorliebe blicken. Der Bravour und dem aufgeweckten, gebildeten Geiſte Wertmüllers widerfuhr von ſeinem Munde Gerechtigkeit, aber er ſchüttelte bedenklich den Kopf über des Locotenenten ſchneidiges und den Widerſpruch abſichtlich reizendes Weſen, womit er ſeine Landsleute beunruhige und ſich eine unangenehme Berühmtheit in ſeiner Vaterſtadt zugezogen habe. So ſelten er in Zürich verweile, ſei es ihm gelungen, durch ſeine Ausfälle gegen eine hohe Geiſtlichkeit Abſcheu, durch ſein hochmüthiges Geringſchätzen der in ihrer Art intereſſanten ſtädtiſchen Angelegenheiten allgemeine Mißbilligung und durch allerlei phyſikaliſchen Hokuspokus, der ihn dem freilich thörichten Verdachte der Zauberei ausſetze, bei dem gemeinen Manne un-

heimliche Furcht zu erregen. So habe er sich in Zürich den Weg verrammelt und das Zutrauen einer löblichen Bürgerschaft in alle Zukunft verscherzt, welches doch, nebst einem reinen Gewissen, die Lebensluft des ächten Republikaners sei. — „Das Schlimmste aber an dem jungen Manne," schloß der mehr als billig erregte Bürgermeister, „ist sein Mangel an aller und jeder Pietät, — denn, ich bitt' Euch, innig verehrte — dürft' ich sagen innig geliebte! — Jungfer Sprecherin, was ist alles Wissen und Können der Welt ohne die Grundlage eines religiösen Gemüthes!"

„Was mir den Locotenenten werth machte," sagte Fräulein Amantia fast beschämt, „war seine Treue an dem edlen Herzog Heinrich. Da hat er sich als ächten Cavalier gezeigt neben dem Verräther Georg Jenatsch, der mir trotz seines gewinnenden Wesens immer wie ein böser Geist vorkam, wenn er über unsere Treppen zum Herzog hinaufsprang."

„Ein schwer zu beurtheilender Charakter," sagte der zürcherische Bürgermeister, indem er, in einen traurig ernsten Ton übergehend, sich an Herrn Fortunatus wandte. „In einem Stücke wenigstens überragt Georg Jenatsch unsere größten Zeitgenossen — in seiner übermächtigen Vaterlandsliebe. Wie ich ihn kenne, so strömt sie ihm wie das Blut durch die Adern.

Sie ist der einzige überall passende Schlüssel zu seinem vielgestaltigen Wesen. Ich muß zugeben, er hat ihr mehr geopfert, als ein aufrechtes Gewissen verantworten kann. Aber," fuhr er zögernd und mit gedämpfter Stimme fort, „ist es nicht ein Glück für uns ehrenhafte Staatsleute, wenn zum Heile des Vaterlandes nothwendige Thaten, die von reinen Händen nicht vollbracht werden können, von solchen gesetzlosen Kraftmenschen übernommen werden, — die dann der allwissende Gott in seiner Gerechtigkeit richten mag. Denn auch sie sind seine Werkzeuge, — wie geschrieben steht: Er lenkt die Herzen der Menschen wie Wasserbäche."

„Das ist ein seltsam gefährlicher Satz," rief Herr Fortunatus entrüstet, „den ich erstaunt bin, unter den Betrachtungen und Maximen Eurer Gestrengen zu finden! Damit ist man auf geradem Wege, die schlimmsten Verbrechen zu rechtfertigen. Bedenkt, wie leicht solch ein gesetz- und gewissenloser Mensch, einmal in seine unberechenbare Bahn geschleudert und von seinen Leidenschaften wie von einem Orkan getrieben, sein eigen gelungen Werk zerstört. Wißt Ihr, wohin es schon mit Jürg Jenatsch gekommen ist? Ich erfahre aus zuverlässigen Quellen, daß er bei den Verhandlungen in Mailand dem an seinen Vorschlägen mäkelnden Herzog

Serbelloni wie ein Rasender gedroht hat, er rufe die Franzosen wieder nach Bünden, wenn Spanien nicht seinen Willen thue, ja, daß er, um den Beichtvater seiner hispanischen Majestät zu gewinnen — denn er wollte einen andern Einfluß gegen den Serbellonis zu Madrid in die Wagschale werfen — seinen angestammten evangelischen Glauben freventlich abgeschworen hat."

„Da sei Gott vor," sagte der Bürgermeister aufrichtig erschrocken.

„Und was fängt unser kleines Land mit diesem jetzt müßig gewordenen und an Thaten noch ungesättigten Menschen an," fuhr Sprecher fort, „der unsern engen Verhältnissen entwachsen und von seinen beispiellosen Erfolgen trunken ist bis zum Wahnsinn? — In den Pausen seiner Unterhandlungen zu Mailand hat er in unserer Grafschaft Chiavenna, wo er sich von den drei Bünden zum Lohne seines Verraths an Herzog Heinrich die ganze Civil- und Militärgewalt unumschränkt übertragen ließ, gewirthschaftet wie ein ausschweifender Nero und einen mehr als fürstlichen Hofhalt geführt. Ich könnte Euch manches davon erzählen, denn ich verzeichne seine Thaten allwöchentlich mit dem scharfen Griffel der Klio, dessen Spitze ich übrigens zu niemandes Gunsten abstumpfen würde,

nicht einmal zu Gunsten eines Sohnes oder — Schwiegersohnes," schloß Herr Fortunatus mit trübem Lächeln.

„Gott genade uns, welch' ein Unwetter!" rief Fräulein Amantia, unter diesem Schreckensruf ein zartes Erröthen verbergend, und wirklich hatte sich der Sturm draußen verdoppelt und seine Stöße, welche die Gitterverzierungen am Fenster wegzureißen drohten, ließen das feste Haus erbeben und die Gläser auf der Tafel leise klingen. Es öffnete sich die Thür, eine erschrockene Magd erschien und berichtete, der alte Glockenthurm zu Sankt Luzi sei, nachdem man ihn einige Male habe schwanken sehen, in dem Unwetter krachend zusammengestürzt, gerade als der Oberst Jenatsch mit seinem Gefolge durch das Thor eingeritten.

„Das ist nicht ohne Bedeutung," sagte ernst Herr Fortunatus, während die Männer ans Fenster traten. „Wir wissen aus Tito Livio und haben auch hier die Erfahrung öfter gemacht, daß die Natur mit der Geschichte in geheimem Zusammenhange steht, große Begebenheiten vorausfühlt und mit ihren Schrecknissen ankündigt und begleitet."

Unter andern Umständen hätte wohl der Bürgermeister diese abergläubische Bemerkung mit einem feinen Lächeln beantwortet, diesmal aber konnte er sich eines

peinlichen Eindrucks nicht erwehren. Das Zusammenstürzen des Luzienthurmes erinnerte ihn an die dem Veltlinermord vorhergehenden Tage seines Aufenthaltes in Berbenn, an die damaligen Zeichen und Wunder und an den blutigen Tod der schönen Lucia.

Der Sturm schien sich ausgetobt zu haben, aber die Luft war feucht und schwer und dunkle Wolken hingen tief herab. Die Gasse hatte sich mit geringem Volke von zerzaustem und verstörtem Aussehen gefüllt. Jetzt sprengte ein Reiter um die Ecke in juwelenglänzender rother Tracht und wehendem Mantel, den Hut mit den flatternden Federn fest in die Stirn gedrückt. Es war Jürg Jenatsch, der seinen unruhigen Rappen hart vor dem Sprecher'schen Hause bändigte und sich nach seinem Ehrengeleit umsah, das, vom Sturme aufgehalten, eine Straßenlänge hinter dem Voranjagenden zurückgeblieben war.

Waser konnte seinen Blick von der Erscheinung des Jugendfreundes nicht verwenden. Er hing wie gebannt an dem starren Ausdrucke des metallbraunen Angesichts. Auf den großen Zügen lag gleichgültiger Trotz, der nach Himmel und Hölle, nach Tod und Gericht nichts mehr fragte. Das Auge blickte fremd über den erreichten Triumph hinweg, — welches unbekannte Ziel ergreifend? .... Und wieder tauchte dem Bürger-

meiſter eine alte Erinnerung auf: der Brand von Berbenn. Er ſah Jürg, die ſchöne Leiche in den Armen, mit jenem aus Gluth und Kälte gemiſchten Ausdrucke, den er nie hatte vergeſſen können. Wie kommt es, fragte er ſich, daß Jürg heute auf dem Gipfel des Ruhmes gerade ſo drein ſchaut, wie damals in der Tiefe des Elends?

„Seht einmal," flüſterte Sprecher durch die gleichgültige Haltung des ihn nicht beachtenden Reiters gereizt, „der Abtrünnige trägt die Ordenskette St. Jacobi von Compoſtella!"

Waſer antwortete nicht, denn ihm zu Häupten ertönte — eine Seltenheit zu Anfang des Frühjahrs — dumpfes Donnerrollen und jäh zerriß ein falber Blitz die niederhangenden Wolken.

„Der Strahl des Gerichts!" murmelte Sprecher erbleichend.

Auch Waſer glaubte, Feuer vom Himmel habe den Trotzigen getroffen; aber als ſeine geblendeten Augen wieder aufblickten, ſaß Jenatſch unbewegt auf dem ſich bäumenden, ſtampfenden Rappen. Er zwang ſein Thier mit feſter Hand. Er allein ſchien Blitz und Donner nicht bemerkt zu haben.

Waſer verweilte nicht mehr lange. Es drängte

ihn, Jürg aufzusuchen, um den peinigenden Eindruck, den dieser aus der Ferne auf ihn gemacht, durch ein paar freundschaftliche Worte von Mund zu Munde zu brechen. Dies gedachte er noch vor der feierlichen Rathssitzung zu thun. Sprechers Stimmung gegen Jenatsch konnte, war seine Befürchtung, in Bünden eine verbreitete sein. Ich will ihn beschwören, sagte sich Waser, daß er sich bescheide und, nachdem er das Friedensdocument dem Rathe übergeben und so den Höhepunkt seiner ruhmvollen Bahn erreicht hat, sich eine Weile zurückziehe, um den Neid der Götter und der Menschen nicht zu reizen. Er möge, wollte Waser ihm andeuten, seine kriegerische Laufbahn im Auslande fortsetzen, oder den Versuch machen, ob es ihm gelinge durch Begründung eines häuslichen Herdes auf seinen Gütern in Davos seine unruhige Seele auf stillere Wege zu führen.

Von Herrn Fortunatus unter die Hauspforte geleitet, hatte sich Waser bei diesem erkundigt, wo Jenatsch absteige und der Ritter in bitterm Tone geantwortet: „Wie könnt Ihr fragen, verehrter Freund? Natürlich im bischöflichen Hof."

Als der Bürgermeister von einem Diener geleitet durch die hallenden Gänge der bischöflichen Residenz schritt, tönte ihm durch eine Thüre zur Rechten die

wohlbekannte Stimme ſeines Freundes in heftiger Erregung entgegen. Sie war im Zwiegeſpräch, um nicht zu ſagen im Wortwechſel, mit einer andern etwas fetten und ſchwerfälligen. Er wurde von dem biſchöflichen Kammerdiener in ein gegenüberliegendes Zimmer geführt und dieſer entfernte ſich, um ihn anzumelden. Die fernen Stimmen wurden unhörbar, kurz darauf aber wurde eine Thür im Gange aufgeriſſen. Es war Jenatſch, der Urlaub nahm. „Macht Euch keine Rechnung darauf, Gnaden," hörte Waſer ihn auf dem Gange draußen mit heiſerer faſt ſchreiender Stimme zurückreden. „Daraus wird nichts! Ich will keine hergeſtellten Klöſter im Land! Ich dulde keine geiſtlichen Uebergriffe!"

„An dieſem Euerm Ehrentage, Herr Oberſt," beruhigte man von innen mit ſalbungsvollem Tone, „will ich Euch mit unſern beſcheidenen Wünſchen nicht beläſtigen, bin ich doch gewiß, daß unſere kleinen Meinungsverſchiedenheiten ſich mit der Zeit von ſelbſt ausgleichen werden, jetzt, da Ihr im Glauben wiedergeboren und aus einem Saulus ein Paulus geworden ſeid." —

Die Zimmerthür flog auf und Jürg ſchritt ſeinem Jugendfreunde mit ausgebreiteten Armen entgegen. Er faßte ihn an beiden Schultern: „Auch einer, der ſein

Ziel erreicht hat!“ ſagte er mit dem alten, fröhlichen Lachen. „Ich gratulire, Herr Bürgermeiſter!“

„Es iſt mir eine beſondere Freude,“ erwiederte Waſer, „daß ich, kaum mit meiner neuen Würde bekleidet, von meinen gnädigen Herren zu Deinem Triumphe nach Chur abgeordnet bin. Du haſt, ich muß es Dir ſagen, das Unerhörte gethan, und das Unmögliche erreicht.“

„Wenn Du wüßteſt, Heini, um welchen Preis und mit welchen Verrenkungen meines Weſens! Noch in den letzten Augenblicken wollten ſie meine Heimat um das von mir Erraffte betrügen. — Da habe ich die letzte Karte ausgeſpielt — eine ſchmutzige Karte ... puh! Aber ich drängte vorwärts, vorwärts, damit der Fieberſchauer meines Lebens nicht ohne Frucht bleibe, nicht umſonſt ſei. Nun bin ich am Ziel und gern möcht' ich ſagen: Ich bin müde! wäre nicht ein Dämon in mich gefahren, der mich vorwärts ins Unbekannte, ins Leere peitſcht.“

„Mit jenem letzten unſaubern Mittel,“ ſagte Waſer bang und nur an einem Gedanken haftend, „meinſt Du doch nicht den Abfall von unſerm helvetiſch-reformirten Glauben zum Papismus? ... das wird nicht, kann nicht ſein!“

„Und iſt es,“ rief der Andere mit frevler Heiter-

keit, „so hab' ich eine Fratze gegen eine Fratze getauscht!"

„Du hast in Zürich Gottesgelahrtheit studirt"... sagte Waser erschüttert, wandte sich ab und bedeckte das Angesicht mit beiden Händen. Schwere Thränen rannen durch seine Finger.

Da schlug Jenatsch den Arm um ihn und sagte in einem zornmüthigen Humor: „Flenne mir nicht wie ein Weib, Bürgermeister! Was ist denn da Besonderes? Da habe ich ganz andere Dinge auf meinem soliden Gewissen!"... Dann plötzlich den Ton wechselnd, fragte er dringend: „Was habt Ihr denn in Zürich für Bericht von der bei Rheinfelden von Herzog Bernhard den Kaiserlichen gelieferten Schlacht? Ich weiß noch nichts Näheres," fügte er bei, „in Thusis hieß es, Rohan sei leicht verwundet."

Waser versetzte mit unsicherer Stimme: „Sein Zustand war gefährlicher, als man anfangs glaubte"... hier hielt er inne.

„Heraus mit der Sprache, Heinrich," rief Jenatsch rauh, „er ist gestorben?" Und es ging wie ein Todesschatten über sein Antlitz.

In diesem Augenblick ertönte, — Herrn Waser sehr unwillkommen, der noch gern seinen Freund gewarnt und sein eigenes Gemüth in ruhigem Gespräch

mit ihm erleichtert hätte, — die Glocke, welche die Beiden auf das Rathhaus rief.

Jenatsch ergriff die Rolle, welche Bündens Rettung enthielt, hob sie gegen Wasser empor und rief: „Theuer erkauft!“

Letztes Kapitel.

Auf dem Rathhause zu Chur wurden nach dem Schlusse der feierlichen Sitzung, in welcher Georg Jenatsch das Friedensdocument überreicht hatte, Vorbereitungen zu einem glänzenden Feste getroffen, mit dem ihn die Stadt am Abende desselben Tages ehren wollte. Es war Fastnachtszeit und die Churerinnen freuten sich auf den fröhlichen Anlaß; der Winter war den durch die Geselligkeit der frühern Jahre Verwöhnten allzu still und ernsthaft vergangen, sie hatten die erfindungsreiche Galanterie der französischen Edelleute vermißt, die allwöchentlich aus der nahen Rheinfestung nach Chur zu eilen pflegten. Heute sollte das Versäumte nachgeholt werden. Die Väter der Stadt hatten sich nicht geweigert, die weite, bequeme Hälle, wo sie zur Sommerszeit das Heil des Landes beriethen, dem wirbelnden Reigen und der Maskenfreiheit aufzuthun, und in den

beiden zur Rechten und zur Linken auf dieſen Saal ſich öffnenden Sitzungszimmern die Schenktiſche rüſten zu laſſen.

Das eine dieſer Nebengemächer, vor deſſen Eingang die ſchmale, vom Hausflur auf den weiten Saal führende Wendeltreppe ausmündete, war die Kammer der Juſtitia, deren aus Holz geſchnitztes, buntbemaltes Bildniß, auf einem phantaſtiſchen Sitze von Hirſchgeweihen thronend, an drei Ketten von der Decke herunterhing. Unter dem Bilde ſtand ein hoher Holzbock und auf dieſem der beleibte Feſtwirth, der das mächtige Geweih geſchäftig mit Wachskerzen beſteckte. Während ſeine Hände ſich beeilten, ging auch ſeine Zunge nicht müßig. Sie ließ gewichtige Worte fallen in einen Kreis junger Leute, welche das ſeidene geſchlitzte Feſtwams mit dem breit ausgelegten Spitzenkragen, das reich bebänderte Beinkleid und die verwegenſten Schuhroſetten zur Schau trugen, dabei ſchon den Becher handhabten, um, wie ſie ſagten, die Feſtweine zu prüfen, und die Ausſprüche des Redſeligen luſtig auffingen, ihn zu immer neuen Mittheilungen ermunternd.

„Alſo, Vater Fauſch,“ lachte ein flotter Geſelle, „Ihr ſeid es, der das Genie des Oberſten aus den Windeln gewickelt hat, wodurch Ihr, ich will nicht ſagen die kleine, aber die verborgene Urſache großer Dinge

geworden ſeid! Geſteht, Ihr habt ihm auch ſeinen Plan eingehaucht, der eines Niccolò Machiavelli würdig iſt! Warum aber habt Ihr die Hauptrolle darin nicht ſelbſt übernommen?“

„Daß es probat ſei, Frankreich gegen Hiſpanien und Hiſpanien gegen Frankreich zu hetzen,“ verſetzte der Kleine, eine Kerze in der Hand, von ſeiner Höhe herunter, „und dann den Kopf leiſe aus der Schlinge zu ziehn, das mag ich Jürg in vertraulichen Stunden wohl angedeutet haben zur Zeit, als wir in der ſchönen Stadt Venezia zuſammentrafen. Selbſt aber das Geſchäft übernehmen konnte ich nicht, wenn ich nicht dem herben Weine meiner Denkungsart einen unächten Beiſatz geben und meine demokratiſche Vergangenheit beſchämen wollte. Nie ſah Bünden einen ehrenvollern Tag als jenen großen, da ich die franzöſiſche Ambaſſade über die Grenze wies.“ Und Fauſch machte eine gebieteriſche Geberde mit ſeiner Wachskerze.

„Bekannt! Bekannt wie die Schöpfungsgeſchichte!“ ſcholl es aus allen Ecken. „Etwas anderes, Vater Lorenz! — Erzählt uns lieber, wie Ihr, ein hartgeſottener Ketzer, Kellermeiſter bei ſeinen biſchöflichen Gnaden geworden ſeid.“

„Gern, meine Herren,“ verſetzte Fauſch, „es iſt in unſern Zeiten eine lehrreiche Geſchichte.

„Als seine Gnaden für ihren weltberühmten bischöflichen Keller einen Mann nach ihrem Herzen, ausgerüstet mit den erforderlichen Kenntnissen und Tugenden suchten, schrieben sie mir nach Venedig, an meiner ihnen wohlbekannten Person sei nur eines, das sie störe — die Verschiedenheit des Glaubens. Sie meinten, ihr Malanser würde ihnen nicht schmecken, wenn ihr Kellermeister und Mundschenk die bestimmte Aussicht hätte, dereinst in der Flamme ewigen Durst zu leiden, und drangen heftig in mich, zum Besten ihres Kellers und meiner Seele die protestantischen Ketzereien abzuthun. Lorenz Fausch aber, meine Herren, blieb fest und gelangte doch ans Ziel. Die Unterhandlung schloß damit, daß Gnaden einsahen, ein Apostat wäre nicht der Mann, ihnen reinen Wein einzuschenken."

Fausch verstummte, denn eben war ein junges Rathsglied zu der Gruppe getreten und erzählte mit Lebhaftigkeit, wie stolz der Oberst dem Bürgermeister Meyer die Urkunde überreicht und in wie wohlgesetzten Worten das zürcherische Standeshaupt den Glückwunsch seiner Vaterstadt zu Bündens glorreicher und wunderbarer Wiederherstellung vorgebracht habe.

„Der Heini Waser hat gleichfalls mit mir auf derselben Schulbank geschwitzt," rief Meister Lorenz von seinem Holzbock herunter. „Auch ein Pfiffikus! Aber

mit unſerm Jenatio verglichen, ein Ingenium zweiten Ranges. Wenn mein Jürg mir nur nicht hoffärtig wird! — Ich will heut Abend die Maskenfreiheit benützen, um ihm ſein erſtes geringes Kleid, den Pfarrrock, und die unterſte Staffel ſeines Ruhms, die arme Kanzel, in heilſame Erinnerung zu bringen. Gebt mir auf den Spaß wohl Acht, ihr Herren! Ich ſchleiche als Küſter hinter ihm her und ſpreche ihn um den Liedervers zu ſeiner Predigt an, ſo wahr ich Lorenz Fauſch heiße."

Unterdeſſen hatten ſich alle Lichter entzündet und der Saal begann ſich zu füllen. In den Niſchen der breiten Fenſter flüſterten junge Damen und verzeichneten auf ihren Fächern die Tänze, welche ſie den vor ihnen ſtehenden Cavalieren verſprochen. Allmälig erſchienen auch die Standesperſonen, voran der Amtsbürgermeiſter Meyer mit ſeiner vornehm blickenden Gemahlin, welche den runden Hals und die vollen Arme mit Perlenſchnüren umwunden, in einem golddurchwirkten Schleppkleide neben dem ſtattlichſten der Gatten einherſchritt. Bald nach ihnen betrat den Saal der Ritter Doctor Fortunatus Sprecher, den Alles ſich wunderte hier zu erblicken. Auch war ſein Antlitz trüb und unfeſtlich. Der allen rauſchenden Vergnügungen abholde Doctor hatte wohl ſich heute

Gewalt angethan um ſeines zürcheriſchen Freundes und Gaſtes willen, den er auch damit ehrte, daß er durch ihn ſein liebliches Töchterlein aufführen ließ. Fräulein Amantia ſah in ihrem weißen Seidenkleide und dem vorn von einer Blume aus Edelgeſtein zuſammengehaltenen Florwölklein um Nacken und Schultern an der Hand des ehren- und tugendfeſten Bürgermeiſters glücklich und verſchämt aus, faſt wie eine züchtige Braut.

Während Herr Waſer ſie unter ihre Freundinnen führte, welche dem Treppenaufgang und der Kammer der Juſtitia gegenüber am andern Ende des Saales jugendliche Gruppen bildeten, klangen die Stufen von Männertritten und Jenatſch betrat mit einem zahlreichen Gefolge ſeiner Offiziere die Tanzhalle. Sein gewaltiger Körperbau und ſein feuriges Antlitz machten ihn noch immer zum Mächtigſten und Schönſten unter Allen.

Noch ſtand er von vielen Seiten begrüßt neben dem Bürgermeiſter Meyer und ſeiner Gemahlin in der Mitte des Saales, als zu nicht geringem Schrecken dieſer Magiſtratsperſon der Doctor Sprecher mit einer Todtengräbermiene ſich unfern von ihnen unter den Kronleuchter ſtellte und, mit einer Bewegung der Rechten Schweigen verlangend, alſo zu reden anhub:

„Manche von Euch fragen mich, werthe Mitbürger, was dieſe Trauer meines Angeſichts bedeute, die ich

vergeblich um des heutigen Ehrenfestes willen unter der Maske der Heiterkeit zu verbergen trachte. Wollet es mir verzeihen, wenn ich ein großes Leid, das mir widerfahren ist, nicht länger verheimliche, weil ich überzeugt bin, daß es in vollstem Maße auch das Eurige ist, und wollet es den Boten nicht entgelten lassen, der Eure Freude in Trauer verwandeln muß.

Unser hoher Gönner und treuester Freund, der Herzog Heinrich Rohan, hat das Zeitliche gesegnet."

Hier wanderte Sprechers Blick durch die erst lautlos schweigende und jetzt bei seinem letzten Worte bestürzte Gesellschaft. „Ein Flugblatt mit dem Berichte seines Endes ist eben in meine Hände gekommen. Wollt Ihr die traurige Zeitung anhören?" fragte er, ein bedrucktes Papier aus der Brusttasche ziehend.

„Leset, leset!" ertönte es von allen Seiten.

Sprecher trocknete sich die Augen und begann:

„Allen evangelischen Herren, Städten und Landschaften deutscher Nation geschieht hiermit Kunde, daß Herzog Bernhard von Weimar bei Schloß und Stadt Rheinfelden eine glänzende Viktoria über die Kaiserlichen erfochten hat. In dieser Feldschlacht, die zwei Tage dauerte, wurde der in der Tracht eines gemeinen Reiters in unsern Reihen mitfechtende Herzog Heinz Rohan von dem Feinde nach tapferer Gegenwehr und

erlittener Verwundung zum Gefangenen gemacht; am zweiten Tage aber bei erneuertem Angriffe von dem Hauptmann Rudolf Wertmüller und seinem Reiterfähnlein mit fürtrefflicher Tapferkeit herausgehauen und im Triumphe ins Lager zurückgeführt. Herzog Bernhard ließ ihn in sein Zelt bringen, allwo die Wunde untersucht und ungefährlich, der edle Herr aber sehr schwach befunden wurde. Herr Bernhard wich nicht von seiner Seiten. Am fünften Tage danach, als es mit Herzog Heinz zum Sterben gehen sollte, verlangte er nach einem geistlichen deutschen Lied, wie er solche im Heer sonderlich gern hatte singen hören. Da versammelten sich wohl hundert Mann aus dem Lager, Reiter und Fußvolk, alle wohl geübt und erfahren in dieser fröhlichen Kunst, vor dem Gezelt des Herzogs und sangen ihm ein neu geistlich Lied, das unlängst in das Lager gekommen war und bald große Gunst gefunden hatte. Nach dem Gesätzlein:

Wohl Dir, Du Kind der Treue,
Du hast und trägst davon
Mit Lob und Dankgeschreie
Den Sieg und Ehrenkron . . .

that sich sachte das Gezelt auf und man winkete, daß der Herr selig verschieden sei. Als die Aerzte ihn öffneten, um ihn einzubalsamiren, fanden sie das Herz

von Kümmerniß gänzlich zerſtöret. So fuhr dahin in Ehren der edle Herzog Heinz aus Welſchland. Wenn einſt, wie wir alle unverrücket hoffen, das deutſche Reich erneuet wird in evangeliſcher Freiheit und großer Gloria, ſo wird man auch dieſes gottesfürchtigen welſchen Herzogs gedenken, dieweil er glaubenshalber aus ſeinem Vaterlande gewichen und nachdem er ſich ſeiner hohen Ehren demüthiglich abgethan, im evangeliſchen deutſchen Heer einen frommen Reitertod geſtorben iſt. Amen."

Tiefe Bewegung hatte ſich der ganzen Verſammlung bemächtigt, es bildeten ſich leiſe redende Gruppen. Wie damals da der Herzog am Thore von Chur Abſchied nahm, ſtand Jenatſch eine Weile allein mit verfinſtertem Antlitz.

Dann trat der Bürgermeiſter Meyer auf ihn zu und redete ihn herzlich und ehrerbietig an: „Wir Churer glauben Eurer Genehmigung gewiß zu ſein, Herr Oberſt, wenn wir Euch vorſchlagen, das Euch gebotene Dank- und Ehrenfeſt auf einen ſpätern Tag zu verlegen. Habt Ihr doch ſelbſt beſſer als jeder Andere das unſerm Lande wohlgewogene Gemüth des guten Herzogs gekannt und müßte es Euch doch ſelber ſchmerzen, wenn wir ſeinen Tod bei Fackelſchein und Reigentanz mit hartem Herzen zu feiern den Anſchein hätten."

Der Oberſt ſchwieg und ließ ſeine dunkeln Blicke verächtlich über die undankbare Menge ſchweifen, die über einem Verſchollenen und Todten die Gegenwart ihres Retters vergaß.

An dem obern Ende des Saales wurden die Lichter ſchon ausgelöſcht und die geſchmückten Frauen ließen ſich von ihren Cavalieren zur Treppe geleiten. Herr Sprecher hatte, einer der Erſten, das Rathhaus verlaſſen. Beſorglich legte ſich eine Hand auf den Arm des Oberſten und als er verſtimmt ſich umwandte, ſah er in das fragende Geſicht des zürcheriſchen Bürgermeiſters, der die in Thränen aufgelöſte Amantia wegführte.

„Ich muß mit Dir reden! Heute noch, Jürg! Bleibſt Du hier?“ flüſterte Waſer und, als Jenatſch ihm leicht zunickte: „So komm' ich wieder.“

Jetzt reckte ſich der Oberſt zu ſeiner ganzen Höhe empor und ſagte, das Haupt trotzig zurückwerfend, zu dem noch ſeiner Antwort harrenden Meyer, doch ſo, daß ſeine bebende Stimme durch den ganzen Saal klang: „Ich will mein Feſt, Bürgermeiſter. Geht oder bleibt nach Eurem Belieben!“ —

Verwirrung füllte den Saal, unheimliche Dämmerung hatte ſich zu verbreiten begonnen, in deren Schutz die meiſten angeſehenen Churer und faſt alle Frauen

sich unbemerkt entfernt hatten. Doch auf des Obersten herrisches Wort entzündeten sich die Lichter von Neuem und beleuchteten den beginnenden Reigen. Aber die Gäste waren andere geworden und die Feier schien sich in eine wilde Lustbarkeit verwandeln zu wollen.

Bevor Waser die Treppe erreichte, war sein Auge an einer großen Frauengestalt in dunkler venetianischer Tracht haften geblieben, die dem Strome der forteilenden, den Stufen zudrängenden Churerinnen allein entgegen schritt. Es war etwas in der eigenthümlichen Haltung dieses edelgeformten Hauptes, in der traurigen Gluth dieser durch die sammtene Halbmaske blickenden, suchenden Augen, das ihn seltsam schaurig berührte.

Er sah ihr nach, wie sie, das Gewühl der Tanzenden meidend, die Kammer der Justitia betrat. Diese hohe, reiche Gestalt kannte er nicht, aber sie mußte auch Jenatsch aufgefallen sein, denn der Oberst richtete sogleich seinen Gang nach derselben Schwelle. Ob er sie überschritt, das sah Waser nicht mehr, das Gedränge auf der Treppe wurde jetzt so groß, daß der Bürgermeister seiner ganzen Würde und Vorsicht bedurfte, um die verwirrte Amantia ungefährdet durch den Engpaß zu bringen. Es war ein toller Maskenzug, der die Treppe hinauf stürmte, wilde Gesellen unter der Führung einer kolossalen Bärin, der ein großes Schild

mit den Wappen der drei Bünde an einer Kette um den zottigen Hals hing.

Sobald Waser die heimgeleitete Amantia einer alten Dienerin übergeben hatte, eilte er wieder nach dem Rathhause zurück, ohne nach dem Doctor zu fragen, dem er es nicht leicht verzieh, daß er das unschuldige Flugblatt in so feindseliger und hinterlistiger Weise zur Beleidigung des Obersten ausgebeutet hatte.

Schon von fern sah er vor dem Staatsgebäude ein unsicher beleuchtetes verworrenes Gewühl und es ward ihm schwer, bis zur Hauspforte vorzudringen. Die gleichen Masken, denen er vor einer halben Stunde auf der Treppe begegnet war, entstürzten jetzt dem Hausflur in wilder Hast. Inmitten des an die dreißig Vermummte zählenden Haufens glaubte er plötzlich im Scheine einer sprühenden Fackel die ungeheure Bärin zu erblicken, die zerzaust und blutig mit einer über die Schultern gelegten Puppe oder Leiche davon schritt. Waser hatte die Thüre erreicht. Er warf einen Blick auf die Wendeltreppe, sie füllte sich eben wieder mit taumelnden Gästen, die wirr durcheinander schrieen und hastig davoneilten.

Oben verstummte mit abgerissenen Tönen die Musik.

Jetzt gewahrte Waser hart neben sich einen unter-

ſetzten Franziskanermönch, deſſen von der Capuze beſchattetes Augenpaar er forſchend auf ſich gerichtet fühlte. Eine Maske war das nicht. Der Mönch warf ſeine regentriefende Capuze zurück und Waſer erkannte das nüchterne, geiſteskräftige Geſicht des Paters Pancraz und ſeine klug blitzenden Augen. Die beiden Männer ſchüttelten ſich die Hände.

„Thun wir uns zuſammen, Herr Bürgermeiſter,“ ſagte der Pater leis aber eindringlich. „Welt und Kirche, Ehrenkette und Kuttenſtrick im Bunde werden durch den tollſten Spuck dringen! Ich leſe auf Eurem Geſicht, daß Ihr wie ich in Sorge ſeid um den Oberſten. Etwas iſt droben vorgefallen. Was ſie dort fortſchleppten — ich habe das niederhangende Haupt ſcharf angeſehn — war der todte oder ohnmächtige Rudolf Planta. Um den iſt's kein Schade und an der Faſtnacht ſind blutige Köpfe nichts beſonderes, aber gut iſt's doch, wenn wir hinaufkommen!“

Bei dieſen Worten ſchob er den Bürgermeiſter in eine geſicherte Ecke und ſtellte ſich vor ihn, denn ein paar trunkene Officiere ſtürzten ſich eben, mit den Degen fuchtelnd, in die Menge hinunter.

Der Pater verſchwieg ſeine Hauptſorge — Lucretia. Er war, durch das Unwetter verſpätet, vor einer Stunde

erst in Chur angelangt, hatte die alte Gräfin Travers, die, hinfällig wie sie war, sich frühzeitig zur Ruhe gelegt hatte, zwar nicht gesehn, aber von der Dienerschaft erfahren, das Fräulein sei noch vor Mittag angelangt, habe ihrer Muhme Gesellschaft geleistet und sich dann, wie sie bisweilen zu thun pflegte, in ein für ihren Besuch immer bereit gehaltenes Gemach zurückgezogen, um sich umzukleiden. Erst vor Kurzem habe sie, in ein weites Uebergewand gehüllt, das Haus wieder verlassen. Ihr Knecht, der Sohn des Riedberger Kastellans, sei ihr auf diesem Gange mit der Fackel vorangeschritten. Wohin sie sich habe geleiten lassen, wußte niemand zu sagen.

Pancratius hatte aus dem Berichte der Dienstleute zu Riedberg Verdacht geschöpft, der junge Planta, den er für einen Feigling hielt, möchte in Bünden beherztere Genossen gefunden haben. Er fürchtete, der Neid der mächtigen Familien, die Georg Jenatsch beleidigt hatte, könnte, durch seinen letzten größten Erfolg aufgestachelt, in mörderische Gewaltthat ausbrechen. Damit mußte Lucretias Verschwinden zusammenhangen, denn bei ihrer Gemüthsart zweifelte er nicht, daß sie als Mitschuldige oder als Warnerin in das Unheil verflochten sei. Dieses aber schwebte über dem Haupte des Obersten, — als die eine oder

die andere war sie in seine Nähe gebannt und er eilte sie dort zu suchen.

Und Lucretia war es gewesen, deren ernste feierliche Gestalt dem zürcherischen Bürgermeister in der Verwirrung des Aufbruchs im Saale begegnet und deren Schritten Jenatsch mit aufglühender Freude in die Kammer der Justitia gefolgt war.

„Willkommen Lucretia!" rief Georg der sich nach ihm Umwendenden entgegen, „ich danke Dir, daß Du an meinem Feste nicht fehlst. Du bringst mir die Freude! Die Welt ist mir schal geworden, ihre Beuten und Ehren sind mir ein Ekel! Gieb mir meine junge, frische Seele wieder! Sie ging mir längst verloren — sie blieb bei Dir. Gieb mir sie mit Deinem treuen Herzen! Du hast sie darin aufbewahrt!" Er umfaßte sie mit beiden Armen und drückte ihr Haupt, dem die Maske entfiel, an seine Brust.

„Hüte Dich, hüte Dich, Jürg!" flüsterte sie, seiner Umschlingung widerstrebend und erhob zu ihm Augen voll unendlicher Angst und Liebe.

Er mißverstand sie. „Ich weiß es schon," rief er, „auf Riedberg wird keine Hochzeit gefeiert! Kehre nie-

mals dorthin zurück! Du bleibst bei mir auf ewig! Wir verreiten noch heute nach Davos! — Jetzt aber zum Reigen!“ —

Im Saale erklang eine rauschende wilde Tanzweise. Jenatsch löste seinen Degengurt, warf die Waffe auf einen Sitz und umfaßte Lucretia fester. Ihre Augen hafteten starr an der Thür, wo, hereinblickend, verlarvte Gestalten sich drängten. Sie hatte die scharfe widrige Stimme Rudolfs vernommen.

Jetzt stellte sich eine kleine Ungestalt im langen schwarzen Rocke eines Küsters mit lächerlichen Bücklingen vor den Obersten. Die Schiefertafel in der einen, ein Stück Kreide in der andern Hand, fragte sie näselnd: „Welchen Psalm oder Liedervers belieben der Herr Pfarrer von Scharans heut vor der Predigt singen zu lassen?“

Jenatsch erkannte sogleich das große Haupt und die kurzen ehrlichen Finger des Kellermeisters Fausch. „Ei, Du bist zu fett für eine Kirchenmaus!“ rief er ihm zu, „doch mein Verslein sollst Du haben:

Selig lebt und freudig stirbt
Wen die Lieb' umfangen! . . .

Das laß mir singen.“ —

Der Kellermeister warf einen listig beobachtenden

Blick auf die ſich umſchlungen Haltenden und drückte ſeine dicke Perſon, als wollte er ſie von ſeiner Gegenwart befreien, ſo raſch er konnte, durch die Masken an der Thüre in den Saal hinaus, wo die Paare, vom Raſen der Geigen und Pauken fortgeriſſen, immer ſchneller vorüberwirbelten. Fauſch hatte nicht bemerkt, wie ängſtlich Lucretia beſtrebt war, ihm, Jenatſch mit ſich fortziehend, auf dem Fuße zu folgen.

Schon war es zu ſpät. Das Zimmer füllte ſich mit einem wilden Maskenhaufen und es war eine Unmöglichkeit geworden, den umdrängten Ausgang zu gewinnen. Auch dachte Jenatſch nicht mehr daran. Er war verſunken in die wunderbare, wie von zerſtörenden innern Flammen beleuchtete Schönheit ſeiner Braut und führte ſie, dem Maskenſpiel in der Mitte des Gemaches Raum gebend, in eine Fenſternische. Doch das den Zug anführende Bärenungeheuer mit den Wappen der drei Bünde auf der Bruſt ſchritt ſchwerfällig auf ihn zu, ſtreckte, ihm auf den Leib rückend, die rechte Tatze aus und begann mit brummender Stimme: „Ich bin die Respublica der drei Bünde und begehre mit meinem Helden ein Tänzlein zu thun!“

„Das darf ich nicht ausſchlagen, obgleich ich meine Dame ungern laſſe,“ erwiederte Jenatſch und reichte der Bärin, den Fuß wie zum Tanze hebend, bereit-

willig die Rechte. Diese aber schlug die beiden Tatzen um die gebotene Hand und packte sie mit eiserner Mannesgewalt. Zugleich zog sich der Larvenkreis eng um den Festgehaltenen zusammen und überall wurden Waffen bloß.

Lucretia drängte sich fest an die linke Seite des Umstellten, wie um ihn zu decken. Sie hatte ihm keine Waffe zu reichen. Wieder traf die Stimme Rudolfs ihr Ohr. „Dies, Lucretia, für die Ehre der Planta," flüsterte er dicht hinter ihr und sie sah, mit halbgewandtem Haupte, wie seine feine spanische Klinge vorsichtig eine gefährliche Stelle zwischen den Schulterblättern Georgs suchte, der eben mit der freien Linken einen schweren ehernen Leuchter auf dem Schenktische erreicht hatte, und, dessen gewichtigen Fuß gegen die Angreifer schwingend, die von vorn fallenden Hiebe parirte.

Da schmetterte ein Axtschlag neben ihr nieder. Sie erblickte ihren treuen Lucas, ohne Maske und barhaupt, der von hinten vordringend, ein altes Beil zum zweiten Mal auf Rudolfs bleiches Haupt fallen ließ und ihn anschrie: „Weg, Schurke! Das ist nicht Deines Amtes." Dann warf er den Sterbenden auf die Seite, drückte Lucretia weg und stand mit erhobener Axt vor Jenatsch. Der Starke, der schon aus vielen

Wunden blutete, ſchlug mit wuchtiger Fauſt ſeinen Leuchter blindlings auf das graue Haupt. Lautlos ſank der alte Knecht auf Lucretias Füße. Sie neigte ſich zu ihm nieder und er gab ihr mit brechendem Blicke das blutige Beil in die Hand. Es war die Axt, mit der einſt Pompejus Planta erſchlagen worden war. In Verzweiflung richtete ſie ſich auf, ſah Jürg ſchwanken, von gedungenen Mördern umſtellt, von feigen Waffen umzuckt und verwundet, — jetzt, in plötzlichem Entſchluß, hob ſie mit beiden Händen die ihr vererbte Waffe und traf mit ganzer Kraft das theure Haupt. Jürgs Arme ſanken, er blickte die hoch vor ihm Stehende mit voller Liebe an, ein düſterer Triumph flog über ſeine Züge, dann ſtürzte er ſchwer zuſammen.

Als Lucretia ihrer Sinne wieder mächtig wurde, kniete ſie neben der Leiche, das Haupt des Erſchlagenen lag in ihrem Schooß. Das Gemach war leer, neben ihr aber ſtand Pancraz und legte die Hand auf ihre Schulter, während unter der Thüre Fauſch dem Bürgermeiſter Waſer das Ereigniß jammernd erzählte.

Willig wie ein Kind folgte ſie dem Mönch, der ſie von der Unglücksſtätte wegführte. Waſer aber übernahm die Leichenwache.

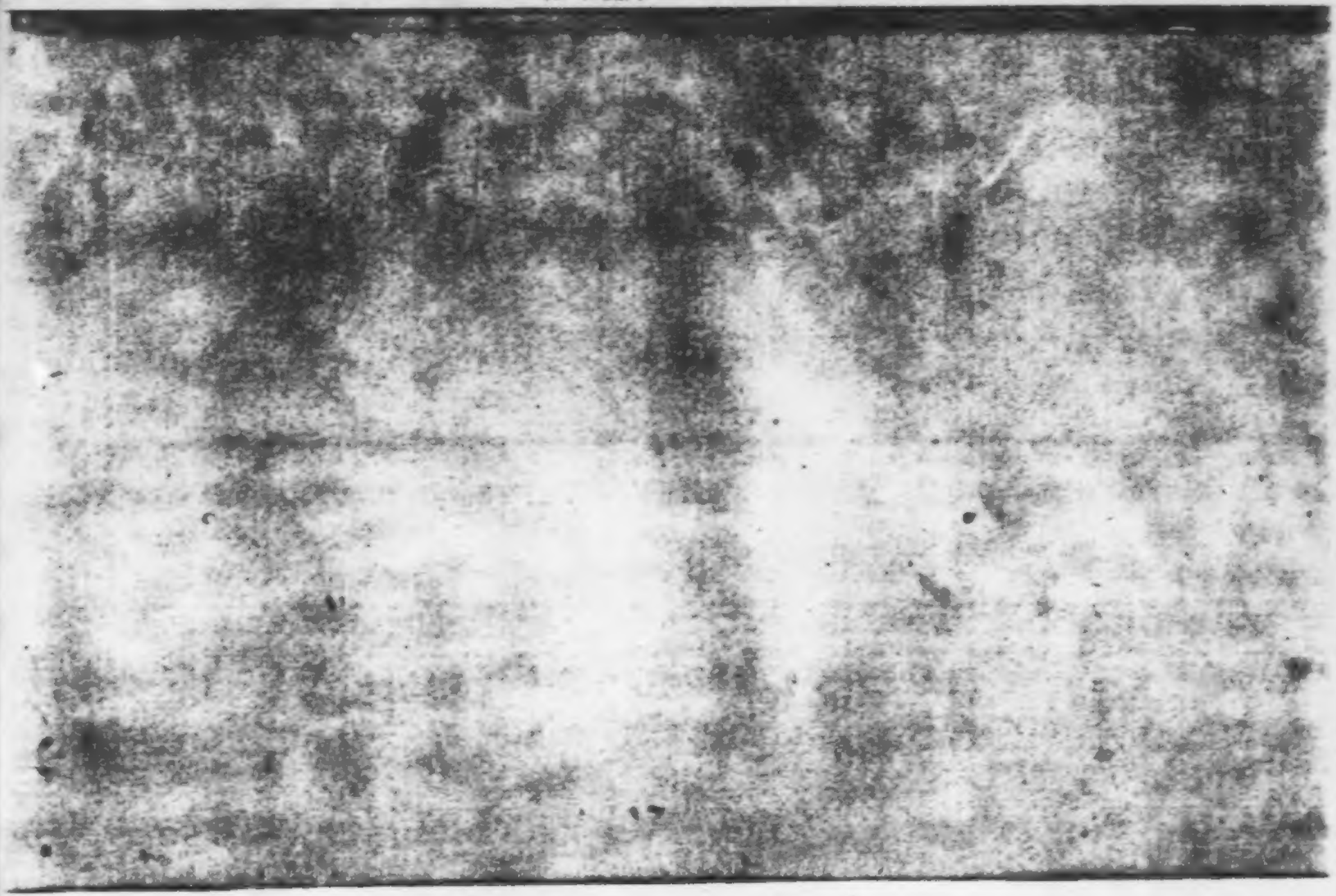
Nicht lange blieb er allein. Als das erſte Entſetzen vorüber war und die Verwirrung der Gemüther

sich löste, kamen die Häupter der Stadt eines nach dem anderen in die Todtenkammer und klagten um Bündens größten Mann, seinen Befreier und Wiederhersteller.

Sie verzichteten darauf, die Urheber seines Todes, die ihnen als die Werkzeuge eines nothwendigen Schicksals erschienen, vor Gericht zu ziehen. Keine neue Parteiung und Rache sollte aus seinem Blute entstehen, — er hätte es selbst nicht gewollt. Aber sie beschlossen, ihn mit ungewöhnlichen, seinen Verdiensten um das Land angemessenen Ehren zu bestatten.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.



5.54

Die Hochzeit des Mönchs.

Novelle

von

Conrad Ferdinand Meyer.

Leipzig,

Verlag von H. Haessel.

1884

Div 3286

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem Andenken

Heinrich Laube's

gewidmet

von Verfasser und Verleger.

Bayerische
Staats-Bibliothek
München

Es war in Verona. Vor einem breiten Feuer, das einen weiträumigen Herd füllte, lagerte in den bequemsten Stellungen, welche der Anstand erlaubt, ein junges Hofgesinde männlichen und weiblichen Geschlechtes um einen ebenso jugendlichen Herrscher und zwei blühende Frauen. Dem Herde zur Linken saß diese fürstliche Gruppe, welcher die Uebrigen in einem Viertelkreise sich anschlossen, die ganze andere Seite des Herdes nach höfischer Sitte frei lassend. Der Gebieter war derjenige Scaliger, welchen sie Cangrande nannten. Von den Frauen, in deren Mitte er saß, mochte die nächst dem Herd etwas zurück und ins Halbdunkel gelehnte sein Eheweib, die andere, vollbeleuchtete, seine Verwandte oder Freundin sein, und es wurden mit bedeutsamen Blicken und halblautem Gelächter Geschichten erzählt.

Jetzt trat in diesen sinnlichen und muthwilligen

Kreis ein gravitätischer Mann, dessen große Züge und lange Gewänder aus einer andern Welt zu sein schienen. „Herr, ich komme, mich an deinem Herde zu wärmen," sprach der Fremdartige halb feierlich, halb geringschätzig, und verschmähte hinzuzufügen, daß die lässige Dienerschaft trotz des frostigen Novemberabends vergessen oder versäumt hatte, Feuer in der hochgelegenen Kammer des Gastes zu machen.

„Setze dich neben mich, mein Dante," erwiderte Cangrande, „aber wenn du dich gesellig wärmen willst, so blicke mir nicht nach deiner Gewohnheit stumm in die Flamme! Hier wird erzählt, und die Hand, welche heute Terzinen geschmiedet hat — auf meine astrologische Kammer steigend, hörte ich in der deinigen mit dumpfem Gesange Verse scandiren — diese wuchtige Hand darf es heute nicht verweigern, das Spielzeug eines kurzweiligen Geschichtchens, ohne es zu zerbrechen, zwischen ihre Finger zu nehmen. Beurlaube die Göttinnen" — er meinte wohl die Musen — „und vergnüge dich mit diesen schönen Sterblichen." Der Scaliger zeigte seinem Gaste mit einer leichten Handbewegung die zwei Frauen, von welchen die größere, die scheinbar gefühllos im Schatten saß, nicht daran dachte

einem leichten deutschen Accent aussprechend, ein Kriegsmann von treuherzigem Aussehen, Germano mit Namen, der einen Ringelpanzer und einen lang herabhangenden Schnurrbart trug. „Ich selbst erzählte den jungen Manuccio, welcher über die Mauern seines Klosters sprang, um Krieger zu werden.“

„Er that recht,“ erklärte Dante, „er hatte sich selbst getäuscht über seine Anlage.“

„Ich, Meister,“ plauderte jetzt eine kecke, etwas üppige Paduanerin, Namens Isotta, „habe die Helena Manente erzählt, welche eben die erste Locke unter der geweihten Scheere verscherzt hatte, aber schnell die übrigen mit den beiden Händen deckte und ihr Nonnengelübde verschluckte, denn sie hatte ihren in barbareske Sklaverei gerathenen und höchst wunderbar daraus erretteten Freund unter dem Volk im Schiff der Kirche erblickt, wie er die gelösten Ketten“ — sie wollte sagen: an der Mauer aufhing, aber ihr Geschwätze wurde von dem Munde Dantes zerschnitten.

„Sie that gut,“ sagte er, „denn sie handelte aus der Wahrheit ihrer verliebten Natur. Von alledem ist hier die Rede nicht, sondern von einem ganz andern Falle: wenn nämlich ein Mönch nicht aus eigenem

Triebe, nicht aus erwachter Weltluſt oder Weltkraft, nicht weil er ſein Weſen verkannt hätte, ſondern einem Andern zuliebe, unter dem Druck eines fremden Willens, wenn auch vielleicht aus heiligen Gründen der Pietät, untreu an ſich wird, ſich ſelbſt mehr noch als der Kirche gegebene Gelübde bricht und eine Kutte abwirft, die ihm auf dem Leibe ſaß und ihn nicht drückte. Wurde das ſchon erzählt? Nein? Gut, ſo werde ich es thun. Aber ſage mir, wie endet ſolches Ding, mein Gönner und Beſchützer?“ Er hatte ſich ganz gegen Cangrande gewendet.

„Nothwendig ſchlimm,“ antwortete dieſer ohne Beſinnen. „Wer mit freiem Anlaufe ſpringt, ſpringt gut; wer geſtoßen wird, ſpringt ſchlecht.“

„Du redeſt die Wahrheit, Herr,“ beſtätigte Dante, „und nicht anders, wenn ich ihn verſtehe, meint es auch der Apoſtel, wo er ſchreibt: daß Sünde ſei, was nicht aus dem Glauben gehe, das heißt aus der Ueberzeugung und Wahrheit unſerer Natur.“

„Muß es denn überhaupt Mönche geben?“ kicherte eine gedämpfte Stimme aus dem Halbdunkel, als wollte ſie ſagen: jede Befreiung aus einem an ſich unnatürlichen Stande iſt eine Wohlthat.

Die dreiſte und ketzeriſche Aeußerung erregte hier kein Aergerniß, denn an dieſem Hofe wurde das kühnſte Reden über kirchliche Dinge geduldet, ja belächelt, während ein freies oder nur unvorſichtiges Wort über den Herrſcher, ſeine Perſon oder ſeine Politik, verderben konnte.

Dantes Auge ſuchte den Sprecher und entdeckte denſelben in einem vornehmen jungen Kleriker, deſſen Finger mit dem koſtbaren Kreuze tändelten, welches er über dem geiſtlichen Gewande trug.

„Nicht meinetwegen," gab der Florentiner bedächtig zur Antwort. „Mögen die Mönche ausſterben, ſobald ein Geſchlecht erſteht, welches die beiden höchſten Kräfte der Menſchenſeele, die ſich auszuſchließen ſcheinen, die Gerechtigkeit und die Barmherzigkeit vereinigen lernt. Bis zu jener ſpäten Weltſtunde verwalte der Staat die eine, die Kirche die andere. Da aber die Uebung der Barmherzigkeit eine durchaus ſelbſtloſe Seele fordert, ſo ſind die drei mönchiſchen Gelübde gerechtfertigt; denn es iſt weniger ſchwer, wie die Erfahrung lehrt, der Luſt ganz als halb zu entſagen."

„Giebt es aber nicht mehr ſchlechte Mönche als gute?" fragte der geiſtliche Zweifler weiter.

„Nein," behauptete Dante, „wenn man die menschliche Schwachheit berücksichtigt. Es müßte denn mehr ungerechte Richter als gerechte, mehr feige Krieger als beherzte, mehr schlechte Menschen als gute geben."

„Und ist das nicht der Fall?" flüsterte der im Halbdunkel.

„Nein," entschied Dante, und eine himmlische Verklärung erleuchtete seine strengen Züge. „Fragt und untersucht unsere Philosophie nicht: wie ist das Böse in die Welt gekommen? Wären die Bösen in der Mehrzahl, so frügen wir: wie kam das Gute in die Welt?"

Diese stolzen und dunkeln Sätze imponirten der Gesellschaft, erregten aber auch die Besorgniß, der Florentiner möchte sich in seine Scholastik vertiefen statt in seine Geschichte.

Cangrande sah, wie seine junge Freundin ein hübsches Gähnen verwand. Unter solchen Umständen ergriff er das Wort und fragte: „Erzählst du uns eine wahre Geschichte, mein Dante, nach Dokumenten? oder eine Sage des Volksmundes? oder eine Erfindung deiner bekränzten Stirne?"

Dieser antwortete langsam betonend: „Ich entwickle meine Geschichte aus einer Grabschrift."

„Aus einer Grabschrift?“

„Aus einer Grabschrift, die ich vor Jahren bei den Franciskanern in Padua gelesen habe. Der Stein, welcher sie trägt, lag in einem Winkel des Klostergartens, allerdings unter wildem Rosengesträuch versteckt, aber doch den Novizen zugänglich, wenn sie auf allen Vieren krochen und sich eine von Dornen zerkritzte Wange nicht reuen ließen. Ich befahl dem Prior — will sagen, ich ersuchte ihn, den fraglichen Stein in die Bibliothek zu versetzen und unter die Hut eines Greises zu stellen.“

„Was sagte denn der Stein?“ ließ sich jetzt die Gemahlin des Fürsten nachlässig vernehmen.

„Die Inschrift,“ erwiderte Dante, „war lateinisch und lautete: „Hic jacet monachus Astorre cum uxore Antiope. Sepeliebat Azzolinus.““

„Was heißt denn das?“ fragte die Andere neugierig.

Cangrande übersetzte fließend: „Hier schlummert der Mönch Astorre neben seiner Gattin Antiope. Beide begrub Ezzelin.“

„Der abscheuliche Tyrann!“ rief die Empfindsame. „Gewiß hat er die Beiden lebendig begraben lassen,

weil ſie ſich liebten, und das Opfer noch in der Gruft gehöhnt, indem er es die Gattin des Mönches nannte. Der Grauſame!"

„Kaum," meinte Dante. „Das hat ſich in meinem Geiſte anders geſtaltet und iſt auch nach der Geſchichte unwahrſcheinlich. Denn Ezzelin bedrohte wohl eher den kirchlichen Gehorſam als den Bruch geiſtlicher Gelübde. Ich nehme das „sepeliebat" in freundlichem Sinne: er gab den Beiden ein Begräbniß."

„Recht," rief Cangrande freudig, „du denkſt wie ich, Florentiner! Ezzelino war eine Herrſchernatur und, wie ſie einmal ſind, etwas rauh und gewaltſam. Neun Zehntel ſeiner Frevel haben ihm die Pfaffen und das fabelſüchtige Volk angedichtet."

„Möchte dem ſo ſein!" ſeufzte Dante. „Wo er übrigens in meiner Fabel auftritt, iſt er noch nicht das Ungeheuer, welches uns, wahr oder falſch, die Chronik ſchildert, ſondern ſeine Grauſamkeit beginnt ſich nur erſt zu zeichnen, mit einem Zug um den Mund ſo zu ſagen —"

„Eine gebietende Geſtalt," vollendete Cangrande feurig das Bildniß, „mit geſträubtem ſchwarzen Stirnhaar, wie du ihn in deinem zwölften Geſange als

einen Bewohner der Hölle malst. Woher hast du dieses schwarzhaarige Haupt?“

„Es ist das deinige,“ versetzte Dante kühn, und Cangrande fühlte sich geschmeichelt.

„Auch die übrigen Gestalten der Erzählung,“ fuhr er mit lächelnder Drohung fort, „werde ich, ihr gestattet es?“ — und er wendete sich gegen die Umsitzenden — „aus eurer Mitte nehmen und ihnen eure Namen geben: euer Inneres lasse ich unangetastet, denn ich kann nicht darin lesen.“

„Meine Miene gebe ich dir preis,“ sagte großartig die Fürstin, deren Gleichgültigkeit zu weichen begann.

Ein Gemurmel der höchsten Aufregung lief durch die Zuhörer, und: „Deine Geschichte, Dante!“ raunte es von allen Seiten, „deine Geschichte!“

„Hier ist sie,“ sagte dieser und erzählte.

Wo sich der Gang der Brenta in einem schlanken Bogen der Stadt Padua nähert, ohne diese jedoch zu berühren, glitt an einem himmlischen Sommertage unter gedämpftem Flötenschall eine bekränzte, von festlich Gekleideten überfüllte Barke auf dem schnellen, aber ruhigen Wasser. Es war die Brautfahrt des Umberto

Vicedomini und der Diana Pizzaguerra. Der Paduaner hatte ſich ſeine Verlobte aus einem am obern Laufe des Fluſſes gelegenen Kloſter geholt, wohin, kraft einer alten ſtädtiſchen Sitte, Mädchen von Stande vor ihrer Hochzeit zum Behufe frommer Uebungen ſich zurückzuziehen pflegen. Sie ſaß in der Mitte der Barke auf einem purpurnen Polſter zwiſchen ihrem Bräutigam und den drei blühenden Knaben ſeines erſten Bettes. Umberto Vicedomini hatte vor fünf Jahren, da die Peſt in Padua wüthete, das Weib ſeiner Jugend begraben und, obwohl in der Kraft der Männlichkeit ſtehend, nur ſchwer und widerwillig, auf das tägliche Drängen eines alten und ſiechen Vaters, zu dieſem zweiten Ehebunde ſich entſchloſſen.

Mit eingezogenen Rudern fuhr die Barke, dem Willen des Stromes ſich überlaſſend. Die Bootsknechte begleiteten die ſanfte Muſik mit einem halblauten Geſange. Da verſtummten beide. Aller Augen hatten ſich nach dem rechten Ufer gerichtet, an welchem ein großer Reiter ſeinen Hengſt bändigte und mit einer weiten Geberde nach der Barke herüber grüßte. Scheues Gemurmel durchlief die Reihen der Sitzenden. Die Ruderer riſſen ſich die rothen Mützen vom Kopfe und

nen Bruder ſuchen," rief er, „bis ich ihn finde." „Ich helfe dir, Mönch," ſagte der Tyrann, „doch ich zweifle, daß wir ihn retten: ich ſah ihn, wie er ſeine Knaben umſchlang und, von den Dreien umklammert, ſchwer in die Tiefe ging."

Inzwiſchen hatte ſich die Brenta mit Fahrzeugen bedeckt. Es wurde gefiſcht mit Stangen, Haken, Angeln, Netzen, und in der raſch wechſelnden Scene vervielfältigte ſich über den Suchenden und den gehobenen Bürden die Geſtalt des Herrſchers.

„Komm, Mönch!" ſagte er endlich. „Hier giebt es für dich nichts mehr zu thun. Umberto und ſeine Knaben liegen nunmehr zu lang in der Tiefe, um ins Leben zurückzukehren. Der Strom hat ſie verſchleppt. Er wird ſie ans Ufer legen, wann er ihrer müde iſt. Aber ſiehſt du dort die Zelte?" Man hatte deren eine Zahl am Strande der Brenta zum Empfange der mit der Hochzeitsbarke Erwarteten aufgeſchlagen und jetzt die Todten oder Scheintodten hineingelegt, welche von ihren ſchon aus dem nahen Padua herbeigeeilten Verwandten und Dienern umjammert wurden. „Dort, Mönch, verrichte, was deines Amtes iſt: Werke der Barmherzigkeit! Tröſte die Lebenden! Beſtatte die Todten!"

Der Mönch hatte das Ufer betreten und den Reichsvogt aus den Augen verloren. Da kam ihm aus dem Gedränge Diana entgegen, die Braut und Wittwe ſeines Bruders, troſtlos, aber ihrer Sinne wieder mächtig. Noch trieften die ſchweren Haare, aber auf ein gewechſeltes Gewand: ein mitleidiges Weib aus dem Volke hatte ihr im Gezelt das eigene gegeben und ſich des koſtbaren Hochzeitskleides bemächtigt. „Frommer Bruder," wendete ſie ſich an Aſtorre, „ich bin verlaſſen: die mir beſtimmte Sänfte iſt in der Verwirrung mit einer Andern, Lebenden oder Todten, in die Stadt zurückgekehrt. Begleite mich nach dem Hauſe meines Schwiegers, der dein Vater iſt!"

Die junge Wittwe täuſchte ſich. Nicht in der Beſtürzung und Verwirrung, ſondern aus Feigheit und Aberglauben hatte das Geſinde des alten Vicedomini ſie im Stiche gelaſſen. Es fürchtete ſich, dem jähzornigen Alten eine Wittib und mit ihr die Kunde von dem Untergange ſeines Hauſes zu bringen.

Da der Mönch viele ſeinesgleichen unter den Zelten und im Freien mit barmherzigen Werken beſchäftigt ſah, willfahrte er dem Geſuch. „Gehen wir," ſagte er und ſchlug mit dem jungen Weibe die Straße nach

der Stadt ein, deren Thürme und Kuppeln auf dem blauen Himmel wuchsen. Der Weg war bedeckt mit Hunderten, die an den Strand eilten oder vom Strande zurückkehrten. Die Beiden schritten, oft von einander getrennt, aber sich immer wieder findend, in der Mitte der Straße, ohne mit einander zu reden, und wandelten jetzt schon durch die Vorstadt, wo die Gewerbe hausen. Hier standen überall — das Unglück auf der Brenta hatte die ganze Bevölkerung auf die Beine gebracht — laut plaudernde oder flüsternde Gruppen, welche das zufällige Paar, das den Bruder und den Bräutigam verloren hatte, mit theilnehmender Neugierde betrachteten.

Der Mönch und Diana waren Gestalten, die jedes Kind in Padua kannte. Astorre, wenn er nicht für einen Heiligen galt, hatte doch den Ruf des musterhaften Mönches. Er konnte der Stadtmönch von Padua heißen, den das Volk verehrte und auf den es stolz war. Und mit Grund: denn er hatte auf die Vorrechte seines hohen Adels und den unermeßlichen Besitz seines Hauses tapfer, ja freudig verzichtet und gab sein Leben in Zeiten der Seuche oder bei andern öffentlichen Fährlichkeiten, ohne zu markten, für den Geringsten

und die Aermſte preis. Dabei war er mit ſeinem kaſtanienbraunen Kraushaar, ſeinen warmen Augen und ſeiner edeln Geberde ein anmuthender Mann, wie das Volk ſeine Heiligen liebt.

Diana war in ihrer Weiſe nicht weniger namhaft, ſchon durch die Vollkraft des Wuchſes, welche das Volk mehr als die zarten Reize bewundert. Ihre Mutter war eine Deutſche geweſen, ja eine Stauſin, wie Einige behaupteten, freilich nur dem Blute, nicht dem Geſetze nach. Deutſchland und Welſchland hatten zuſammen als gute Schweſtern dieſe große Geſtalt gebaut.

Wie herb und ſtrenge Diana mit ihresgleichen umging, mit den Geringen war ſie leutſelig, ließ ſich ihre Händel erzählen, gab kurzen und deutlichen Beſcheid und küßte die zerlumpteſten Kinder. Sie ſchenkte und ſpendete ohne Beſinnen, wohl weil ihr Vater, der alte Pizzaguerra, nach Vicedomini der reichſte Paduaner, zugleich der ſchmutzigſte Geizhals war, und Diana ſich des väterlichen Laſters ſchämte.

So verheirathete das ihr geneigte Volk in ſeinen Schenken und Plauderſtuben Diana monatlich mit irgend einem vornehmen Paduaner, doch die Wirklichkeit trug dieſen frommen Wünſchen keine Rechnung. Drei

Hinderniſſe erſchwerten eine Brautſchaft: die hohen und oft finſtern Brauen Dianas, die geſchloſſene Hand ihres Vaters und die blinde Anhänglichkeit ihres Bruders Germano an den Tyrannen, bei deſſen möglichem Falle der treue Diener mit zu Grunde gehen mußte, ſeine Sippe nach ſich ziehend.

Endlich verlobte ſich mit ihr, ohne Liebe wie es ſtadtkundig war, Umberto Vicedomini, der jetzt in der Brenta lag.

Uebrigens waren die Beiden ſo verſunken in ihren gerechten Schmerz, daß ſie das eifrige Geſchwätze, welches ſich an ihre Ferſen heftete, entweder nicht vernahmen oder ſich wenig um daſſelbe bekümmerten. Nicht das gab Anſtoß, daß der Mönch und das Weib neben einander ſchritten. Es erſchien in der Ordnung, da der Mönch an ihr zu tröſten hatte und ſie wohl Beide denſelben Weg gingen: zu dem alten Vicedomini, als die nächſten und natürlichen Boten des Geſchehenen.

Die Weiber bejammerten Diana, daß ſie einen Mann habe heirathen müſſen, der ſie nur als Erſatz für eine theure Geſtorbene genommen, und beklagten ſie in demſelben Athemzuge, daß ſie dieſen Mann vor der Ehe eingebüßt habe.

Die Männer dagegen erörterten mit wichtigen Geberden und den ſchlauſten Mienen eine brennende Frage, welche ſich über den in der Brenta verſunkenen vier Stammhaltern des erſten paduaniſchen Geſchlechtes eröffnet hatte. Die Glücksgüter der Vicedomini waren ſprichwörtlich. Das Familienhaupt, ein ebenſo energiſcher als liſtiger Menſch, der es fertig gebracht hatte, mit Beiden, dem fünffach gebannten Tyrannen von Padua und der dieſen verdammenden Kirche auf gutem Fuße zu bleiben, hatte ſich lebelang nicht im geringſten mit etwas Oeffentlichem beſchäftigt, ſondern ein zähes Daſein und prächtige Willenskräfte auf ein einziges Ziel gewendet: den Reichthum und das Gedeihen ſeines Stammes. Jetzt war dieſer vernichtet. Sein Aelteſter und die Enkel lagen in der Brenta. Sein Zweiter und Dritter waren in eben dieſem Unglücksjahre, der eine vor zwei, der andere vor drei Monden von der Erde verſchwunden. Den Aeltern hatte der Tyrann verbraucht und auf einem ſeiner wilden Schlachtfelder zurückgelaſſen. Der Andere, aus welchem der vorurtheilsloſe Vater einen großartigen Kaufmann in venezianiſchem Style gemacht, hatte ſich an einer morgenländiſchen Küſte auf dem Kreuze verblutet, an wel-

ches ihn Seeräuber geschlagen, verspäteten Lösegeldes halber. Als Vierter blieb Astorre der Mönch. Daß er diesen mit dem Aufwande seines letzten Pulses den Klostergelübden zu entreißen versuchen werde, daran zweifelten die schnellrechnenden Paduaner keinen Augenblick. Ob es ihm gelinge und der Mönch sich dazu hergebe, darüber stritt jetzt die aufgeregte Gasse.

Und sie stritt sich am Ende so laut und heftig, daß selbst der trauernde Mönch nicht mehr im Zweifel darüber bleiben konnte, wer mit dem „egli“ und der „ella“ gemeint sei, welche aus den versammelten Gruppen ertönten. Dergestalt schlug er, mehr noch seiner Gefährtin als seinethalben, eine mit Gras bewachsene verschattete Gasse ein, die seinen Sandalen wohlbekannt war, denn sie führte längs der verwitterten Ringmauer seines Klosters hin. Hier war es bis zum Schauder kühl, aber die ganz Padua erfüllende Schreckenskunde hatte selbst diese Schatten erreicht. Aus den offenen Fenstern des Refektoriums, das in die dicke Mauer gebaut war, scholl an der verspäteten Mittagstafel — die Katastrophe auf der Brenta hatte in der Stadt alle Zeiten und Stunden gestört — das Tischgespräch der Brüder so zänkisch und schreiend, so voller „—ini-

bus“ und „—atibus“ — es wurde lateiniſch geführt oder dann ſtritt man ſich mit Citaten aus den Decretalen —, daß der Mönch unſchwer errieth, auch hier werde daſſelbe oder ein ähnliches Dilemma wie auf der Straße verhandelt. Und wenn er ſich vielleicht nicht Rechenſchaft gab, wovon, ſo wußte er doch, von wem die Rede ging. Aber was er nicht entdeckte, waren —

Mitten im Sprechen ſuchte Dante unter den Zuhörern den vornehmen Kleriker, der ſich hinter ſeinen Nachbar verbarg.

— waren zwei brennende hohle Augen, welche durch eine Luke in der Mauer auf ihn und das Weib an ſeiner Seite ſtarrten. Dieſe Augen gehörten einer unſeligen Kreatur, einem verlorenen Mönche, Namens Serapion, welcher ſich, Seele und Leib, im Kloſter verzehrte. Mit ſeiner voreiligen Einbildungskraft hatte dieſer auf der Stelle begriffen, daß ſein Mitbruder Aſnorre zum längſten nach der Regel des heiligen Franciscus gedarbt und gefaſtet habe und beneidete ihn raſend um den ihm von der Laune des Todes zuge-

worfenen Beſitz weltlicher Güter und Freuden. Er lauerte auf den Heimkehrenden, um die Mienen desſelben zu erforſchen und darin zu leſen, was Aſtorre über ſich beſchloſſen hätte. Seine Blicke verſchlangen das Weib und hafteten an ihren Stapfen.

Aſtorre lenkte die Schritte und die ſeiner Schwägerin auf einen kleinen von vier Stadtburgen gebildeten Platz und trat mit ihr in das tiefe Thor der vornehmſten. Auf einer Steinbank im Hofe erblickte er zwei Ruhende, einen vom Wirbel zur Zehe gepanzerten blutjungen Germanen und einen greiſen Sarazenen. Der hingeſtreckte Deutſche hatte ſeinen ſchlummernden rothblonden Krauskopf in den Schoß des ſitzenden Ungläubigen gelegt, der, ebenfalls ſchlummernd, mit ſeinem ſchneeweißen Barte väterlich auf ihn niedernickte. Die Zweie gehörten zur Leibwache Ezzelins, welche ſich in Nachahmung derjenigen ſeines Schwiegers, des Kaiſers Friedrich, aus Deutſchen und Sarazenen zu gleichen Theilen zuſammenſetzte. Der Tyrann war im Palaſte. Er mochte es für ſeine Pflicht gehalten haben, den alten Vicedomini zu beſuchen. In der That vernahmen Aſtorre und Diana ſchon auf der Wendeltreppe das Geſpräch, welches Ezzelin in kurzen ruhigen Wor-

ten, der Alte dagegen, der gänzlich außer ſich zu ſein ſchien, mit ſchreiender und ſcheltender Stimme führte. Mönch und Weib blieben am Eingange des Saales unter dem bleichen Geſinde ſtehen. Die Diener zitterten an allen Gliedern. Der Greis hatte ſie mit den heftigſten Verwünſchungen überhäuft und dann mit geballten Fäuſten weggejagt, weil ſie ihm verſpätete Botſchaft vom Strande gebracht und dieſelbe hervorzuſtottern ſich kaum getraut. Ueberdies hatte dieſes Geſinde der gefürchtete Schritt des Tyrannen verſteinert. Es war bei Todesſtrafe verboten, ihn anzumelden. Unaufgehalten wie ein Geiſt betrat er Häuſer und Gemächer.

„Und das berichteſt du ſo gelaſſen, Grauſamer,“ tobte der Alte in ſeiner Verzweiflung, „als erzähleſt du den Verluſt eines Roſſes oder einer Ernte? Du haſt mir die Viere getödtet, niemand anders als du! Was brauchteſt du gerade zu jener Stunde am Strande zu reiten? Was brauchteſt du auf die Brenta hinauszugrüßen? Das haſt du mir zuleide gethan! Hörſt du wohl?“

„Schickſal,“ antwortete Ezzelin.

„Schickſal?“ ſchrie der Vicedomini. „Schickſal und

Sternguckerei und Beschwörungen und Verschwörungen und Enthauptungen, von der Zinne auf das Pflaster sich werfende Weiber und hundert pfeildurchbohrte Jünglinge vom Rosse sinkend in deinen verruchten waghalsigen Schlachten, das ist deine Zeit und Regierung, Ezzelin, du Verfluchter und Verdammter! Uns Alle ziehst du in deine blutigen Gleise, alles Leben und Sterben wird neben dir gewaltsam und unnatürlich, und niemand endet mehr als reuiger Christ in seinem Bette!"

„Du thust mir Unrecht," versetzte der Andere. „Ich zwar habe mit der Kirche nichts zu schaffen. Sie läßt mich gleichgültig. Aber dich und deinesgleichen habe ich nie gehindert, mit ihr zu verkehren. Das weißt du, sonst würdest du dich nicht erkühnen, mit dem heiligen Stuhle Briefe zu wechseln. Was drehst du da in deinen Händen und verbirgst mir das päpstliche Siegel? Einen Ablaß? Ein Breve? Gieb her! Wahrhaftig, ein Breve! Darf ich es lesen? Du erlaubst? Dein Gönner, der heilige Vater, schreibt dir, daß, würde dein Stamm erlöschen bis auf deinen Vierten und Letzten, den Mönch, dieser ipso facto seiner Gelübde ledig sei, wenn er aus freiem Willen und

eigenem Entſchluſſe in die Welt zurückkehre. Schlauer Fuchs, wie viele Unzen Goldes hat dich dieſes Pergament gekoſtet?"

„Verhöhnſt du mich?" heulte der Alte. „Was anderes blieb mir übrig nach dem Tode meines Zweiten und Dritten? Für wen hätte ich geſammelt und geſpeichert? für die Würmer? für dich? Willſt du mich berauben? . . . Nein? So hilf mir, Gevatter" — der noch ungebannte Ezzelin hatte den dritten Knaben Vicedominis aus der Taufe gehoben, denſelben, der ſich für ihn auf dem Schlachtfelde geopfert — „hilf mir den Mönch überwinden, daß er wieder weltlich werde und ein Weib nehme, befiehl es ihm, du Allgewaltiger, gieb ihn mir ſtatt des Sohnes, den du mir geſchlachtet haſt, halte mir den Daumen, wenn du mich liebſt!"

„Das geht mich nichts an," erwiderte der Tyrann ohne die geringſte Erregung. „Das mache er mit ſich ſelbſt aus. „Freiwillig", ſagt das Breve. Warum ſollte er, wenn er ein guter Mönch iſt, wie ich glaube, ſeinen Stand wechſeln? Damit das Blut der Vicedomini nicht verſiege? Iſt das eine Lebensbedingung der Welt? Sind die Vicedomini eine Nothwendigkeit?"

Jetzt kreischte der Andere in rasender Wuth: „Du Böser, du Mörder meiner Kinder! Ich durchblicke dich! Du willst mich beerben und mit meinem Gelde deine wahnsinnigen Feldzüge führen!“ Da gewahrte er seine Schwiegertochter, welche vor dem zögernden Mönche durch das Gesinde und über die Schwelle getreten war. Trotz seiner Leibesschwachheit stürzte er ihr mit wankenden Schritten entgegen, ergriff und riß ihre Hände, als wollte er sie zur Verantwortung ziehen für das über sie Beide gekommene Unheil. „Wo hast du meinen Sohn, Diana?“ keuchte er.

„Er liegt in der Brenta,“ antwortete sie traurig und ihre blauen Augen dunkelten.

„Wo meine drei Enkel?“

„In der Brenta,“ wiederholte sie.

„Und dich bringst du mir als Geschenk? Dich behalte ich?“ lachte der Alte mißtönig.

„Wollte der Allmächtige,“ sagte sie langsam, „mich zögen die Wellen und die Andern stünden hier statt meiner!“

Sie schwieg. Dann gerieth sie in einen jähen Zorn. „Beleidigt dich mein Anblick und bin ich dir überlästig, so halte dich an Diesen: er hat mich, da ich

ſchon geſtorben war, an den Haaren geriſſen und ins Leben zurückgezogen!“

Jetzt erſt erblickte der Alte den Mönch ſeinen Sohn, und ſein Geiſt ſammelte ſich mit einer Kraft und Schnelligkeit, welche der ſchwere Jammer eher geſtählt als gelähmt zu haben ſchien.

„Wirklich? Dieſer hat dich aus der Brenta geholt? Hm! Merkwürdig! Die Wege Gottes ſind doch wunderbar!“

Er ergriff den Mönch an Arm und Schulter, als wollte er ſich deſſelben, Leib und Seele, bemächtigen, und ſchleppte ihn und ſich gegen ſeinen Krankenſtuhl, auf welchen er hinfiel, ohne den gepreßten Arm des nicht Widerſtrebenden freizugeben. Diana folgte und kniete ſich auf der andern Seite des Seſſels nieder mit hangenden Armen und gefalteten Händen, das Haupt auf die Lehne legend, ſo daß nur der Knoten ihres blonden Haares wie ein lebloſer Gegenſtand ſichtbar blieb. Der Gruppe gegenüber ſaß Ezzelin, die Rechte auf das gerollte Breve wie auf einen Feldherrnſtab geſtützt.

„Söhnchen, Söhnchen,“ wimmerte der Alte mit einer aus Wahrheit und Liſt gemiſchten Zärtlichkeit, „mein letzter und einziger Troſt! Du Stab und

Stecken meines Alters wirst mir nicht zwischen diesen zitternden Händen zerbrechen! . . . Du begreifst," fuhr er in einem schon trockneren, sachlichen Tone fort, „daß, wie die Dinge einmal liegen, deines Bleibens im Kloster nicht länger sein kann. Ist es doch kanonisch, nicht wahr, Söhnchen, daß ein Mönch, dessen Vater verarmt oder versiecht, von seinem Prior beurlaubt wird, um das Erbgut zu bebauen und den Urheber seiner Tage zu ernähren. Ich aber brauche dich noch viel nothwendiger. Deine Brüder und Neffen sind weg und jetzt bist du es, der die Lebensfackel unsers Hauses trägt! Du bist ein Flämmchen, das ich angezündet habe, und mir kann nicht dienen, daß es in einer Zelle verglimme und verrauche! Wisse Eines" — er hatte in den warmen braunen Augen ein aufrichtiges Mitgefühl gelesen und die ehrerbietige Haltung des Mönches schien einen blinden Gehorsam zu versprechen — „ich bin kränker, als du denkst. Nicht wahr, Isaschar?" Er wendete sich rückwärts gegen eine schmale Gestalt, welche mit Fläschchen und Löffel in den Händen durch eine Nebenthür leise hinter den Stuhl des Alten getreten war und jetzt mit dem blassen Haupte bestätigend nickte. „Ich fahre dahin, aber

ich ſage dir, Aſtorre: Läſſeſt du mich meines Wunſches ungewährt, ſo weigert ſich dein Väterchen, in den Kahn des Todtenführers zu ſteigen und bleibt zuſammengekauert am Dämmerſtrande ſitzen!“

Der Mönch ſtreichelte die fiebernde Hand des Alten zärtlich, antwortete aber mit Sicherheit zwei Worte: „Meine Gelübde!“

Ezzelin entfaltete das Breve.

„Deine Gelübde?“ ſchmeichelte der alte Vicedomini. „Loſe Stricke! Durchfeilte Feſſeln! Mache eine Bewegung und ſie fallen. Die heilige Kirche, welcher du Ehrfurcht und Gehorſam ſchuldig biſt, erklärt ſie für ungültig und nichtig. Da ſteht es geſchrieben.“ Sein dürrer Finger zeigte auf das Pergament mit dem päpſtlichen Siegel.

Der Mönch näherte ſich ehrerbietig dem Herrſcher, empfing die Schrift und las, von vier Augen beobachtet. Schwindelnd that er einen Schritt rückwärts, als ſtünde er auf einer Thurmhöhe und ſähe das Geländer plötzlich weichen.

Ezzelin griff dem Wankenden mit der kurzen Frage unter die Arme: „Wem haſt du dein Gelübde gegeben, Mönch? dir? oder der Kirche?“

„Natürlich Beiden!“ ſchrie der Alte erboſt. „Das ſind verfluchte Spitzfindigkeiten! Nimm dich vor Dem dort in Acht, Söhnchen! Er will uns Vicedomini an den Bettelſtab bringen!“

Ohne Zorn legte Ezzelin die Rechte auf den Bart und ſchwur: „Stirbt Vicedomini, ſo beerbt ihn der Mönch hier, ſein Sohn, und ſtiftet — ſollte das Geſchlecht mit ihm erlöſchen und wenn er mich und ſeine Vaterſtadt lieb hat — ein Hoſpital von einer gewiſſen Ausdehnung und Großartigkeit, um welches uns die hundert Städte“ — er meinte die Städte Italiens — „beneiden ſollen. Nun, Gevatter, da ich mich von dem Vorwurfe der Raubgier gereinigt habe, darf ich an den Mönch ein paar weitere Fragen richten? Du geſtatteſt?“

Jetzt packte den Alten ein ſolcher Ingrimm, daß er in Krämpfe fiel. Noch aber ließ er den Arm des Mönches, welchen er wieder ergriffen hatte, nicht fahren.

Iſaſchar näherte den vollen, mit einer ſtark duftenden Eſſenz gefüllten Löffel vorſichtig den fahlen Lippen. Der Gefolterte wendete mit einer Anſtrengung den Kopf ab. „Laß mich in Ruhe!“ ſtöhnte er, „du biſt auch der Arzt des Vogts!“ und ſchloß die Augen.

Der Jude wandte die ſeinigen, welche glänzend

ſchwarz und ſehr klug waren, gegen den Tyrannen, als flehe er um Verzeihung für dieſen Argwohn.

„Wird er zur Beſinnung zurückkehren?“ fragte Ezzelin.

„Ich glaube,“ antwortete der Jude. „Noch lebt er und wird wieder erwachen, aber nicht für lange, fürchte ich. Dieſe Sonne ſieht er nicht untergehen.“

Der Tyrann ergriff den Augenblick, mit Aſtorre zu ſprechen, der um den ohnmächtigen Vater beſchäftigt war.

„Stehe mir Rede, Mönch!“ ſagte Ezzelin und wühlte — ſeine Lieblingsgeberde — mit den geſpreizten Fingern der Rechten in dem Gewelle ſeines Bartes. „Wie viel haben dich die drei Gelübde gekoſtet, die du vor zehn und einigen Jahren, ich gebe dir dreißig“ — der Mönch nickte — „beſchworen haſt?“

Aſtorre ſchlug die lautern Augen auf und erwiderte ohne Bedenken: „Armuth und Gehorſam nichts. Ich habe keinen Sinn für Beſitz und gehorche leicht.“ Er hielt inne und erröthete.

Der Tyrann fand ein Wohlgefallen an dieſer männlichen Keuſchheit. „Hat dir Dieſer hier deinen Stand aufgenöthigt oder dich dazu beſchwatzt?“ lenkte er ab.

„Nein," erklärte der Mönch. „Seit langeher, wie der Stammbaum erzählt, wird in unserm Hause von Dreien oder Vieren, der letzte geistlich, sei es damit wir Vicedomini einen Fürbitter besitzen oder um das Erbe und die Macht des Hauses zu wahren — gleichviel, der Brauch ist alt und ehrwürdig. Ich kannte mein Loos, welches mir nicht zuwider war, von jung an. Mir wurde kein Zwang auferlegt."

„Und das dritte?" holte Ezzelin nach — er meinte das dritte Gelübde. Astorre verstand ihn.

Mit einem neuen, aber dieses Mal schwachen Erröthen erwiderte er: „Es ist mir nicht leicht geworden, doch ich vermochte es wie andere Mönche, wenn sie gut berathen sind, und das war ich. Von dem heiligen Antonius," fügte er ehrfürchtig hinzu.

Dieser verdienstliche Heilige, wie ihr wisset, Herrschaften, hat einige Jahre bei den Franciskanern in Padua gelebt," erläuterte Dante.

„Wie sollten wir nicht?" scherzte einer unter den Zuhörern. „Haben wir doch die Reliquie verehrt, die in dem dortigen Klosterteiche herumschwimmt: ich meine den Hecht, welcher weiland der Predigt des Heiligen bei-

wohnte, ſich bekehrte, der Fleiſchſpeiſe entſagte, im Guten Stand hielt und jetzt noch in hohem Alter als ſtrenger Vegetarier" — er verſchluckte das Ende des Schwankes, denn Dante hatte gegen ihn die Stirn gerunzelt.

„Und was rieth er dir?" fragte Ezzelin.

„Meinen Stand einfach zu faſſen, ſchlecht und recht," berichtete der Mönch, „als einen pünktlichen Dienſt, etwa wie einen Kriegsdienſt, welcher ja auch gehorſame Muskeln verlangt, und Entbehrungen, ein wackerer Krieger nicht einmal als ſolche fühlen darf: die Erde im Schweiße meines Angeſichtes zu graben, mäßig zu eſſen, mäßig zu faſten, weder Mädchen noch jungen Frauen Beichte zu ſitzen, im Angeſichte Gottes zu wandeln und ſeine Mutter nicht brünſtiger anzubeten, als das Breviarium vorſchreibt."

Der Tyrann lächelte. Dann ſtreckte er die Rechte gegen den Mönch aus, ermahnend oder ſegnend, und ſprach: „Glücklicher! Du haſt einen Stern! Dein Heute entſteht leicht aus deinem Geſtern und wird unverſehens zu deinem Morgen! Du biſt etwas und nichts Geringes; denn du übſt das Amt der Barmherzigkeit, das ich gelten laſſe, wiewohl ich ein anderes

bekleide. Würdeſt du in die Welt treten, die ihre eigenen Geſetze befolgt, welche zu lernen es für dich zu ſpät iſt, ſo würde dein klarer Stern zum lächerlichen Irrwiſch und zerplatzte ziſchend nach ein paar albernen Sprüngen unter dem Hohne der Himmliſchen!

Noch Eines, und dies rede ich als der, welcher ich bin: der Herr von Padua. Dein Wandel war meinem Volke eine Erbauung, ein Beiſpiel der Entſagung. Der Aermſte getröſtete ſich deiner, den er ſeine karge Koſt und ſein hartes Tagewerk theilen ſah. Wirfſt du die Kutte weg, freieſt du ein Vornehmer eine Vornehme, ſchöpfſt du mit vollen Händen aus dem Reichthume deines Hauſes, ſo begehſt du Raub an dem Volke, welches dich als einen ſeinesgleichen in Beſitz genommen hat, du machſt mir Unzufriedene und Ungenügſame, und entſtünde daraus Zorn, Ungehorſam, Empörung, mich ſollte es nicht wundern. Die Dinge verketten ſich!

Ich und Padua können dich nicht entbehren! Mit deiner ſchönen und ritterlichen Geſtalt ſtichſt du der Menge in die Augen und haſt auch mehr oder wenigſtens einen edlern Muth als deine bäuriſchen Brüder. Wenn das Volk nach ſeiner raſenden Art

Diesen hier" — er deutete auf Isaschar — „ermorden will, weil er ihm Hilfe bringt, was dem Juden in der letzten Pestzeit — wenig fehlte — geschehen wäre, wer vertheidigt ihn, wie du thatest, gegen die wahnsinnige Menge, bis ich da bin und Halt gebiete?

Isaschar, hilf mir den Mönch überzeugen!" wendete sich Ezzelin gegen den Arzt mit einem grausamen Lächeln. „Schon deinetwegen darf er sich nicht entkutten!"

„Herr," lispelte dieser, „unter deinem Scepter wird sich die unvernünftige Scene, welche du so gerecht wie blutig gestraft hast, kaum wiederholen, und meinethalb, dessen Glaube die Dauer des Stammes als Gottes höchsten Segen preist, darf der Erlauchte" — so und schon nicht mehr den Ehrwürdigen nannte er den Mönch — „nicht unvermählt bleiben."

Ezzelin lächelte über die Feinheit des Juden. „Und wohin gehen deine Gedanken, Mönch?" fragte er.

„Sie stehen und beharren! Doch ich wollte — Gott verzeihe mir die Sünde — der Vater erwachte nicht mehr, daß ich nicht hart gegen ihn sein muß! Hätte er nur schon die Zehrung empfangen!" Er küßte heftig die Wange des Ohnmächtigen, welcher darüber zur Besinnung kam.

Der wieder Belebte that einen ſchweren Seufzer, hob die müden Augenlider und richtete aus dem grauen Gebüſche ſeiner hangenden Brauen einen Blick des Flehens auf den Mönch. „Wie ſteht's?“ fragte er. „Was haſt du über mich verhängt, Geliebteſter? Himmel oder Hölle?“

„Vater,“ bat Aſtorre mit bewegter Stimme, „deine Zeit iſt um! Dein Stündlein iſt gekommen! Entſchlage dich der weltlichen Dinge und Sorgen! Denke an die Seele! Siehe, deine Prieſter“ — er meinte die der Pfarrkirche — „ſind nebenan verſammelt und harren mit den hochheiligen Sterbeſakramenten.“

Es war ſo. Die Thüre des Nebengemaches hatte ſich ſachte geöffnet, aus demſelben ſchimmerte ſchwaches, in der Tageshelle kaum ſichtbares Kerzenlicht, ein Chor präludirte gedämpft und das leiſe Schüttern eines Glöckchens wurde hörbar.

Jetzt klammerte ſich der Alte, der ſeine Kniee ſchon in die kalte Fluth der Lethe verſinken fühlte, an den Mönch, wie weiland Sankt Petrus auf dem See Genezareth an den Heiland. „Du thuſt es mir!“ lallte er.

„Könnte ich! Dürfte ich!“ ſeufzte der Mönch. „Bei

allen Heiligen, Vater, denke an die Ewigkeit! Laß das Irdiſche! Deine Stunde iſt da!"

Dieſe verhüllte Weigerung entzündete das letzte Leben des Vicedomini zur lodernden Flamme. „Ungehorſamer! Undankbarer!" zürnte er.

Aſtorre winkte den Prieſtern.

„Bei allen Teufeln," raſte der Alte, „laßt mich zufrieden mit eurem Geknete und Geſalbe! Ich habe nichts zu verſpielen, ich bin ſchon ein Verdammter und bliebe es mitten im himmliſchen Reigen, wenn mein Sohn mich muthwillig verſtößt und meinen Lebenskeim verdirbt!"

Der entſetzte Mönch, durch dieſes grauſe Läſtern im Tiefſten erſchüttert, ſah ſeinen Vater unwiderruflich der ewigen Unſeligkeit anheimfallen. So meinte er und war feſt davon überzeugt, wie ich es an ſeiner Stelle auch geweſen wäre. Er warf ſich vor dem Sterbenden in dunkler Verzweiflung auf die Kniee und flehte unter ſtürzenden Thränen: „Herr, ich beſchwöre Euch, habet Erbarmen mit Euch und mit mir!"

„Laß den Schlaukopf ſeiner Wege gehen!" raunte der Tyrann. Der Mönch vernahm es nicht.

Wieder gab er den erstaunten Priestern ein Zeichen und die Sterbelitanei wollte beginnen.

Da kauerte sich der Alte zusammen wie ein trotziges Kind und schüttelte das graue Haupt.

„Laß den Arglistigen seine Straße ziehen!“ mahnte Ezzelin lauter.

„Vater, Vater!“ schluchzte der Mönch und seine Seele zerfloß in Mitleid.

„Erlauchter Herr und christlicher Bruder,“ fragte jetzt ein Priester mit unsicherer Stimme, „seid Ihr in der Verfassung, Euern Schöpfer und Heiland zu empfangen?“ Der Alte schwieg.

„Steht Ihr fest im Glauben an die heilige Dreifaltigkeit? Antwortet mir, Herr!“ fragte der Geistliche zum andern Male und wurde bleich wie ein Tuch, denn: „Geleugnet und gelästert sei sie!“ rief der Sterbende mit starker Stimme, „gelästert und —“

„Nicht weiter!“ schrie der Mönch und war aufgesprungen. „Ich bin Euch zu Willen, Herr! Machet mit mir, was Ihr wollt! Nur daß Ihr Euch nicht in die Flammen stürzet!“

Der Alte seufzte wie nach einer schweren Anstrengung. Dann blickte er erleichtert, ich hätte fast gesagt

vergnügt um ſich. Er ergriff mit taſtender Hand den blonden Schopf Dianas, zog das ſich von den Knieen erhebende Weib in die Höhe, nahm ihre Hand, die ſich nicht weigerte, öffnete die gekrampfte des Mönches und legte beide zuſammen.

„Gültig! vor dem hochheiligen Sakramente!“ frohlockte er und ſegnete das Paar. Der Mönch widerſprach nicht und Diana ſchloß die Augen.

„Jetzt raſch, ehrwürdige Väter!“ drängte der Alte, „es eilt, wie ich meine, und ich bin in chriſtlicher Verfaſſung.“

Der Mönch und ſeine Braut wollten hinter die prieſterliche Schaar zurücktreten. „Bleibt,“ murmelte der Sterbende, „bleibt, daß euch meine getröſteten Augen zuſammen ſehen, bis ſie brechen!“ Aſtorre und Diana, kaum einige Schritte zurückweichend, mußten mit vereinigten Händen vor dem erlöſchenden Blicke des hartnäckigen Greiſes verharren.

Dieſer murmelte eine kurze Beichte, empfing die letzte Zehrung und verſchied, während ſie ihm die Sohlen ſalbten und der Prieſter den ſchon tauben Ohren jenes großartige: „Brich auf, chriſtliche Seele!“ zurief. Das geſtorbene Antlitz trug den deutlichen Ausdruck triumphirender Liſt.

Der Tyrann hatte, während ringsum Alles auf den Knieen lag, die heilige Handlung sitzend und mit ruhiger Aufmerksamkeit betrachtet, etwa wie man eine fremde Sitte beschaut oder wie ein Gelehrter das auf einem Sarkophag abgebildete Opfer eines alten Volkes besichtigt. Er näherte sich dem Todten und drückte ihm die Augen zu.

Dann wendete er sich gegen Diana. „Edle Frau," sagte er, „ich denke, wir gehen nach Hause. Eure Eltern, wenn auch von Eurer Rettung unterrichtet, werden nach Euch verlangen. Auch traget Ihr ein Gewand der Niedrigkeit, das Euch nicht kleidet."

„Fürst, ich danke und folge Euch," erwiderte Diana, ließ aber ihre Hand in der des Mönches ruhen, dessen Blick sie bis jetzt gemieden hatte. Nun schaute sie dem Gatten voll ins Gesicht und sprach mit einer tiefen, aber wohlklingenden Stimme, während ihre Wangen sich mit dunkler Gluth bedeckten: „Mein Herr und Gebieter, wir durften die Seele des Vaters nicht umkommen lassen. So wurde ich Euer. Haltet mir bessere Treue als dem Kloster. Euer Bruder hat mich nicht geliebt. Vergebet mir, wenn ich so rede: ich sage die einfache Wahrheit. Ihr werdet an mir ein gutes und

gehorſames Weib beſitzen. Doch habe ich zwei Eigenſchaften, welche Ihr ſchonen müßt. Ich bin jähzornig, wenn man mir Recht oder Ehre antaſtet, und darin peinlich, daß man mir nichts verſprechen darf, ohne es zu halten. Schon als Kind habe ich das ſchwer oder nicht gelitten. Ich bin von wenig Wünſchen und verlange nichts über das Alltägliche hinaus; nur wo mir einmal etwas gezeigt und zugeſagt wurde, da bedarf ich der Erfüllung, ſonſt verliere ich den Glauben und kränke mich ſchwerer als andere Frauen über das Unrecht. Doch wie darf ich ſo zu Euch reden, mein Herr und Gebieter, den ich kaum kenne? Laßt mich verſtummen. Lebet wohl, mein Gemahl, und gebet mir neun Tage, Euern Bruder zu betrauern.“ Jetzt löſte ſie langſam die Hand aus der ſeinigen und verſchwand mit dem Tyrannen.

Inzwiſchen hatte die geiſtliche Schaar den Leichnam weggehoben, um ihn in der Hauskapelle aufzubahren und einzuſegnen.

Aſtorre ſtand allein in ſeinem verſcherzten Mönchsgewande, welches eine von Reue erfüllte Bruſt bedeckte. Ein Heer von Dienern, das den ſeltſamen Vorgang belauſcht und genügend begriffen hatte, näherte ſich in

unterwürfigen Stellungen und mit furchtſamen Geberden ſeinem neuen Herrn, verblüfft und eingeſchüchtert weniger noch durch den Wechſel der Herrſchaft, als durch das vermeintliche Sacrilegium der gebrochenen Gelübde — das leiſe geleſene Breve war nicht zu ihren Ohren gelangt — und durch die Verweltlichung des ehrwürdigen Mönches. Dieſem gelang es nicht, ſeinen Vater zu betrauern. Ihn beſchlich, jetzt da er ſeines Willens wieder mächtig war, der Argwohn, was ſage ich, ihn überkam die empörende Gewißheit, daß ein Sterbender ſeinen guten Glauben betrogen und ſeine Barmherzigkeit mißbraucht habe. Er entdeckte in der Verzweiflung des Alten den Schlupfwinkel der Liſt und in der wilden Läſterung das berechnete Spiel an der Schwelle des Todes. Unwillig, faſt feindſelig wandte ſich ſein Gedanke gegen das ihm zugefallene Weib. Ihn verſuchte der verzwickte mönchiſche Einfall, daſſelbe nicht aus eigenem Herzen, ſondern nur als Stellvertreter ſeines entſeelten Bruders zu lieben; aber ſein geſunder Sinn und ſein redliches Gemüth verwarfen die ſchmähliche Auskunft. Da er ſie nun als die Seinige betrachtete, erwehrte er ſich einer gewiſſen Verwunderung nicht, daß ihm ſein Weib mit ſo bün-

diger Rede und harter Wahrheitsliebe entgegengetreten und ſo ſachlich mit ihm ſich auseinandergeſetzt habe, ohne Schleier und Wolke, eine viel derbere und wirklichere Geſtalt als die zarten Erſcheinungen der Legende. Er hatte ſich die Frauen weicher gedacht.

Jetzt gewahrte der Mönch plötzlich ſein Ordenskleid und den Widerſpruch ſeiner Gefühle und Betrachtungen mit demſelben. Er ſchämte ſich vor ſeiner Kutte und ſie wurde ihm läſtig. „Gebt mir weltliches Gewand!“ befahl er. Geſchäftige Diener umringten ihn, aus welchen er bald in der Tracht ſeines ertrunkenen Bruders, mit dem er ungefähr von gleichem Wuchſe war, hervortrat.

In demſelben Augenblicke warf ſich ihm der Narr ſeines Vaters, mit Namen Gocciola, zu Füßen und huldigte ihm, nicht um wie die Andern Verlängerung ſeines Dienſtes ſich zu erbitten, ſondern ſeinen Abſchied und die Erlaubniß, den Stand zu wechſeln, denn er ſei der Welt überdrüſſig, ſeine Haare ergrauen und es ſtünde ihm ſchlecht an, mit der läutenden Schellenkappe ins Jenſeits zu gehen. Mit dieſen weinerlichen Worten bemächtigte er ſich der abgeworfenen Kutte, welche das Geſinde zu berühren ſich geſcheut

hatte. Aber sein buntscheckiges Gehirn schlug einen Purzelbaum und er fügte lüstern bei: „Einmal möchte ich noch Amarellen essen, ehe ich der Welt und ihren Täuschungen Valet sage! Hochzeit läßt hier nicht auf sich warten, ich glaube.“ Er beleckte sich die Maulwinkel mit seiner fahlen Zunge. Dann bog er ein Knie vor dem Mönche, schüttelte seine Schellen und entsprang, die Kutte hinter sich herschleifend.

Amarelle oder Amare,“ erläuterte Dante, „heißt das paduanische Hochzeitsgebäck wegen seines bittern Mandelgeschmackes und zugleich mit anmuthiger Anspielung auf das Verbum der ersten Konjugation.“ Hier machte der Erzähler eine Pause und verschattete Stirn und Augen mit der Hand, den weitern Gang seiner Fabel übersinnend.

Inzwischen trat der Majordom des Fürsten, ein Alsatier, Namens Bu[illegible]ardo, mit abgemessenen Schritten, umständlichen Bücklingen und weitläufigen Entschuldigungen, daß er die Unterhaltung stören müsse, vor Cangrande, welchen er in irgend einer häuslichen Angelegenheit um Befehl bat. Deutsche waren dazumal

an den ghibellinischen Höfen Italiens keine eben seltene Erscheinung, ja sie wurden gesucht und den Einheimischen vorgezogen wegen ihrer Redlichkeit und ihres angeborenen Verständnisses für Ceremonien und Gebräuche.

Als Dante das Haupt wieder hob, gewahrte er den Elsässer und hörte sein Welsch, das Weich und Hart beharrlich verwechselte, den Hof ergötzend, das feine Ohr des Dichters aber empfindlich beleidigend. Sein Blick verweilte dann mit sichtlichem Wohlgefallen auf den zwei Jünglingen, Ascanio und dem bepanzerten Krieger. Zuletzt ließ er ihn sinnend ruhen auf den beiden Frauen, der Herrin Diana, die sich belebt und deren marmorne Wange sich leicht geröthet hatte, und auf Antiope, der Freundin Cangrandes, einem hübschen und natürlichen Wesen. Dann fuhr er fort.

Hinter der Stadtburg der Vicedomini dehnte sich vormals — jetzt da das erlauchte Geschlecht längst erloschen ist, hat sich jener Platz völlig verändert — ein geräumiger Bezirk bis an den Fuß der festen und breiten Stadtmauer aus, so geräumig, daß er Weide-

plätze für Herden, Gehege für Hirsche und Rehe, mit Fischen gefüllte Teiche, tiefe Waldschatten und sonnige Weinlauben enthielt. An einem leuchtenden Morgen, sieben Tage nach der Todtenfeier, saß im schwarzen Schatten einer Ceder, den Rücken an den Stamm gelehnt und die Schnäbel seiner Schuhe in das brennende Sonnenlicht streaend, der Mönch Astorre; denn diesen Namen behielt er unter den Paduanern, obwohl er weltlich geworden war, während seines kurzen Wandels auf der Erde. Er saß oder lag einem Brunnen gegenüber, der aus dem Mund einer gleichgültigen Maske eine kühle Fluth sprudelte, unfern einer Steinbank, welcher er das weiche Polster des schwellenden Rasens vorgezogen hatte.

Während er sann oder träumte ich weiß nicht was, sprangen auf dem beinahe schon mittäglich übersonnten Platze vor dem Palast zwei junge Leute von staubbedeckten Gäulen, der eine gepanzert, der andere mit Wahl gekleidet, obschon im Reisegewand. Ascanio und Germano, so hießen die Reiter, waren die Günstlinge des Vogtes und zugleich die Jugendgespielen des Mönches, mit welchen er brüderlich gelernt und sich ergötzt hatte bis zu seinem fünfzehnten Jahre, dem Beginne

seines Noviziates. Ezzelin hatte sie an seinen Schwieger, Kaiser Friedrich gesendet.

Dante hielt inne und verneigte sich vor dem großen Schatten.

Mit beantworteten Aufträgen kehrten die Zweie zu dem Tyrannen zurück, welchem sie noch überdies die Neuigkeit des Tages mitbrachten: eine in der kaiserlichen Kanzlei verfertigte Abschrift des an den christlichen Klerus gerichteten Hirtenbriefes, worin der heilige Vater den geistvollen Kaiser vor dem Angesichte der Welt der äußersten Gottlosigkeit anklagt.

Obwohl mit wichtigen, vielleicht Eile heischenden Aufträgen und dem unheilschweren Dokumente betraut, brachten die Beiden es nicht über sich, an dem Heim ihres Jugendgespielen vorbei nach dem Stadtthurm des Tyrannen zu sprengen. Sie hatten in der letzten Herberge vor Padua, wo sie, ohne den Bügel zu verlassen, ihre Pferde fressen und saufen ließen, von dem geschwätzigen Schenkwirth das große Stadtunglück und das größere Stadtärgerniß: den Untergang der Hochzeitsbarke und die weggeschleuderte Kutte des Mönches er-

fahren, ſo ziemlich mit allen Umſtänden, ohne die vereinigten Hände Dianas und Aſtorres jedoch, welche noch nicht offenbar geworden waren. Unzerſtörliche Bande, die uns an die Geſpielen unſerer Kindheit feſſeln! Von dem ſeltſamen Schickſale Aſtorres betroffen, konnten die Beiden keine Ruhe finden, bis ſie ihn mit Augen geſehen, den Wiedergewonnenen. Während langer Jahre waren ſie nur dem Mönche begegnet, zufällig auf der Straße, ihn mit einem zwar freundlichen, aber durch aufrichtige Ehrfurcht vertieften und etwas fremden Kopfnicken begrüßend.

Gocciola, den ſie im Hofe des Palaſtes fanden, wie er mit einer Semmel beſchäftigt auf einem Mäuerlein ſaß und die Beine baumeln ließ, führte ſie in den Garten. Ihnen voranwandelnd unterhielt der Narr die Jünglinge nicht von dem tragiſchen Schickſale des Hauſes, ſondern nur von ſeinen eigenen Angelegenheiten, welche ihm als das weit Wichtigere erſchienen. Er erzählte, daß er brünſtig nach einem ſeligen Ende ſtrebe und verſchluckte darüber den Reſt der Semmel, ohne ihn mit ſeinen wackligen Zähnen gekaut zu haben, ſodaß er faſt daran erſtickte. Ueber die Geſichter, die er ſchnitt und über ſeine Sehnſucht nach der Zelle

brach Ascanio in ein so lustiges Gelächter aus, daß er damit den Himmel entwölkte, wenn dieser heute nicht schon aus eigener Freude in leuchtenden Farben geschwelgt hätte.

Ascanio versagte sich nicht das Tröpfchen zu foppen, schon um den lästigen Begleiter los zu werden. „Aermster," begann er, „du wirst die Zelle nicht erreichen, denn, unter uns, im tiefsten Vertrauen, mein Ohm der Tyrann hat ein begehrliches Auge auf dich geworfen. Laß dir sagen: er besitzt vier Narren, den Stoiker, den Epikuräer, den Platoniker, den Skeptiker, wie er sie benennt. Diese Viere stellen sich, wann der Ernste spaßen will, auf seinen Wink in die vier Ecken eines Saales, an dessen Wölbung der gestirnte Himmel und die Planetenbilder prangen. Der Ohm, im Hauskleide, tritt in die Mitte des Raumes, klatscht in die Hände und die Philosophen wechseln hopsend die Winkel. Vorgestern ist der Stoiker heulend und winselnd draufgegangen, weil der Unersättliche viele Pfunde Nudeln auf einmal verschlang. Der Ohm hat mir flüchtig angedeutet, er gedenke ihn zu ersetzen, und werde sich von dem Mönche deinem neuen Herrn als Erbsteuer dich, o Gocciola, erbitten. So steht es.

Ezzelin fahndet nach dir. Wer weiß, ob er nicht hinter dir geht.“ Dieſes war eine Anſpielung auf die Allgegenwart des Tyrannen, welche die Paduaner in Furcht und beſtändigem Zittern hielt. Gocciola ſtieß einen Schrei aus, als falle die Hand des Gewaltigen auf ſeine Schulter, blickte ſich um, und obwohl niemand hinter ihm ging als ſein kurzer Schatten, flüchtete er ſich zähneklappernd in irgend ein Verſteck.

Ich ſtreiche die Narren Ezzelins,“ unterbrach ſich Dante mit einer griffelhaltenden Geberde, als ſchriebe er ſeine Fabel, ſtatt ſie zu ſprechen, wie er that. „Der Zug iſt unwahr, oder dann log Ascanio. Es iſt durchaus undenkbar, daß ein ſo ernſter und urſprünglich edler Geiſt wie Ezzelin Narren gefüttert und ſich an ihrem Blödſinn ergötzt habe.“ Dieſen geraden Stich führte der Florentiner gegen ſeinen Gaſtfreund, auf deſſen Mantel Gocciola ſaß, den Dichter angrinſend.

Cangrande that nicht dergleichen. Er verſprach ſich im ſtillen, bei erſter Gelegenheit mit Wucher heimzuzahlen.

Befriedigt, faſt heiter ſetzte Dante ſeine Erzählung fort.

Endlich entdeckten die Beiden den entmönchten Mönch, welcher, wie gesagt, den Rücken an den Stamm einer Pinie lehnte —

„An den Stamm einer Ceder, Dante," verbesserte die aufmerksam gewordene Fürstin.

— einer Ceder lehnte und sich die Fußspitzen sonnte. Er bemerkte die sich ihm von beiden Seiten Nähernden nicht, so tief war er in sein leeres oder volles Träumen versunken. Jetzt bückte sich der muthwillige Ascanio nach einem Grashalm, brach denselben und kitzelte damit die Nase des Mönches, daß dieser dreimal kräftig nieste. Astorre ergriff freundlich die Hände seiner Jugendgespielen und zog sie rechts und links neben sich auf den Rasen nieder. „Nun, was saget ihr dazu?" fragte er in einem Tone, der eher schüchtern als herausfordernd klang.

„Zuerst mein aufrichtiges Lob deines Priors und deines Klosters!" scherzte Ascanio. „Sie haben dich frisch bewahrt. Du schaust jugendlicher als wir Beide. Freilich die knappe weltliche Tracht und das glatte Kinn mögen dich auch verjüngen. Weißt du, daß du

ein ſchöner Mann biſt? Du liegſt unter deiner Rieſenceder gleich dem erſten Menſchen, den Gott, wie die Gelehrten behaupten, als einen Dreißigjährigen erſchuf, und ich," fuhr er mit einer unſchuldigen Miene fort, da er den Mönch über ſeinen Muthwillen erröthen ſah, „bin wahrlich der Letzte dich zu tadeln, daß du dich aus der Kutte befreiteſt, denn ſein Geſchlecht zu erhalten, iſt der Wunſch alles Lebenden."

„Es war nicht mein Wunſch noch freier Entſchluß," bekannte der Mönch wahrhaft. „Widerſtrebend that ich den Willen eines ſterbenden Vaters."

„Wirklich?" lächelte Ascanio. „Erzähle das niemandem, Aſtorre, als uns, die dich lieben. Andern würde dich dieſe Unſelbſtändigkeit lächerlich oder gar verächtlich machen. Und, weil wir vom Lächerlichen reden, gieb acht, ich bitte dich, Aſtorre, daß du den Menſchen aus dem Mönche entwickelſt, ohne den guten Geſchmack zu beleidigen! Der heikle Uebergang will ſorgfältig geſchont und abgeſtuft ſein. Nimm Rath an! Du reiſeſt ein Jährchen, zum Beiſpiel an den Hof des Kaiſers, von wo nach Padua und zurück die Boten nicht zu laufen aufhören. Du läſſeſt dich von Ezzelin nach Palermo ſenden! Dort lernſt du neben dem voll-

kommenſten Ritter und dem vorurtheilsloſeſten Menſchen — ich meine unſern zweiten Friedrich — auch die Weiber kennen und gewöhnſt dir die Mönchsart ab, ſie zu vergöttern oder gering zu ſchätzen. Das Gemüth des Herrſchers färbt Hof und Stadt. Wie das Leben hier in Padua geworden iſt, unter meinem Ohm dem Tyrannen, wild und übertrieben und gewaltthätig, giebt es dir ein falſches Weltbild. Palermo, wo ſich unter dem menſchlichſten aller Herrſcher Spiel und Ernſt, Tugend und Luſt, Treue und Unbeſtand, guter Glaube und kluges Mißtrauen in den richtigen Verhältniſſen miſchen, bietet das wahrere. Dort vertändelſt du den Reigen eines Jahres mit unſern Freundinnen und Feindinnen in erlaubter oder läßlicher Weiſe" — der Mönch runzelte die Stirn — „machſt etwa einen Feldzug mit, ohne jedoch unbeſonnen dich auszuſetzen — denke an deine Beſtimmung — nur daß du dich wieder erinnerſt, wie Pferd und Klinge geführt wird — als Knabe verſtundeſt du das — behältſt deine muntern braunen Augen, die — bei der Fackel der Aurora! — leuchten und ſprühen, ſeit du das Kloſter verlaſſen haſt, überall offen und kehrſt uns als ein Mann zurück, der ſich und Andere beſitzt."

„Er muß dort beim Kaiſer eine Schwäbin heirathen," rieth der Gepanzerte gutmüthig. „Sie ſind frömmer und verläßlicher als unſere Weiber."

„Schweigſt du wohl?" drohte ihm Ascanio mit dem Finger. „Mache mir keine Langeweile mit ſemmelblonden Zöpfen!" Der Mönch aber drückte die Rechte Germanos, welche er noch nicht hatte fahren laſſen.

„Aufrichtig, Germano," forſchte er, „was ſagſt du dazu?"

„Wozu?" fragte dieſer barſch.

„Nun, zu meinem neuen Stande?"

„Aſtorre, mein Freund," antwortete der Schnurrbärtige etwas verlegen, „iſt es gethan, frägt man nicht mehr herum nach Beirath und Urtheil. Man behauptet ſich, wo man ſteht. Willſt du aber meine Meinung durchaus wiſſen, nun, ſchau, Aſtorre, verletzte Treue, gebrochenes Wort, Fahnenflucht und ſo weiter, dem giebt man in Germanien grobe Namen. Natürlich bei dir iſt's etwas ganz anderes, das läßt ſich gar nicht vergleichen — und dann der ſterbende Vater — Aſtorre, mein lieber Freund, du haſt ganz hübſch gehandelt, nur wäre das Gegentheil noch hübſcher geweſen. Das iſt meine Meinung," ſchloß er treuherzig.

„So hätteſt du mir, wäreſt du dageweſen, die Hand deiner Schweſter verweigert, Germano?“

Dieſer fiel aus den Wolken. „Die Hand meiner Schweſter? der Diana? derſelben, die deinen Bruder betrauert?“

„Derſelben. Sie iſt meine Verlobte.“

„O herrlich!“ rief jetzt der weltkluge Aſcanio, und: „Erfreulich!“ fiel Germano bei. „Laß dich umarmen, Schwager!“ Der Gepanzerte hatte trotz ſeiner Geradheit gute Lebensart. Aber er unterdrückte einen Seufzer. So herzlich er die herbe Schweſter achtete, dem Mönche, wie dieſer neben ihm ſaß, hätte er, nach ſeinem natürlichen Gefühle, ein anderes Weib gegeben.

So drehte er den Schnurrbart und Aſcanio das Steuerruder des Geſpräches. „Eigentlich, Aſtorre,“ plauderte der Heitere, „müſſen wir damit anfangen, uns wieder kennen zu lernen; nicht weniger als deine fünfzehn beſchaulichen Kloſterjahre liegen zwiſchen unſerer Kindheit und heute. Nicht daß wir inzwiſchen unſer Weſen geändert hätten, wer ändert es? doch wir haben uns ausgewachſen. Dieſer zum Beiſpiel“ — er deutete gegen Germano — „freut ſich jetzt eines ſchönen Waffenruhmes; aber ich habe ihn zu verklagen, daß er

ein halber Deutſcher geworden iſt. Er" — Aſcanio krümmte den Arm, als leere er den Becher — „und hernach wird er tiefſinnig oder händelſüchtig. Auch verachtet er unſer ſüßes Italieniſch. „Ich werde deutſch mit euch reden!" prahlt er und brummt die Bärenlaute einer unmenſchlichen Sprache. Dann erbleicht ſein Geſinde, ſeine Gläubiger fliehen und unſere Paduanerinnen kehren ihm die ſtattlichen Rücken zu. Dergeſtalt iſt er vielleicht ſo jungfräulich geblieben als du, Aſtorre," und er legte dem Mönch traulich die Hand auf die Schulter.

Germano lachte herzlich und erwiderte auf Aſcanio zeigend: „Und Dieſer hier hat ſeine Beſtimmung gefunden, indem er der perfekte Höfling wurde."

„Da irrſt du dich, Germano," widerſprach der Günſtling Ezzelins. „Meine Beſtimmung war, das Leben leicht und heiter zu genießen." Und zum Beweiſe deſſen rief er freundlich gebietend das Kind des Gärtners herbei, das er in einiger Entfernung ſich vorüberſtehlen und nach ſeiner neuen Herrſchaft, dem Mönche ſchielen ſah. Das hübſche Ding trug einen mit Trauben und Feigen überhäuften Korb auf dem lachenden Haupte und ſchaute eher ſchelmiſch als ſchüchtern.

Ascanio war aufgesprungen. Er legte die Linke um die schlanke Seite des Mädchens und holte sich mit der Rechten aus dem Korb eine Traube. Zugleich suchte sein Mund die schwellenden Lippen. „Mich durstet," sagte er. Das Mädchen that schämig, hielt aber stille, weil es seine Früchte nicht verschütten wollte. Unmuthig wendete sich der Mönch von den zwei Leichtsinnigen ab, und das erschreckende Dirnchen entrann, da es die harte mönchische Geberde erblickte, den Pfad ihrer Flucht mit rollenden Früchten bestreuend. Ascanio, der seine Traube in der Hand hielt, hob hinter den flüchtigen Stapfen noch zwei andere auf, deren eine er Germano bot, welcher aber die ungekelterte verächtlich ins Gras warf. Die andere reichte der Muthwillige dem Mönche, der sie eine Weile ebenfalls unberührt ließ, dann aber gedankenlos eine saftige Beere und bald noch eine zweite und die dritte kostete.

„Ein Höfling?" fuhr Ascanio fort, der sich, belustigt durch die Zimperlichkeit des dreißigjährigen Mönches, wieder neben ihn auf den Rasen geworfen hatte. „Glaube das nicht, Astorre! Glaube das Gegentheil! Ich bin der Einzige, welcher meinem Ohm leise, aber

verſtändlich zuredet, daß er nicht unbarmherzig werde, daß er ein Menſch bleibe."

„Er iſt nur gerecht und ſich ſelbſt getreu!" meinte Germano.

„Ueber ſeine Gerechtigkeit!" jammerte Ascanio, „und über ſeine Logik! Padua iſt Reichslehen. Ezzelin iſt Vogt. Wer ihm mißfällt, lehnt ſich gegen das Reich auf. Hochverräther werden —" Er brachte es nicht über die Lippen. „Abſcheulich!" murmelte er. „Und überhaupt: warum dürfen wir Welſche kein eigenes Leben unter unſerer warmen Sonne führen? warum dieſes Nebelphantom des Reiches, das uns den Athem beengt? Ich rede nicht für mich. Ich bin an den Ohm gefeſſelt. Stirbt der Kaiſer, den Gott erhalte, ſo wirft ſich ganz Italien mit Flüchen und Verwünſchungen über den Tyrannen Ezzelin und den Neffen erwürgen ſie ſo nebenbei." Ascanio betrachtete über der üppigen Erde den ſtrahlenden Himmel und ſtieß einen Seufzer aus.

„Uns Beide," ergänzte Germano kaltblütig. „Das aber hat Weile. Der Gebieter beſitzt eine feſte Prophezeiung. Der gelehrte Guido Bonatti und Paul von Bagdad, welcher mit ſeinem langen Barte den

Staub der Gasse zusammenfegt, haben ihm, so sehr sich die auf einander Eifersüchtigen gewöhnlich widersprechen, ein neues seltsames Sternbild einmüthig folgendergestalt enträthselt: in einer Kürze oder Länge wird ein Sohn der Halbinsel die ungetheilte Krone derselben erringen mit Hilfe eines germanischen Kaisers, der für sein Theil jenseits der Gebirge alles Deutsche in einen harten Reichsapfel zusammenballt. Ist Friedrich dieser Kaiser? Ist dieser König Ezzelin? Das weiß Gott, der Zeit und Stunde kennt, aber der Gebieter hat darauf seinen Ruhm und unsere Köpfe verwettet."

„Geflechte von Vernunft und Wahn!" ärgerte sich Ascanio, während der Mönch erstaunte über die Macht der Sterne, den weiten Ehrgeiz der Herrscher und den alles mitreißenden Strom der Welt. Auch erschreckte ihn das Gespenst der beginnenden Grausamkeit Ezzelins, in welchem der Unschuldige die verkörperte Gerechtigkeit gesehen hatte.

Ascanio beantwortete seine schweigenden Zweifel, indem er fortfuhr: „Mögen sie Beide einen bösen Tod finden, der stirnrunzelnde Guido und der bärtige Heide! Sie verleiten den Ohm, seinen Launen und Lüsten zu

gehorchen, indem er das Nothwendige zu thun glaubt. Haſt du ihm ſchon zugeſchaut, Germano, wie er bei ſeinem kargen Mahle in dem durchſichtigen Kryſtall des Bechers ſein Waſſer mit den drei oder vier blutrothen Tropfen Sicilianers färbt, welche er ſich gönnt? wie ſein aufmerkſamer Blick das Blut verfolgt, das ſich langſam wölkt und durch den lautern Quell verbreitet? oder wie er den Todten die Lider zuzudrücken liebt, ſo daß es zur Höflichkeit geworden iſt, den Vogt wie zu einem Feſt an die Sterbelager zu bitten und ihm dieſe traurige Handlung zu überlaſſen? Ezzelin, mein Fürſt, werde mir nicht grauſam!" rief der Jüngling aus, von ſeinem Gefühl überwältigt.

„Ich denke nicht, Neffe," ſprach es hinter ihm. Es war Ezzelin, welcher ungeſehen herangetreten war und, obwohl kein Lauſcher, den letzten ſchmerzlichen Ausruf Ascanios vernommen hatte.

Die drei Jünglinge erhoben ſich raſch und begrüßten den Herrſcher, der ſich auf die Bank niederließ. Sein Geſicht war ruhig wie die Maske des Brunnens.

„Ihr meine Boten," ſtellte er Ascanio und Germano zur Rede, „was kam euch an, Dieſen hier" —

er nickte leicht gegen den Mönch — „vor mir aufzusuchen?“

„Er ist unser Jugendgespiele und hat Seltsames erfahren,“ entschuldigte der Neffe und Ezzelin ließ es gelten. Er empfing die Briefschaften, die ihm Ascanio das Knie biegend überreichte. Alles schob er in den Busen außer der Bulle. „Siehe da,“ sagte er, „das Neueste! Lies vor, Ascanio! Du hast jüngere Augen als ich.“

Ascanio recitirte den apostolischen Brief, während Ezzelin die Rechte in den Bart vergrub und mit dämonischem Vergnügen zuhörte.

Zuerst gab der dreigekrönte Schriftsteller dem geistreichen Kaiser den Namen eines apokalyptischen Ungeheuers. „Ich kenne das, es ist absurd,“ sagte der Tyrann. „Auch mich hat der Pontifex in seinen Briefen ausschweifend betitelt, bis ich ihn ermahnte, mich, welcher Ezzelin der Römer heißt, fortan in klassischer Sprache zu schelten. Wie nennt er mich diesesmal? Ich bin neugierig. Suche nur die Stelle, Ascanio, — es wird sich eine finden — wo er meinem Schwieger seinen bösen Umgang vorhält. Gieb her!“ Er ergriff das Schreiben und fand bald den Ort: hier

beſchuldigte der Papſt den Kaiſer, den Gatten ſeiner Tochter zu lieben, „Ezzelino da Romano, den größten Verbrecher der bewohnten Erde".

„Korrekt!" lobte Ezzelin und gab Ascanio das Schreiben zurück. „Lies mir die Gottloſigkeiten des Kaiſers, Neffe," lächelte er.

Ascanio las, Friedrich habe geäußert, es gebe neben vielem Wahn nur zwei wahre Götter: Natur und Vernunft. Der Tyrann zuckte die Achſeln.

Ascanio las ferner, Friedrich habe geredet: drei Gaukler, Moſes, Mohammed und — er ſtockte — hätten die Welt betrogen. „Oberflächlich," tadelte Ezzelin, „ſie hatten ihre Sterne; aber, geſagt oder nicht, der Spruch gräbt ſich ein und wiegt für den unter der Tiara ein Heer und eine Flotte. Weiter."

Nun kam eine wunderliche Mär an die Reihe: Friedrich hätte, durch ein wogendes Kornfeld reitend, mit ſeinem Gefolge geſcherzt und in läſterlicher Anſpielung auf die heilige Speiſe den Dreireim zum beſten gegeben:

So viele Aehren, ſo viele Götter ſind,
Sie ſchießen empor in der Sonne geſchwind
Und wiegen die goldenen Häupter im Wind —

Ezzelin besann sich. „Seltsam!“ flüsterte er. „Mein Gedächtniß hat dieses Verschen aufbewahrt. Es ist durchaus authentisch. Der Kaiser hat es mir mit fröhlich lachendem Munde zugerufen, da wir zusammen im Angesichte der Tempeltrümmer von Enna jene strotzenden Aehrenfelder durchritten, mit welchen Göttin Ceres die sicilische Scholle gesegnet hat. Darauf besinne ich mich mit derselben Klarheit, welche an jenem Sommertage über der Insel glänzte. Ich bin es nicht, der diesen heitern Scherz dem Pontifex mitgetheilt hat. Dazu bin ich zu ernsthaft. Wer that es? Ich mache euch zu Richtern, Jünglinge. Wir ritten zu Dreien und der Dritte — auch dessen bin ich gewiß, wie dieser leuchtenden Sonne“ — sie warf gerade einen Strahl durch das Laub — „war Petrus de Vinea, der Unzertrennliche des Kaisers. Hätte der fromme Kanzler für seine Seele gebangt und sein Gewissen durch einen Brief nach Rom erleichtert? Reitet ein Sarazene heute? Ja? Rasch, Ascanio. Ich diktire dir eine Zeile.“

Dieser zog Täfelchen und Stift hervor, ließ sich auf das rechte Knie nieder und schrieb, das gebogene linke als Pult gebrauchend:

„Erhabener Herr und geliebter Schwieger! Ein ſchnelles Wort. Das Verſchen in der Bulle — Ihr ſeid zu geiſtreich, um Euch zu wiederholen — haben nur vier Ohren gehört, die meinigen und die Eures Petrus, in den Kornfeldern von Enna, vor einem Jahre, da Ihr mich an Euern Hof beriefet und ich mit Euch die Inſel durchritt. Kein Hahn kräht danach, wenn nicht der im Evangelium, welcher den Verrath des Petrus bekräftigte. Wenn Ihr mich und Euch liebet, Herr, ſo verſuchet Euern Kanzler mit einer ſcharfen Frage.“

„Blutiges Wortſpiel! Das ſchreibe ich nicht! Die Hand zittert mir!“ rief der erblaſſende Ascanio. „Ich bringe den Kanzler nicht auf die Folter!“ und er warf den Stift weg.

„Dienſtſache,“ bemerkte Germano trocken, hob den Stift auf und beendigte das Schreiben, welches er unter ſeine Eiſenhaube ſchob. „Es läuft noch heute,“ ſagte er. „Mir für meine einfache Perſon hat der Capuaner nie gefallen: er hat einen verhüllten Blick.“

Der Mönch Aſtorre ſchauderte zuſammen trotz der Mittagsſonne. Zum erſten Male griff der aus dem Kloſterfrieden Geſchiedene, gleichſam mit Händen wie

die ſchlüpfrigen Windungen einer Natter, den Argwohn oder den Verrath der Welt. Aus ſeinem Brüten weckte ihn ein ſtrenges Wort Ezzelins, welches dieſer an ihn richtete, von ſeiner Steinbank ſich erhebend.

„Sprich, Mönch, warum vergräbſt du dich in dein Haus? Du haſt es noch nie verlaſſen, ſeit du weltliches Gewand trägſt. Du ſcheuſt die öffentliche Meinung? Tritt ihr entgegen! Sie weicht zurück. Machſt du aber eine Bewegung der Flucht, ſo heftet ſie ſich an deine Sohle wie eine heulende Meute. Haſt du deine Braut Diana beſucht? Die Trauerwoche iſt vorüber. Ich rathe dir: heute noch lade deine Sippen, und heute noch vermähle dich mit Diana!“

„Und dann raſch mit euch auf dein entlegenſtes Schloß!“ beendigte Ascanio.

„Das rathe ich nicht,“ verbot der Tyrann. „Keine Furcht. Keine Flucht. Heute vermählſt du dich, und morgen hältſt du Hochzeit mit Masken. Valete!“ Er ſchied, Germano winkend ihm zu folgen.

„Darf ich unterbrechen?“ fragte Cangrande, der höflich genug geweſen war, eine natürliche Pauſe der Erzählung abzuwarten.

„Du bist der Herr," versetzte der Florentiner mürrisch.

„Traust du dem unsterblichen Kaiser jenes Wort von den drei großen Gauklern zu?"

„Non liquet."

„Ich meine: in deinem innersten Gefühle?"

Dante verneinte mit einer deutlichen Bewegung des Hauptes.

„Und doch hast du ihn als einen Gottlosen in den sechsten Kreis deiner Hölle verdammt. Wie durftest du das? Rechtfertige dich!"

„Herrlichkeit," antwortete der Florentiner, „die Komödie spricht zu meinem Zeitalter. Dieses aber liest die fürchterlichste der Lästerungen mit Recht oder Unrecht auf jener erhabenen Stirne. Ich vermag nichts gegen die fromme Meinung. Anders vielleicht urtheilen die Künftigen."

„Mein Dante," fragte Cangrande zum andern Mal, „glaubst du Petrus de Vinea unschuldig des Verrathes an Kaiser und Reich?"

„Non liquet."

„Ich meine: in deinem innersten Gefühle?"

Dante verneinte mit derſelben Geberde.

„Und du läſſeſt den Verräther in deiner Komödie ſeine Unſchuld betheuern?“

„Herr,“ rechtfertigte ſich der Florentiner, „werde ich, wo klare Beweiſe fehlen, einen Sohn der Halbinſel mehr des Verrathes bezichtigen, da ſchon ſo viele Argliſtige und Zweideutige unter uns ſind?“

„Dante, mein Dante,“ ſagte der Fürſt, „du glaubſt nicht an die Schuld und du verdammſt! Du glaubſt an die Schuld und du ſprichſt frei!“ Dann führte er die Erzählung in ſpielendem Scherze weiter:

„Auch der Mönch und Ascanio verließen jetzt den Garten und betraten die Halle.“ Doch Dante nahm ihm das Wort.

Keineswegs, ſondern ſie ſtiegen in eine Thurmſtube, dieſelbe, die Aſtorre als Knabe mit ungeſchorenen Locken bewohnt: denn dieſer mied die großen und prunkenden Gemächer, welche er ſich erſt gewöhnen mußte als ſein Eigenthum zu betrachten, wie er auch den ihm hinterlaſſenen goldenen Hort noch mit keinem Finger berührt hatte. Den Beiden folgte, auf einen gebietenden Wink Ascanios, der Majordom Burcardo

in gemeſſener Entfernung mit ſteifen Schritten und verdrießlichen Mienen.

Der gleichnamige Haushofmeiſter Cangrandes war nach verrichtetem Geſchäfte neugierig lauſchend in den Saal zurückgetreten, denn er hatte gemerkt, daß es ſich um wohlbekannte Perſonen handle; da er nun ſich ſelbſt nennen hörte und unverſehens und lebensgroß im Spiegel der Novelle erblickte, fand er dieſen Mißbrauch ſeiner Ehrenperſon verwegen und durchaus unziemlich im Munde des beherbergten Gelehrten und geduldeten Flüchtlings, welchem er in gerechter Erwägung der Verhältniſſe und Unterſchiede auf dem obern Stockwerke des fürſtlichen Hauſes eine denkbar einfache Kammer eingeräumt hatte. Was die Andern lächelnd gelitten, empfand er als ein Aergerniß. Er runzelte die Brauen und rollte die Augen. Der Florentiner weidete ſich mit ernſthaftem Geſichte an der Entrüſtung des Pedanten und ließ ſich in ſeiner Fabel nicht ſtören.

„Würdiger Herr," befragte Ascanio den Majordom — habe ich geſagt, daß dieſer von Geburt ein Alſa-

tier war? — „wie heirathet man in Padua? Aſtorre und ich ſind unerfahrene Kinder in dieſer Wiſſenſchaft.“

Der Haushofmeiſter warf ſich in Poſitur, ſtarr ſeinen Herrn anſchauend, ohne Ascanio, der ihm nach ſeinen Begriffen nichts zu befehlen hatte, eines Blickes zu würdigen.

„Distingendum est,“ ſagte er feierlich. „Es iſt auseinander zu halten: Werbung, Vermählung und Hochzeit.“

„Wo ſteht das geſchrieben?“ ſcherzte Ascanio.

„Ecce!“ antwortete der Majordom, indem er ein großes Buch entfaltete, das ihn niemals verließ. „Hier!“ und er wies mit dem geſtreckten Finger der linken Hand auf den Titel, welcher lautete: „Die Ceremonien von Padova nach genauer Erforſchung zu Nutz und Frommen aller Ehrbaren und Anſtändigen zuſammengeſtellt von Meſſer Godoſcalco Burcardo.“ Er blätterte und las: „Erſter Abſchnitt: Die Werbung. Paragraph eins: Der ernſthafte Werber bringt einen Freund gleichen Standes als gültigen Zeugen mit —“

„Bei den überflüſſigen Verdienſten meines Schutzheiligen,“ unterbrach ihn Ascanio ungeduldig, „laß uns zufrieden mit ante und post, mit Werbung und Hoch-

zeit, ſervire uns das Mittelſtück: wie vermählt man ſich in Padua?"

„In Batova," krähte der gereizte Alſatier, deſſen barbariſche Ausſprache in der Gemüthsbewegung noch mehr als gewöhnlich hervortrat, „werden zu den adeligen Sbosalizien geladen die zwölf großen Geſchlechter" — er zählte ſie aus dem Gedächtniſſe her — „zehn Tage voraus, nicht früher, nicht ſpäter, von dem Majordome des Bräutigams, gefolgt von ſechs Dienern. In dieſer erlauchten Verſammlung werden die Ringe gewechſelt. Man ſchlürft Cybrier und verzehrt als Hochzeitsgebäcke die Amarellen —"

„Gott gebe, daß wir uns nicht die Zähne ausbeißen!" lachte Aſcanio, und dem Majordom das Buch entreißend, durchlief er die Namen, von welchen ſechs Familienhäupter — ſechſe von zwölfen — und einige Jünglinge mit breiten Strichen ausgelöſcht waren. Sie mochten ſich in irgend eine Verſchwörung gegen den Tyrannen verwickelt und darin den Untergang gefunden haben.

„Merk' auf, Alter!" befahl Aſcanio, für den Mönch handelnd, welcher in einen Seſſel geſunken war und in Gedanken verloren die freundliche Bevormundung

ſich gefallen ließ. „Du hältſt deinen Umgang mit den ſechs Tagedieben zur Stunde, jetzt gleich, ohne Verzug, verſtehſt du? und ladeſt auf heute zur Vesperzeit.“

„Zehn Tage voraus,“ wiederholte Herr Burcardo majeſtätiſch, als verkünde er ein Reichsgeſetz.

„Heute und auf heute, Starrkopf!“

„Unmöglich,“ ſprach der Majordom ruhig. „Aendert Ihr den Lauf der Geſtirne und Jahreszeiten?“

„Du rebellirſt? Jückt dich der Hals, Alter?“ warnte Ascanio mit einem ſonderbaren Lächeln.

Das genügte. Herr Burcardo errieth. Exzelin hatte befohlen und der hartnäckigſte der Pedanten fügte ſich ohne Murren, ſo eiſern war die Ruthe des Tyrannen.

„Dann ladeſt du die beiden Herrinnen Canoſſa nicht, die Olympia und die Antiope.“

„Warum dieſe nicht?“ fragte der Mönch plötzlich, wie von einem Zauberſtabe berührt. Die Luft färbte ſich vor ſeinem Blicke und ein Bild entſtand, deſſen erſter Umriß ſchon ſeine ganze Seele feſſelte.

„Weil die Gräfin Olympia eine Thörin iſt, Aſtorre. Kennſt du die Geſchichte des armen Weibes nicht? Doch du ſtakeſt ja damals noch in den Windeln, will

ſagen in der Kutte. Es war vor drei Jahren, da die Blätter gilbten.“

„Im Sommer, Ascanio. Eben jährt es ſich,“ widerſprach der Mönch.

„Du haſt Recht — kennſt du denn die Geſchichte? Doch wie ſollteſt du? Zu jener Zeit munkelte der Graf Canoſſa mit dem Legaten, wurde belauſcht, ergriffen und verurtheilt. Die Gräfin that einen Fußfall vor dem Ohm, der ſich in ſein Schweigen hüllte. Sie wurde dann auf die ſträflichſte Weiſe von einem habgierigen Kämmerer getäuſcht, welcher ihr Gewinnes wegen vorſpiegelte, der Graf werde vor dem Blocke begnadigt werden. Das ging nicht in Erfüllung, und da man der Gräfin einen Enthaupteten brachte, warf ſich ihm die aus der Hoffnung kopfüber in die Verzweiflung Geſchleuderte durch das Fenſter entgegen, wunderbarerweiſe ohne ſich zu verletzen, außer daß ſie ſich den Fuß verſtauchte. Aber von jenem Tage an war ihr Geiſt zerrüttet. Wenn natürliche Stimmungen ſich unmerklich in einander verlieren wie das erlöſchende Licht in die wachſende Dämmerung, wechſeln die ihrigen in raſendem Umſchwung von Hell und Dunkel zwölfmal in zwölf Stunden. Von beſtändiger

Unruhe gestachelt, eilt das elende Weib aus ihrem verödeten Stadtpalast auf ihr Landgut und aus diesem in die Stadt zurück, in ewigem Irrgange. Heute will sie ihr Kind einem Pächterssohn vermählen, weil nur Niedrigkeit Schutz und Frieden gewähre, morgen wäre ihr der edelste Freier, der übrigens aus Scheu vor einer solchen Mutter sich nicht einstellt, kaum vornehm genug —"

Hätte Ascanio, während seine Rede floß, den flüchtigsten Blick auf den Mönch geworfen, er hätte staunend inne gehalten, denn das Antlitz des Mönches verklärte sich vor Mitleid und Erbarmen.

„Wenn der Tyrann," fuhr der Achtlose fort, „an der Behausung Olympias vorüber auf die Jagd reitet, stürzt sie ans Fenster und erwartet, er werde an ihrer Schwelle vom Pferde steigen und die in Ungnade Gerathene, aber nun genug Geprüfte günstig und gnädig an seinen Hof zurückführen, wozu er wahrlich keine Lust hat. Eines andern Tages, oder noch an demselben, wähnt sie sich von Ezzelin, welcher sich nicht um sie bekümmert, verfolgt und geächtet. Sie glaubt sich verarmt und ihre Güter, die er unberührt ließ, eingezogen. So brennt und friert sie im Wechselfieber

der schroffsten Gegensätze, ist nicht nur selbst verrückt, sondern verrückt auch, was sie in die wirbelnden Kreise ihres Kopfes zieht, und stiftet — denn sie ist nur eine halbe Thörin und redet mitunter treffend und witzig — überall Unheil, wo ihr geglaubt wird. Es kann nicht die Rede davon sein, sie unter die Leute und an ein Fest zu bringen. Ein Wunder ist, daß ihr Kind, die Antiope, welches sie vergöttert und dessen Verheirathung sich im Mittelpunkte ihrer Phantasie dreht, auf diesem schwanken Boden den Verstand behält. Aber das Mädchen, das in seiner Frühblüthe steht und leidlich hübsch ist, hat eine gute Natur . . ." So ging es noch eine Weile fort.

Astorre aber versank in seinem Traume. So sage ich, weil das Vergangene Traum ist. Denn der Mönch sah, was er vor drei Jahren erlebt hatte: einen Block, den Henker daneben, und sich selbst an der Stelle eines erkrankten Mitmönches als geistlichen Tröster, der einen armen Sünder erwartet. Dieser — der Graf Canossa — erschien gefesselt, wollte aber durchaus nicht herhalten, sei es weil er wähnte, seine Begnadigung werde, jetzt da er vor dem Blocke stehe, nicht säumen, sei es einfach, weil er die Sonne liebte

und die Gruft verabſcheute. Er ließ den Mönch hart an und verſchmähte ſeine Gebete. Ein entſetzliches Ringen ſtand bevor, wenn er fortfuhr, ſich zu ſträuben und zu ſtemmen; denn er hielt ſein Kind an der Hand, welches ihm — von den Wachen unbemerkt — zugeſprungen war und ihn umklammerte, die ausdrucksvollſten Augen und die flehendſten Blicke auf den Mönch heftend. Der Vater drückte das Mädchen feſt an ſeine Bruſt und ſchien ſich mit dieſem jungen Leben gegen die Vernichtung decken zu wollen, wurde aber von dem Henker nieder und mit dem Haupte auf den Block gedrückt. Da legte das Kind Kopf und Nacken neben den väterlichen. Wollte es das Mitleid des Henkers erwecken? Wollte es den Vater ermuthigen, das Unabwendbare zu leiden? Wollte es dem Unverſöhnten den Namen eines Heiligen ins Ohr murmeln? That es das Unerhörte ohne Beſinnen und Ueberlegung, aus überſtrömender kindlicher Liebe? Wollte es einfach mit ihm ſterben?

Jetzt leuchteten die Farben ſo kräftig, daß der Mönch die zwei neben einander liegenden Hälſe, den ziegelrothen Nacken des Grafen und den ſchneeweißen des Kindes mit dem gekräuſelten goldbraunen Flaume

wenige Schritte vor ſich in voller Lebenswahrheit erblickte. Das Hälschen war von der ſchönſten Bildung und ungewöhnlicher Schlankheit. Aſtorre bebte, das fallende Beil möchte ſich irren, und fühlte ſich in tiefſter Seele erſchüttert, nicht anders als das erſte Mal, nur daß ihm die Sinne nicht ſchwanden, wie ſie ihm damals geſchwunden waren, als die ſchreckliche Scene in Wahrheit und Wirklichkeit ſich ereignete, und er erſt wieder zu ſich kam, als alles vorüber war.

„Hat mir mein Gebieter einen Auftrag zu geben?“ ſtörte den Verzückten die ſchnarrende Stimme des Majordoms, der es ſchwer ertrug, von Aſcanio gemeiſtert zu werden.

„Burcardo,“ antwortete Aſtorre mit weicher Stimme, „vergiß nicht, die zwei Frauen Canoſſa, Mutter und Tochter zu laden. Es ſei nicht geſagt, daß der Mönch die von der Welt Gemiedenen und Verlaſſenen von ſich fernhält. Ich ehre das Recht einer Unglücklichen“ — hier ſtimmte der Majordom mit eifrigem Nicken bei — „von mir geladen und empfangen zu werden. Würde ſie übergangen, es dürfte ſie ſchwer kränken, wie ſie beſchaffen iſt.“

„Beileibe!“ warnte Aſcanio. „Thu dir doch das

nicht zuleide! Dein Verlöbniß iſt ſchon abenteuerlich genug! Und das Abenteuerliche begeiſtert die Thörichten. Sie wird nach ihrer Art etwas Unglaubliches beginnen und irgend ein tolles Wort in die Feier ſchleudern, welche ſonſt ſchon alle Paduanerinnen aufregt."

Herr Burcardo aber, der die Berechtigung einer Canoſſa, ob ſie bei Verſtande ſei oder nicht, ſich zu den Zwölfen zu verſammeln, mit den Zähnen feſthielt und ſeinen Gehorſam dem Vicedomini und keinem Andern verpflichtet glaubte, verbeugte ſich tief vor dem Mönche. „Deiner Herrlichkeit allein wird gehorcht," ſprach er und entfernte ſich.

„O Mönch, Mönch," rief Ascanio, „der die Barmherzigkeit in eine Welt trägt, wo kaum die Güte ungeſtraft bleibt!"

„Doch wie wir Menſchen ſind," flocht Dante ein, „oft zeigt uns ein prophetiſches Licht den Rand eines Abgrundes, aber dann kommt der Witz und klügelt und lächelt und redet uns die Gefahr aus."

Dergeſtalt fragte und beruhigte ſich der Leicht-

ſinnige: Welche Beziehung auf der Welt hat die Närrin zu dem Mönche, in deſſen Leben ſie nicht die geringſte Rolle ſpielt? Und am Ende — wenn ſie zu lachen giebt, ſo würzt ſie uns die Amarellen! Er ahnte nicht von ferne, was ſich in der Seele Aſtorres begab, aber auch wenn er gerathen und geforſcht, dieſer hätte ſein keuſches Geheimniß dem Weltkinde nicht preisgegeben.

So ließ Ascanio es gut ſein, und ſich des andern Befehles des Tyrannen erinnernd, den Mönch unter die Leute zu bringen, fragte er luſtig: „Iſt für den Ehereif geſorgt, Aſtorre? Denn es ſteht in den Ceremonien geſchrieben, Abſchnitt zwei, Paragraph ſo und ſo: Die Reife werden gewechſelt.“ Dieſer erwiderte, es werde ſich dergleichen in dem Hausſchatze finden.

„Nicht ſo, Aſtorre,“ meinte Ascanio. „Wenn du mir folgſt, kaufſt du deiner Diana einen neuen. Wer weiß, was für Geſchichten an den gebrauchten Ringen kleben. Wirf das Alte hinter dich. Auch ſchickt es ſich ganz allerliebſt: du kaufſt ihr einen Ring bei dem Florentiner auf der Brücke. Kennſt du den Mann? Doch wie ſollteſt du! Höre: als ich heute in der Frühſtunde mit Germano in die Stadt zurückkehrend unſere einzige Brücke über den Kanal beſchritt — wir

mußten abſitzen und die Pferde führen, ſo dicht war dort das Gedränge — hatte, meiner Treu, auf dem verwitterten Kopfe des Brückenpfeilers ein Goldſchmied ſeinen Laden aufgethan, und ganz Padua kramte und feilſchte vor demſelben. Warum auf der engen Brücke, Aſtorre, da wir ſo viele Plätze haben? Weil in Florenz die Schmuckläden auf der Arnobrücke ſtehen. Denn — bewundere die Logik der Mode! — wo kauft man ſeinen Schmuck, als bei einem Florentiner, und wo legt ein Florentiner aus, wenn nicht auf einer Brücke? Er thut es einmal nicht anders. Sonſt wäre ſeine Waare ein plumpes Zeug und er ſelbſt kein echter Florentiner. Doch dieſer iſt es, ich meine. Hat er doch mit rieſigen Buchſtaben über ſeine Bude geſchrieben: Niccolò Lippo dei Lippi der Goldſchmied, durch einen feilen und ungerechten Urtheilsſpruch, wie ſie am Arno gebräuchlich ſind, aus der Heimath vertrieben. Auf, Aſtorre! gehen wir nach der Brücke!"

Dieſer weigerte ſich nicht, da er ſelbſt das Bedürfniß fühlen mochte, den Bann des Hausbezirkes zu brechen, welchen er, ſeit er ſeine Kutte niedergeſtreift, nicht mehr verlaſſen hatte.

„Haſt du Geld zu dir geſteckt, Freund Mönch?“ ſcherzte Aſcanio. „Dein Gelübde der Armuth iſt hinfällig und der Florentiner wird dich überfordern.“ Er pochte an das Schiebfenſterchen des im untern Flure, welchen die Jünglinge eben durchſchritten, gelegenen Hauskontores. Es zeigte ſich ein verſchmitztes Geſicht, jede Falte ein Betrug, und der Verwalter der Vicedomini — ein Genueſe, wenn ich recht berichtet bin — reichte ſeinem Herrn mit kriechender Verbeugung einen mit Goldbyzantinern gefüllten Beutel. Dann wurde der Mönch von einem Diener in den bequemen paduaniſchen Sommermantel mit Kapuze gehüllt.

Auf der Straße zog ſich Aſtorre dieſelbe tief ins Geſicht, weniger gegen die brennenden Strahlen der Sonne, als aus langer Gewöhnung, und wandte ſich freundlich gegen ſeinen Begleiter. „Nicht wahr, Aſcanio,“ ſagte er, „dieſen Gang thue ich allein? Einen einfachen Goldring zu kaufen, überſteigt meinen Mönchsverſtand nicht? Das traust du mir noch zu? Auf Wiederſehen bei meiner Vermählung, wann es Veſper läutet!“ Aſcanio ging und rief noch über die Schulter zurück: „Einen, nicht zweie! Den deinigen giebt dir Diana! Merke dir das, Aſtorre!“ Es war eine

jener farbigen Seifenblasen, deren der Luſtige mehr als eine täglich von den Lippen in die Luft jagte.

Fraget ihr mich, Herrſchaften, warum der Mönch den Freund beurlaubte, ſo ſage ich: er wollte den himmliſchen Ton, welchen die junge Märtyrerin der Kindesliebe in ſeinem Gemüthe geweckt hatte, rein ausklingen laſſen.

Aſtorre hatte die Brücke erreicht, welche trotz des Sonnenbrandes randvoll war und von den nahen zwei Ufern ein doppeltes Menſchengedränge vor den Laden des Florentiners führte. Der Mönch blieb unter ſeinem Mantel unerkannt, ob auch hin und wieder ein Auge fragend auf dem unbedeckten Theile ſeines Geſichtes ruhte. Adel und Bürgerſchaft ſuchte ſich den Vortritt abzugewinnen. Vornehme Weiber ſtiegen aus ihren Sänften und ließen ſich drängen und drücken, um ein Paar Armringe oder ein Stirnband von neueſter Mache zu erhandeln. Der Florentiner hatte auf allen Plätzen mit der Schelle verkündigen laſſen, er ſchließe heute nach dem Ave Maria. Er dachte nicht daran. Doch was koſtet einen Florentiner die Lüge!

Endlich ſtand der Mönch, von Menſchen eingeengt, vor der Bude. Der beſtürmte Händler, der ſich verzehnfachte, ſtreifte ihn mit einem erfahrenen Seitenblick und errieth ſofort den Neuling. „Womit diene ich dem gebildeten Geſchmacke der Herrlichkeit?“ fragte er. „Gieb mir einen einfachen Goldreif,“ antwortete der Mönch. Der Kaufmann ergriff einen Becher, auf welchem, nach florentiniſcher Kunſt und Art, in erhabener Arbeit irgend etwas Ueppiges zu ſehen war. Er ſchüttelte den Kelch, in deſſen Bauche hundert Reife wimmelten, und bot ihn Aſtorre.

Dieſer gerieth in eine peinliche Verlegenheit. Er kannte den Umfang des Fingers nicht, welchen er mit einem Reife bekleiden ſollte, und deren mehrere herausheben, zauderte er ſichtlich zwiſchen einem weitern und einem engern. Der Florentiner konnte den Spott nicht laſſen, wie denn ein verſteckter Hohn aus aller Rede am Arno hervorkichert. „Kennt der Herr die Geſtalt des Fingers nicht, welchen er doch wohl zuweilen gedrückt hat?“ fragte er mit einem unſchuldigen Geſichte, aber als ein kluger Mann verbeſſerte er ſich alſobald und in der heimiſchen Meinung, der Verdacht der Unwiſſenheit ſei beleidigend, derjenige der Sünde

aber ſchmeichle, gab er Aſtorre zwei Ringe, einen grö-
ßern und einen kleinern, die er aus Daumen und
Zeigefinger ſeiner beiden Hände geſchickt zwiſchen die
Daumen und Zeigefinger des Mönches hinübergleiten
ließ. „Für die zwei Liebchen der Herrlichkeit," wis-
perte er ſich verneigend.

Ehe noch der Mönch über dieſe loſe Rede unge-
halten werden konnte, erhielt er einen harten Stoß.
Es war das Schulterblatt eines Roßpanzers, das ihn
ſo unſanft ſtreifte, daß er den kleinern Ring fallen
ließ. In demſelben Augenblicke ſchmetterte ihm der
betäubende Ton von acht Tuben ins Ohr. Die Feld-
muſik der germaniſchen Leibwache des Vogtes ritt
in zwei Reihen, beide vier Roſſe hoch, über die Brücke,
den ganzen Menſcheninhalt derſelben auseinander wer-
fend und gegen die ſteinernen Geländer preſſend.

Sobald die Bläſer vorüber waren, ſtürzte der
Mönch, den feſtgehaltenen größern Ring raſch in ſei-
nem Gewande bergend, dem kleinern nach, welcher unter
den Hufen der Gäule weggerollt war.

Das alte Bauwerk der Brücke war in der Mitte
ausgefahren und vertieft, ſo daß der Reif die Höhlung
hinab und dann durch ſeine eigene Bewegung getrieben

die andere Seite hinanrollte. Hier hatte eine junge Zofe, Namens Isotta oder, wie man in Padua den Namen kürzt, Sotte, das rollende und blitzende Ding gehascht, auf die Gefahr hin, von den Pferden zerstampft zu werden. „Ein Glücksring!“ jubelte das unkluge Geschöpf und steckte einer jugendlichen Herrin, welcher sie das Begleite gab, mit kindischem Frohlocken den Fund an den schlanken Finger, den vierten der linken Hand, welcher ihr durch seine zierliche Bildung des engen Schmuckes besonders würdig und fähig schien. In Padua aber, wie auch hier in Verona, wenn mir recht ist, pflegt man den Trauring an der linken Hand zu tragen.

Das Edelfräulein zeigte sich unwillig über die Posse der Magd, war aber doch auch ein bischen belustigt davon. Sie bemühte sich eifrig, den fremden Ring, der ihr wie angegossen saß, dem Finger wieder abzuziehen. Da stand unversehens der Mönch vor ihr und hob die Arme in freudiger Verwunderung. Seine Geberde aber war, daß er die geöffnete rechte Hand vor sich hin streckte, die linke in der Höhe des Herzens hielt; denn er hatte, trotz der entfalteten Blüthe, an der auffallenden Schlankheit des Halses und

wohl mehr noch an der Bewegung ſeiner Seele das Kind wieder erkannt, deſſen zartes Haupt er auf dem Blocke geſehen hatte.

Während das Mädchen beſtürzte, fragende Augen auf den Mönch richtete und immerfort an dem widerſpenſtigen Ringe drehte, zauderte Aſtorre, denſelben zurückzuverlangen. Doch es mußte geſchehen. Er öffnete den Mund. „Junge Herrin," begann er — und fühlte ſich von zwei ſtarken gepanzerten Armen umfaßt, die ſich ſeiner bemächtigten und ihn emporzogen. Im Augenblicke ſah er ſich, mit Hilfe eines andern Gepanzerten, ein Bein rechts, ein Bein links, auf ein ſtampfendes Roß geſetzt. „Laß ſchauen," ſchallte ein gutmüthiges Gelächter, „ob du das Reiten nicht verlernt haſt!" Es war Germano, welcher an der Spitze der von ihm befehligten deutſchen Kohorte ritt, die der Vogt auf eine Ebene unweit Padua zur Muſterung befohlen hatte. Da er unvermuthet den Freund und Schwager im Freien erblickte, hatte er ſich den unſchuldigen Spaß gemacht, denſelben neben ſich auf ein Pferd zu heben, von welchem ein junger Schwabe auf ſeinen Wink abgeſprungen war. Das feurige Thier, welches den veränderten Reiter ſpürte, that ein paar

wilde Sprünge, es entstand ein Rossegedräng auf der nicht geräumigen Brücke und Astorre, dem die Kapuze zurückgefallen war und der sich mit Mühe im Bügel hielt, wurde von dem entsetzt ausweichenden Volke erkannt. „Der Mönch! der Mönch!“ rief und deutete es von allen Seiten, aber schon hatte der kriegerische Tumult die Brücke hinter sich und verschwand um eine Straßenecke. Der unbezahlt gebliebene Florentiner rannte nach, aber kaum zwanzig Schritte, denn ihm wurde bange um seine unter der schwachen Hut eines Jüngelchens gelassene Waare, und dann belehrte ihn der Zuruf der Menge, daß er es mit einer bekannten und leicht aufzufindenden Persönlichkeit zu thun habe. Er ließ sich den Palast Astorres bezeichnen und meldete sich dort heute, morgen, übermorgen. Die zwei ersten Male richtete er nichts aus, weil in der Behausung des Mönches alles drunter und drüber ging, das dritte Mal fand er die Siegel des Tyrannen an das verschlossene Thor geheftet. Mit diesem wollte der Feigling nichts zu schaffen haben und so ging er der Bezahlung verlustig.

Die Frauen aber — zu Antiope und der leichtfertigen Zofe hatte sich noch eine dritte, durch den

Brückentumult von ihnen abgedrängte wiedergefunden — ſchritten in der entgegengeſetzten Richtung. Dieſe war ein ſeltſam blickendes, vorzeitig wie es ſchien gealtertes Weib mit tiefen Furchen, grauen Haarbüſcheln, aufgeregten Mienen, und ſchleppte ihr vernachläſſigtes, aber vornehmes Gewand mitten durch den Straßenſtaub.

Sotte erzählte eben der Alten, offenbar der Mutter des Fräuleins, mit dummem Jubel den Vorgang auf der Brücke: Aſtorre — auch ihr hatte der Zuruf des Volkes ihn genannt — Aſtorre der Mönch, der ſtadtkundig freien müſſe, habe Antiope verſtohlener Weiſe einen Goldring zugerollt, und als ſie — Sotte — den Wink der Vorſehung und die Schlauheit des Mönches verſtehend, ihn dem lieben Mädchen angeſteckt, ſei der Mönch ſelbſt vor daſſelbe hingetreten und da Antiope ihm den Ring in Züchten habe zurückgeben wollen, habe er — ſie ahmte den Mönch nach — die Linke zärtlich auf das Herz gelegt, ſo! die Rechte aber zurückweiſend ausgeſtreckt mit einer Geberde, die in ganz Italien nichts anderes ſage und bedeute als: Behalte, Schatz!

Endlich kam die erſtaunte Antiope zu Worte und

beſchwor die Mutter, auf das alberne Geſchwätz Iſottens nichts zu geben, aber umſonſt. Madonna Olympia erhob die Arme gen Himmel und dankte auf offener Straße dem heiligen Antonius mit Inbrunſt, daß er ihre tägliche Bitte über alles Hoffen und Erwarten erhört und ihrem Kleinod einen ebenbürtigen und tugendhaften Mann, einen ſeiner eigenen Söhne beſchert habe. Dabei geberdete ſie ſich ſo abenteuerlich, daß die Vorbeigehenden lachend auf die Stirne wieſen. Die verwirrte Antiope gab ſich alle erdenkliche Mühe, der Mutter das blendende Märchen auszureden; aber dieſe hörte nicht und baute leidenſchaftlich an ihrem Luftſchloſſe weiter.

So langten die Frauen in dem Palaſte Canoſſa an und begegneten im Thorbogen einem ſteif geputzten Majordom, dem ſechs verſchwenderiſch gekleidete Diener folgten. Herr Burcardo ließ, ehrerbietig zurücktretend, Madonna Olympia die Treppe voraufgehen, dann, in einer öden Halle angelangt, machte er drei abgezirkelte Verbeugungen, eine immer näher und tiefer als die andere, und redete langſam und feierlich: „Herrlichkeiten, mich ſendet Aſtorre Vicedomini, hochdieſelben unterthänigſt zu ſeinen Sboſalizien zu laden,

heute" — er verſchluckte ſchmerzhaft „in zehn Tagen" — „wann es Vesper läutet."

Dante hielt inne. Seine Fabel lag in ausgeſchütteter Fülle vor ihm; aber ſein ſtrenger Geiſt wählte und vereinfachte. Da rief ihn Cangrande.

„Mein Dante," hub er an, „ich wundere mich, mit wie harten und ätzend ſcharfen Zügen du deinen Florentiner umriſſen haſt! Dein Niccolò Lippo dei Lippi iſt verbannt durch ein feiles und ungerechtes Urtheil. Er ſelbſt aber iſt ein Uebertheurer, ein Schmeichler, ein Lügner, ein Spötter, ein Schlüpfriger und eine Memme, alles „nach Art der Florentiner". Und das iſt nur ein winziges Flämmchen aus dem Feuerregen von Verwünſchungen, womit du dein Florenz überſchütteſt, nur eine tröpfelnde Neige jener bittern von Eſſig und Galle triefenden Terzinen, die du in deiner Komödie der Vaterſtadt zu koſten giebſt. Laſſe dir ſagen, es iſt unedel, ſeine Wiege zu ſchmähen, ſeine Mutter zu beſchämen! Es kleidet nicht gut! Glaube mir, es macht einen ſchlechten Eindruck!

Mein Dante, ich will dir erzählen von einem Puppenſpiele, dem ich jüngſt, verkappt unter dem Volke

mich umtreibend, in unſerer Arena zuſchaute. Du rümpfſt die Naſe, daß ich den niedrigen Geſchmack habe, in müßigen Augenblicken an Puppen und Narren mich zu vergnügen. Dennoch begleite mich vor die kleine Bühne! Was ſchauſt du da? Mann und Weib zanken ſich. Sie wird geprügelt und weint. Ein Nachbar ſtreckt den Kopf durch die Thürſpalte, predigt, ſtraft, miſcht ſich ein. Doch ſiehe! das tapfere Weib erhebt ſich gegen den Eindringling und nimmt Partei für den Mann. „Wenn es mir beliebt, geprügelt zu werden!“ heult ſie.

Aehnlicherweiſe, mein Dante, ſpricht ein Hochherziger, welchen ſeine Vaterſtadt mißhandelt: Ich will geſchlagen ſein!“

Viele junge und ſcharfe Augen hafteten auf dem Florentiner. Dieſer verhüllte ſich ſchweigend das Haupt. Was in ihm vorging, weiß niemand. Als er es wieder erhob, war ſeine Stirn vergrämter, ſein Mund bitterer und ſeine Naſe länger.

Dante lauſchte. Der Wind pfiff um die Ecken der Burg und ſtieß einen ſchlecht verwahrten Laden auf. Monte Baldo hatte ſeine erſten Schauer geſendet. Man ſah die Flocken ſtäuben und wirbeln,

von der Flamme des Herdes beleuchtet. Der Dichter betrachtete den Schneesturm und seine Tage, welche er sich entschlüpfen fühlte, erschienen ihm unter der Gestalt dieser bleichen Jagd und Flucht durch eine unstete Röthe. Er bebte vor Frost.

Und seine feinfühligen Zuhörer empfanden mit ihm, daß ihn kein eigenes Heim, sondern nur wandelbare Gunst wechselnder Gönner bedache und vor dem Winter beschirme, welcher Landstraße und Feldweg mit Schnee bedeckte. Alle wurden es inne und Cangrande, der von großer Gesinnung war, zuerst: Hier sitzt ein Heimathloser!

Der Fürst erhob sich, den Narren wie eine Feder von seinem Mantel schüttelnd, trat auf den Verbannten zu, nahm ihn an der Hand und führte ihn an seinen eigenen Platz, nahe dem Feuer. „Er gebührt dir," sagte er und Dante widersprach nicht. Cangrande aber bediente sich des freigewordenen Schemels. Er konnte dort bequem die beiden Frauen betrachten, zwischen welchen jetzt der Wanderer durch die Hölle saß, den das Feuer glühend beschien und der seine Erzählung folgendermaßen fortsetzte.

Während die mindern Glocken in Padua die Vesper läuteten, versammelte sich unter dem Cedergebälke des Prunksaales der Vicedomini, was von den zwölf Geschlechtern übrig geblieben war, den Eintritt des Hausherrn erwartend. Diana hielt sich zu Vater und Bruder. Ein leises Geschwätze lief um. Die Männer besprachen ernst und gründlich die politische Seite der Vermählung zweier großer städtischer Geschlechter. Die Jünglinge scherzten halblaut über den heirathenden Mönch. Die Frauen schauderten, trotz dem Breve des Papstes, vor dem Sacrilegium, welches nur die von knospenden Töchtern umringten in milderem Lichte sahen, mit dem Zwang der Umstände entschuldigten oder aus der Herzensgüte des Mönches erklärten. Die Mädchen waren lauter Erwartung.

Die Anwesenheit der Olympia Canossa erregte Verwunderung und Unbehagen, denn sie war in auffallendem, fast königlichem Staate, als ob ihr bei der bevorstehenden Feier eine Hauptrolle zustünde, und redete mit unheimlicher Zungenfertigkeit in Antiope hinein, welche bangen Herzens die aufgebrachte Mutter flüsternd und flehend zu beschwichtigen suchte. Madonna Olympia hatte sich schon auf den Treppen gewaltig

geärgert, wo ſie — Herr Burcardo beſchäftigte ſich eben mit dem Empfange zweier anderer Herrſchaften — von Gocciola, der eine neue ſcharlachrothe Kappe mit ſilbernen Schellen in der Hand hielt, ehrfürchtig willkommen geheißen wurde. Jetzt mit den Andern im Kreiſe ſtehend, beläſtigte oder ängſtigte ſie durch ihr maßloſes Geberdenſpiel ihre Standesgenoſſen. Mit Augenwinken und Kinnheben wurde auf die Aermſte gedeutet. Keiner hätte ſie an des Mönches Statt geladen und Jeder machte ſich darauf gefaßt, ſie werde dieſem einen ihrer Streiche ſpielen.

Burcardo meldete den Hausherrn. Aſtorre hatte ſich von den Germanen bald losgemacht, war auf die Brücke zurückgeeilt, ohne dort den Ring noch die Frauen mehr zu finden, und ſich darüber Vorwürfe machend, obſchon im Grunde nur der Zufall anzuklagen war, hatte er in der ihm bis zur Vesper bleibenden Stunde den Entſchluß gefaßt, in Zukunft immerdar nach den Regeln der Klugheit zu handeln. Mit dieſem Vorſatze trat er in den Saal und in die Mitte der Verſammelten. Der Druck der auf ihn gerichteten Aufmerkſamkeit und die ſo zu ſagen in der Luft fühlbaren Formen und Forderungen der Geſellſchaft ließen ihn em-

pfinden, daß er nicht die Wirklichkeit der Dinge sagen dürfe, energisch und mitunter häßlich wie sie ist, sondern ihr eine gemilderte und gefällige Gestalt geben müsse. So hielt er sich unwillkürlich in der Mitte zwischen Wahrheit und schönem Schein und redete untadelig.

„Herrschaften und Standesbrüder," begann er, „der Tod hat eine reiche Ernte unter uns Vicedomini gehalten. Wie ich in Schwarz gekleidet vor euch stehe, trage ich Trauer um den Vater, drei Brüder und drei Neffen. Daß ich, von der Kirche freigelassen, den Wunsch eines sterbenden Vaters, in Sohn und Enkel fortzuleben, nach ernster Erwägung" — hier verhüllte sich der Klang seiner Stimme — „und gewissenhafter Prüfung vor Gott nicht glaubte ungewährt lassen zu dürfen, dieses werdet ihr verschieden beurtheilen, billigend oder tadelnd, nach der Gerechtigkeit oder Milde, die euch innewohnt. Darin aber werdet ihr einig gehen, daß es mir bei meiner Vergangenheit nicht angestanden hätte zu zaudern und zu wählen, und daß hier nur das Nächstliegende und Ungesuchte Gott gefällig sein konnte. Wer aber stand mir näher, als die schon mit mir durch die trostlose Trauer um meinen

letzten Bruder vereinigte jungfräuliche Wittwe desselben? Dergestalt ergriff ich über einem theuern Sterbebette diese Hand, wie ich sie jetzt ergreife" — er trat zu Diana und führte sie in die Mitte — „und ihr den Trauring um den Finger lege." So that er. Der Ring paßte. Diana that dasselbe, indem sie dem Mönch einen goldenen Reif anlegte. „Es ist der meiner Mutter," sagte sie, „die ein wahrhaftes und tugendsames Weib war. Ich gebe dir einen Ring, der Treue gehalten hat." Ein feierlich gemurmelter Glückwunsch aller Anwesenden beschloß die ernste Handlung, und der alte Pizzaguerra, ein würdiger Greis — denn der Geiz ist ein gesundes Laster und läßt zu Jahren kommen — weinte die übliche Thräne.

Madonna Olympia sah ihr Traumschloß auflodern und brennen mit sinkenden Säulen und krachenden Balken. Sie that einen Schritt vorwärts, als wolle sie ihre Augen überführen, daß sie sich betrügen, dann einen zweiten in wachsender Wildheit, und jetzt stand sie dicht vor Astorre und Diana, die grauen Haare gesträubt, und ihre rasenden Worte rannten und stürzten, wie ein Volk in Aufruhr.

„Elender!" schrie sie. „Gegen den Ring an dem

Finger Dieſer da zeugt ein anderer und zuerſt gegebener.“ Sie riß Antiope, welche ihr in wachſender Angſt und mit den flehendſten Geberden gefolgt war, hinter ſich hervor und hob die Hand des Mädchens. „Den Ring hier haſt du meinem Kinde vor nicht einer Stunde auf der Brücke bei dem Florentiner an den Finger geſteckt!“ So hatte ihr ein falſcher Spiegel den Vorgang verſchoben. „Ruchloſer Menſch! Ehebrecheriſcher Mönch! Oeffnet ſich die Erde nicht, dich zu verſchlingen? Hängt den Bruder Pförtner, der im Rauſche ſchnarchte und dich deiner Zelle entſpringen ließ! Deinen Lüſten wollteſt du fröhnen, aber du durfteſt dir eine andere Beute wählen, als eine ungerecht verfolgte, rathloſe Wittib und eine unbeſchützte Waiſe!“

Die Marmordiele öffnete ſich nicht und in den Blicken der Umſtehenden las die Unglückliche, die einem gerechten Mutterzorne arme und ſchwache Worte zu geben glaubte, den hellen Hohn oder ein Mitleid anderer Art, als ſie es zu finden hoffte. Sie vernahm hinter ſich das verſtändlich geflüſterte Wort: „Närrin!“ und ihr Zorn ſchlug in ein wahnſinniges Gelächter um. „Ei, ſeht mir einmal den Thoren,“ hohnlachte

ſie, „der ſo dumm zwiſchen dieſen Beiden wählen konnte! Ich mache euch zu Richtern, Herrſchaften, und Jeden, der Augen hat. Hier das herzige Köpfchen, die ſchwellende Jugend“ — das Uebrige vergaß ich, aber ich weiß Eines: alle Jünglinge im Saale Vicedominis, und mehr als einer unter ihnen mochte locker leben, alle Jünglinge, die enthaltſamen und die es nicht waren, wendeten Ohr und Auge ab von den empörenden Worten und Geberden einer Mutter, welche Zucht und Scham unter die Füße trat vor dem Kinde, das ſie geboren, und dieſes preisgab wie eine Kupplerin.

Alle im Saale bemitleideten Antiope. Nur Diana, ſo wenig ſie an der Treue des Mönches zweifelte, empfand ich weiß nicht welchen dumpfen Groll über die ihrem Bräutigam frech gezeigte Schönheit.

Antiope mochte es verſchuldet haben dadurch, daß ſie den unſeligen Reif am Finger behielt. Vielleicht that ſie es, um die ſich ſelbſt bethörende Mutter nicht zu reizen, in dem Gedanken, dieſe werde, durch die Wirklichkeit enttäuſcht, aus dem Hochmuth, nach ihrer Art, in Kleinmuth verfallen und alles mit einem Augenrollen und ein paar gemurmelten Worten vorübergehen.

Oder dann hatte die junge Antiope ſelbſt eine Fingerſpitze in den ſprudelnden Märchenbrunnen getaucht. War die Begegnung auf der Brücke nicht wunderbar, und wäre ihre Erkieſung durch den Mönch wunderbarer geweſen, als das Schickſal, das ihn dem Kloſter entriß?

Jetzt erlitt ſie grauſame Strafe. Soweit es eine zügelloſe Rede vermag, beraubte ſie die eigene Mutter der ſchützenden Hüllen.

Eine dunkle Röthe und eine noch dunklere fuhr ihr über Stirn und Nacken. Darauf begann ſie in der allgemeinen Stille laut und bitterlich zu weinen.

Selbſt die graue Mänade lauſchte betroffen. Dann zuckte ihr ein entſetzlicher Schmerz über das Geſicht und verdoppelte ihre Wuth. „Und die Andere!“ kreiſchte ſie, auf Diana zeigend, „dieſes kaum aus dem Rohen gehauene breite Stück Marmor! Dieſe verpfuſchte Rieſin, die Gott Vater ſtümperte, als er noch Geſell war und kneten lernte! Pfui über den plumpen Leib ohne Leben und Seele! Wer hätte ihr auch eine geſpendet? Die Baſtardin ihre Mutter? die ſtupide Orſola? Oder der dürre Knicker dort? Nur widerſtrebend hat er ihr ein karges Almoſen von Seele verabfolgt!“

Der alte Pizzaguerra blieb gelaſſen. Mit dem klaren Verſtande der Geizigen vergaß er nicht, wen er vor ſich hatte. Seine Tochter Diana aber vergaß es. Durch die rohe Verhöhnung ihres Leibes und ihrer Seele aufgebracht, tief empört, zog ſie die Brauen zuſammen und ballte die Hände. Jetzt gerieth ſie außer ſich, da die Närrin ihre Eltern ins Spiel zog, ihr die Mutter im Grabe beſchimpfte, den Vater an den Pranger ſtellte. Ein bleicher Jähzorn packte und übermannte ſie.

„Hündin!“ ſchrie ſie und ſchlug — in Antiopes Angeſicht; denn das verzweifelnde und beherzte Mädchen hatte ſich vor die Mutter geworfen. Antiope ſtieß einen Laut aus, der den Saal und alle Herzen erſchütterte.

Nun drehte ſich das Rad in dem Kopfe der Thörin vollſtändig um. Die höchſte Wuth ging unter in unſäglichem Jammer. „Sie haben mir mein Kind geſchlagen!“ ſtöhnte ſie, ſank auf die Kniee und ſchluchzte: „Giebt es keinen Gott mehr im Himmel?“

Jetzt war das Maß voll. Es wäre ſchon früher überlaufen, doch das Verhängniß ſchritt raſcher, als mein Mund es erzählte, ſo raſch, daß weder der Mönch

noch der naheſtehende Germano den gehobenen Arm Dianas ergreifen und aufhalten konnten. Ascanio umſchlang die Thörin, ein anderer Jüngling faßte ſie bei den Füßen, die ſich kaum Sträubende wurde fortgetragen, in ihre Sänfte gehoben und nach Hauſe gebracht.

Noch ſtunden ſich Diana und Antiope gegenüber, eine bleicher als die andere, Diana reuig und zerknirſcht nach ſchnell verrauchtem Jähzorn, Antiope nach Worten ringend; ſie konnte nur nicht ſtammeln, ſie bewegte lautlos die Lippen.

Wenn jetzt der Mönch Antiopes Hand ergriff, um der von ſeinem verlobten Weibe Mißhandelten das Geleite zu geben, ſo erfüllte er damit nur die ritterliche und die gaſtwirthliche Pflicht. Alle fanden es ſelbſtverſtändlich. Beſonders Diana mußte wünſchen, das Opfer ihrer Gewaltthat aus den Augen zu verlieren. Auch ſie entfernte ſich dann mit Vater und Bruder. Die verſammelten Gäſte aber hielten es für das Zarteſte, gleichfalls bis auf die letzte Ferſe zu verſchwinden.

Es klingelte unter dem mit Amarellen und Cyperwein beſtellten Kredenztiſch. Eine Narrenkappe kam

zum Vorſchein und Gocciola kroch auf allen Vieren aus ſeinem leckern Verſtecke hervor. Alles war köſtlich verlaufen nach ſeiner Anſicht; denn er hatte jetzt die volle Freiheit, Amarellen zu naſchen und ein Gläschen um das andere zu leeren. So vergnügte er ſich eine Weile, bis er nahende Schritte vernahm. Er wollte entwiſchen, aber einen verdrießlichen Blick nach dem Störer werfend, erachtete er jede Flucht für unnöthig. Es war der Mönch, der zurückkehrte, und der Mönch war ebenſo frohlockend und ebenſo berauſcht wie er; denn der Mönch —

„Liebte Antiope," unterbrach den Erzähler die Freundin des Fürſten mit einem krampfhaften Gelächter.

„Du ſagſt es, Herrin, er liebte Antiope," wiederholte Dante in tragiſchem Tone.

„Natürlich!" „Wie anders?" „Es mußte ſo kommen!" „So geht es gewöhnlich!" ſcholl es dem Erzähler aus dem ganzen Hörerkreiſe entgegen.

„Sachte, Jünglinge," murrte Dante. „Nein, ſo geht es nicht gewöhnlich. Meinet ihr denn, eine Liebe mit voller Hingabe des Lebens und der Seele ſei

etwas Alltägliches, und glaubet wohl gar, ſo geliebt zu haben oder zu lieben? Enttäuſchet euch! Jeder ſpricht von Geiſtern, doch Wenige haben ſie geſehen. Ich will euch einen unverwerflichen Zeugen bringen. Es ſchleppt ſich hier im Hauſe ein modiſches Märenbuch herum. Darin mit vorſichtigen Fingern blätternd, habe ich unter vielem Wuſte ein wahres Wort gefunden. „Liebe," heißt es an einer Stelle, „iſt ſelten und nimmt meiſtens ein ſchlimmes Ende." Dieſes hatte Dante ernſt geſprochen. Dann ſpottete er: „Da ihr Alle in der Liebe ſo ausgelernt und bewandert ſeid und es mir überdies nicht anſteht, einen von der Leidenſchaft überwältigten Jüngling aus meinem zahnloſen Munde reden zu laſſen, überſpringe ich das verrätheriſche Selbſtgeſpräch des zurückkehrenden Aſtorre und ſage kurz: da ihn der verſtändige Ascanio belauſchte, erſchrak er und predigte ihm Vernunft.

„Wirſt du deine rührende Fabel ſo kläglich verſtümmeln, mein Dante?" wendete ſich die entzündliche Freundin des Fürſten mit bittenden Händen gegen den Florentiner. „Laß den Mönch reden, daß wir theilnehmend erfahren, wie er ſich abwendete von einer

Rohen zu einer Zarten, einer Kalten zu einer Fühlenden, von einem ſteinernen zu einem ſchlagenden Herzen —"

„Ja, Florentiner," unterbrach die Fürſtin in tiefer Bewegung und mit dunkel glühender Wange, „laß deinen Mönch reden, daß wir ſtaunend vernehmen, wie es kommen konnte, daß Aſtorre, ſo unerfahren und täuſchbar er war, ein edles Weib verrieth für eine Verſchmitzte — haſt du nicht gemerkt, Dante, daß Antiope eine Verſchmitzte iſt? Du kennſt die Weiber wenig! In Wahrheit, ich ſage dir" — ſie hob den kräftigen Arm und ballte die Fauſt — „auch ich hätte geſchlagen, nicht die arme Thörin, ſondern wiſſentlich die Argliſtige, die ſich um jeden Preis dem Mönch vor das Angeſicht bringen wollte!" Und ſie führte den Schlag in die Luft. Die Andere erbebte leiſe.

Cangrande, welcher die zwei Frauen, denen er jetzt gegenüber ſaß, nicht aufhörte zu betrachten, bewunderte ſeine Fürſtin und freute ſich ihrer großen Leidenſchaft. In dieſem Augenblicke fand er ſie unvergleichlich ſchöner, als die kleinere und zarte Nebenbuhlerin, welche er ihr gegeben hatte, denn das Höchſte und Tiefſte der Em-

pfindung erreicht seinen Ausdruck nur in einem starken Körper und in einer starken Seele.

Dante für sein Theil lächelte zum ersten und einzigen Mal an diesem Abende, da er die beiden Frauen so heftig auf der Schaukel seines Märchens sich wiegen sah. Er brachte es sogar zu einer Neckerei. „Herrinnen," sagte er, „was verlangt ihr von mir? Selbstgespräch ist unvernünftig. Hat je ein weiser Mann mit sich selbst gesprochen?"

Nun erhob sich aus dem Halbdunkel ein muthwilliger Lockenkopf und ein Edelknabe, der hinter irgend einem Sessel oder einer Schleppe in traulichem Verstecke mochte gekauert haben, rief herzhaft: „Großer Meister, wie wenig du dich kennst oder zu kennen vorgiebst! Wisse, Dante, niemand plaudert geläufiger mit sich selbst als du, in dem Grade, daß du nicht nur uns dumme Buben übersiehst, sondern selbst das Schöne dicht an dir vorübergehen lässest, ohne es zu begrüßen."

„Wirklich?" sagte Dante. „Wo war das? wo und wann?"

„Nun gestern auf der Etschbrücke," lächelte der Knabe. „Du lehntest am Geländer. Da ging die reizende Lucrezia Nani vorüber, deine Toga streifend.

Wir Knaben folgten, ſie bewundernd, und ihr entgegen ſchritten zwei feurige Kriegsleute, nach einem Blicke aus ihren ſanften Augen haſchend. Sie aber ſuchte die deinigen: denn nicht Jeder hat mit heiler Haut in der Hölle geluſtwandelt! Du, Meiſter, betrachteteſt eine rollende Welle, welche in der Mitte der Etſch daherfuhr, und murmelteſt etwas."

„Ich ließ das Meer grüßen. Die Woge war ſchöner als das Mädchen. Doch zurück zu den zwei Thoren! Horch, ſie ſprechen mit einander! Und bei allen Muſen, fortan unterbreche mich Keiner mehr, ſonſt findet uns Mitternacht noch am Märchenherde.

Als der Mönch, nachdem er Antiope heimgeführt, ſeinen Saal wieder betrat — doch ich vergaß zu ſagen, daß er Ascanio nicht begegnete, obwohl dieſer mit der Sänfte und Madonna Olympia darin denſelben Weg gemacht hatte. Denn der Neffe, nachdem er die gänzlich Vernichtete ihrer Dienerſchaft übergeben, war ſchleunig zu ſeinem Ohm dem Tyrannen geeilt, ihm den tollen Vorgang als friſches Gebäcke aufzutiſchen. Er hinterbrachte Ezzelin lieber eine Stadtgeſchichte als eine Verſchwörung.

Ich weiß nicht, ob der Mönch so wohlgestaltet war, wie der Spötter Ascanio ihn genannt hatte. Aber ich sehe ihn, der wie der blühendste Jüngling schreitet. Mit beflügelten Füßen durchschwebt er den Saal, als trüge ihn Zephyr oder führte ihn Iris. Seine Augen sind voller Sonne und er murmelt Laute aus der Sprache der Seligen. Gocciola, der viel Cyperwein geschluckt hatte, fühlte sich gleichfalls beherzt und verjüngt. Auch unter seinen Sohlen löste sich der Marmorboden in weißes Gewölk auf. Er verspürte einen unbesiegbaren Durst, das Gemurmel auf den frischen Lippen Astorres, wie man sich über eine Quelle beugt, zu belauschen, und begann neben demselben die Länge des Saales zu durchmessen, bald mit gespreizten, bald mit hüpfenden Schritten, das Narrenscepter unter dem Arme.

„Das zärtliche Haupt, das sich für den Vater bot, hat sich auch für die Mutter geboten und gegeben!“ lispelte Astorre. „Das schamhafte! wie es brannte! Das mißhandelte! wie es litt! Das geschlagene! wie es aufschrie! Hat es mich je verlassen, seit es auf dem Blocke lag? Es wohnte in meinem Geiste. Es begleitete mich allgegenwärtig, schwebte in meinem Ge-

bete, ſtrahlte in meiner Zelle, bettete ſich auf mein Kiſſen! Lag das herzige Haupt mit dem weißen ſchmalen Hälschen nicht neben dem des heiligen Paulus —"

„Des heiligen Paulus?" kicherte das Tröpfchen.

„Des heiligen Paulus auf unſerm Altarbilde —"

„Mit dem ſchwarzen Kraushaar und dem rothen Hals auf dem breiten Blocke und dem Beile des Henkers darüber?" Gocciola verrichtete bei den Franciskanern zeitweilig ſeine Andacht.

Der Mönch nickte. „Sah ich lange hin, ſo zuckte das Beil und ich bebte zuſammen. Habe ich es nicht dem Prior gebeichtet?"

„Und was ſagte der Prior?" examinirte Gocciola.

„Mein Sohn," ſagte er, „was du ſaheſt, war ein vorausgeeiltes Kind des himmliſchen Triumphzuges. Fürchte nichts! Dem ambroſiſchen Hälschen geſchieht kein Leid!"

„Aber," reizte der böſe Narr, „das Kind iſt gewachſen, ſo hoch!" Er hob die Hand. Dann ſenkte er ſie und hielt ſie über dem Boden. „Und die Kutte Euer Herrlichkeit," grinſte er, „liegt ſo tief!"

Das Gemeine konnte den Mönch nicht berühren. Ein ſchöpferiſches Feuer war aus der Hand Antiopes

in die seinige gefahren und begann zuerst zart und sanft, dann immer heißer und schärfer in seinen Adern zu brennen. „Gepriesen sei Gott Vater," frohlockte er plötzlich, „der Mann und Weib geschaffen hat!"

„Die Eva?" fragte der Narr.

„Die Antiope!" antwortete der Mönch.

„Und die Andere? die Große? Was fängst du mit Der an? Schickst du sie betteln?" Gocciola wischte sich die Augen.

„Welche Andere?" fragte der Mönch. „Giebt es ein Weib, das nicht Antiope wäre!"

Dies war selbst dem Narren zu stark. Er glotzte Astorre erschreckt an, wurde aber von einer Faust am Kragen gepackt, gegen die Pforte geschleppt und auf den Flur gesetzt. Dieselbe Hand legte sich dann auf Astorres Schulter.

„Erwache, Traumwandler!" rief der zurückgekehrte Ascanio, welcher die letzte schwärmerische Rede des Mönches belauscht hatte. Er zog den Verzückten auf eine Fensterbank nieder, heftete fest Augen auf Augen, und: „Astorre, du bist von Sinnen!" sprach er ihn an.

Dieser wich zuerst den prüfenden Blicken wie geblendet aus, dann begegnete er ihnen mit den seinigen,

die noch voller Jubel waren, um ſie ſcheu niederzuſchlagen. „Wunderſt du dich?“ ſagte er dann.

„So wenig als über das Lodern einer Flamme,“ verſetzte Ascanio. „Aber da du kein blindes Element, ſondern eine Vernunft und ein Wille biſt, ſo tritt die Flamme aus, ſonſt frißt ſie dich und ganz Padua. Muß dir das Weltkind göttliches und menſchliches Geſetz predigen? Du biſt vermählt! So redet dieſer Ring an deinem Finger. Wenn du, wie erſt dein Gelübde, jetzt dein Verlöbniß brichſt, brichſt du Sitte, Pflicht, Ehre und den Stadtfrieden. Wenn du dir den Pfeil des blinden Gottes nicht raſch und heldenmüthig aus dem Herzen ziehſt, ermordet er dich, Antiope und noch ein paar Andere, wen es gerade treffen wird. Aſtorre! Aſtorre!“

Ascanios muthwillige Lippen erſtaunten über die großen und ernſten Worte, welche er in ſeiner Herzensangſt ihnen zu reden gab. „Dein Name, Aſtorre,“ ſagte er dann halb ſcherzend, „ſchmettert wie eine Tuba und ruft dich zum Kampfe gegen dich ſelbſt!“

Aſtorre ermannte ſich. „Man hat mir ein Philtrum gegeben!“ rief er aus. „Ich raſe, ich bin ein

Wahnſinniger! Ascanio, ich gebe dir Macht über mich, feſſle mich!“

„An Dianen will ich dich feſſeln!“ ſagte Ascanio. „Folge mir, daß wir ſie ſuchen!“

„War es nicht Diana, die Antiope ſchlug?“ fragte der Mönch.

„Das haſt du geträumt! Du haſt alles geträumt! Du warſt deiner Sinne nicht mächtig! Komm! Ich beſchwöre dich! Ich befehle es dir! Ich ergreife und führe dich!“

Wenn Ascanio die Wirklichkeit verjagen wollte, ſo führte ſie der auf dem Flur klirrende Schritt Germanos zurück. Mit einem entſchloſſenen Geſichte trat der Bruder Dianens vor den Mönch und faßte ſeine Hand. „Ein geſtörtes Feſt, Schwager!“ ſagte er. „Die Schweſter ſchickt mich — ich lüge, ſie ſchickt mich nicht. Denn ſie hat ſich in ihre Kammer eingeſchloſſen und drinnen flennt ſie und verflucht ihren Jähzorn — heute erſaufen wir in Weiberthränen! Sie liebt dich, nur bringt ſie es nicht über die Lippen — es iſt in der Familie: ich kann es auch nicht. An dir hat ſie keinen Augenblick gezweifelt. Es iſt einfach: du haſt irgendwo einen Ring verſchleudert — wenn es der

deinige war, den die kleine Canoſſa — wie heißt ſie doch? richtig: die Antiope! — am Finger trug. Die närriſche Mutter fand ihn und hat daraus ihr Märchen geſponnen. Antiope iſt natürlich an alledem unſchuldig wie ein neugeborenes Kind — wer es anders meint, hat es mit mir zu thun!“

„Nicht ich!“ rief Aſtorre. „Antiope iſt rein wie der Himmel! Der Ring wurde von einem Zufall gerollt!“ und er erzählte mit fliegenden Worten.

„Aber auch der Schweſter, die zufuhr, darfſt du es nicht anrechnen, Aſtorre,“ behauptete Germano. „Ihr ſchoß das Blut zu Kopfe, ſie ſah nicht, wen ſie vor ſich hatte. Sie glaubte die Närrin zu treffen, die ihr die Eltern verhunzte, und ſchlug die liebe Unſchuld. Dieſe aber muß vor Gott und Menſchen wieder zu Ehren und Würden gezogen werden. Laß das meine Sache ſein, Schwager! Ich bin der Bruder. Es iſt einfach.“

„Du redeſt in einem fort und bleibſt doch dunkel, Germano! Was haſt du vor? Wie vergüteſt du es der Aermſten?“ fragte Aſcanio.

„Es iſt einfach,“ wiederholte Germano. „Ich biete Antiope Canoſſa meine Hand und mache ſie zu meinem Weibe.“

Ascanio griff sich an die Stirn. Der Streich betäubte ihn. Als er dann aber, schnell besonnen, näher zusah, fand er das heroische Mittel gar nicht so übel; doch warf er einen ängstlichen Blick auf den Mönch. Dieser, seiner selbst wieder mächtig, hielt sich mäuschenstille und horchte aufmerksam. Das Ehrgefühl des Kriegers scholl wie ein heller Ruf durch die Wildniß seiner Seele.

„So treffe ich zwei Fliegen mit einem Schlage, Schwager," erläuterte Germano. „Das Mädchen wird in ihren Züchten und Ehren hergestellt. Den möchte ich sehen, der hinter meinem Weibe zischelte! Dann stifte ich Frieden zwischen euch Eheleuten. Diana braucht sich nicht länger vor dir noch vor sich selbst zu schämen und ist von ihrem Jähzorne gründlich geheilt. Ich sage dir: sie ist davon genesen, zeitlebens!"

Astorre drückte ihm die Hand. „Du bist brav!" sagte er. Der Wille, seine himmlische oder irdische Lust tapfer zu überwinden, erstarkte in dem Mönche. Doch dieser Wille war nicht frei und diese Tugend nicht selbstlos; denn sie klammerte sich an einen gefährlichen Sophismus: nicht anders als ich selbst eine Ungeliebte umarmen werde, tröstete sich Astorre, wird auch An-

tiope von einem Manne ſich umfangen laſſen, welcher ſie kurzerdinge freit, um fremdes Unrecht gut zu machen. Wir verzichten Alle! Entſagung und Kaſteiung in der Welt wie im Kloſter!

„Was geſchehen muß, verſchiebe ich nicht," drängte Germano. „Sonſt würde ſie ſich ſchlummerlos wälzen." Ich weiß nicht, meinte er Diana oder Antiope. „Schwager, du begleiteſt mich als Zeuge: ich thue es in den Formen."

„Nein, nein!" ſchrie Ascanio erſchreckt. „Nicht Aſtorre! Nimm mich!"

Germano ſchüttelte den Kopf. „Ascanio, mein Freund," ſagte er, „dazu eigneſt du dich nicht. Du biſt kein ernſthafter Zeuge in Eheſachen! Auch wird mein Bruder Aſtorre es ſich nicht nehmen laſſen, für mich zu werben. Es iſt ja zum großen Theil ſeine eigene Angelegenheit. Nicht wahr, Aſtorre?" Dieſer nickte. „So bereite dich, Schwager. Mache dich hübſch! Hänge dir eine Kette um!"

„Und," ſcherzte Ascanio gezwungen, „wann du über den Hof gehſt, tauche den Kopf in den Brunnen! Du ſelbſt aber, Germano, trägſt Panzer? So kriegeriſch? Schickt ſich das zur Freite?"

„Ich bin lange nicht aus der Rüſtung gekommen und ſie kleidet mich. Was betrachteſt du mich von Kopf zu Füßen, Ascanio?“

„Ich frage mich, woher dieſer Gepanzerte ſeine Sicherheit nimmt, nicht mitſammt der Sturmleiter in den Graben geworfen zu werden?“

„Das kann nicht in Frage ſtehen,“ meinte Germano ſeelenruhig. „Wird ſich eine Beſchämte und Geſchlagene einem Ritter verweigern? Da wäre ſie eine noch größere Närrin als ihre Mutter. Das iſt doch ſonnenklar, Ascanio. Komm, Aſtorre.“

Während der Zurückbleibende mit verſchlungenen Armen dieſe neue Wendung der Dinge bedachte, zweifelnd, ob dieſelbe auf einen Spielplatz blühender Kinder oder auf ein Camposanto führe, ſchritten ſeine Jugendfreunde den nicht langen Weg zu dem Palaſte Canoſſa.

Der wolkenloſe Tag verglomm in einem reinglühenden Abendgolde, und horch! es läutete Ave. Der Mönch ſprach innerlich die Gewohnheitsgebete und ſein etwas erhöht liegendes Kloſter verlängerte zufällig das vertraute Geläute um ein paar friedlich wehmüthige Schläge, welchen die andern Stadtglocken den Luftraum

nicht länger ſtreitig machten. Auch der Mönch wurde des allgemeinen Friedens theilhaft.

Da traf ſein Blick das Geſicht des Freundes und ruhte auf den wetterharten Zügen. Sie waren hell und freudig, von erfüllter Pflicht ohne Zweifel, aber doch auch von dem unbewußten oder unbewachten Glück, unter dem von Ehre geſchwellten Segel einer ritterlichen Handlung den Port einer ſeligen Inſel zu erreichen. „Die ſüße Unſchuld!“ ſeufzte der Krieger.

Raſend ſchnell begriff der Mönch, daß der Bruder Dianens ſich ſelbſt täuſchte, wenn er ſich für uneigennützig hielt, daß Germano Antiope zu lieben begann und ſein Nebenbuhler war. Seine Bruſt empfand einen ſcharfen Biß, dann einen zweiten noch ſchärfern, daß er hätte aufſchreien mögen. Und jetzt wühlte und wimmelte ſchon ein ganzes Neſt grimmiger Schlangen in ſeinem Buſen. Herrſchaften, Gott möge uns Alle, Männer und Weiber, vor der Eiferſucht behüten! Sie iſt die qualvollſte der Peinen, und wer ſie leidet, iſt unſeliger als meine Verdammten!

Mit verzogenem Geſichte und gepreßtem Herzen folgte der Mönch dem ſelbſtbewußten Freier die Treppen des erreichten Palaſtes hinauf. Dieſer ſtand leer

und verwahrloſt. Madonna Olympia mochte ſich eingeſchloſſen haben. Kein Geſinde und alle Thüren offen. Sie durchſchritten ungemeldet eine Reihe ſchon dämmernder Gemächer: vor der Schwelle der letzten Kammer hielten ſie ſtille, denn die junge Antiope ſaß am Fenſter.

Sein in den Umriß eines Kleeblattes endigender Bogen war voller Abendglorie, welche die liebreizende Geſtalt im Halbkreiſe von Bruſt zu Nacken umfing. Ihre gezauſte Haarkrone ähnelte den Spitzen eines Dornenkranzes und die ſchmachtenden Lippen ſchlürften den Himmel. Das geſchlagene Mädchen lag müde unter dem Druck der erduldeten Schande, mit zugefallenen Augendeckeln und erſchlafften Armen; aber in der Stille ihres Herzens frohlockte ſie und pries ihre Schmach, denn dieſe hatte ſie mit Aſtorre auf ewig vereinigt.

Und entzündet ſich nicht heute noch und bis ans Ende der Tage aus tiefſtem Erbarmen höchſte Liebe? Wer widerſteht dem Anblicke des Schönen, wenn es ungerecht leidet? Ich läſtere nicht und kenne die Unterſchiede, aber auch das Göttliche wurde geſchlagen und wir küſſen ſeine Striemen und Wunden.

Antiope grübelte nicht, ob Aſtorre ſie liebe. Sie wußte es. Da war kein Zweifel. Sie war davon überzeugter als von den Athemzügen ihrer Bruſt und den Schlägen ihres Herzens. Keine Silbe hatte ſie mit Aſtorre gewechſelt vom erſten Schritt des Weges an, den ſie zuſammengingen. Die Hände hielten ſich nicht feſter beim letzten: ſie verwuchſen, ohne ſich zu drücken. Sie durchdrangen ſich, wie zwei leichte geiſtige Flammen, und waren doch beim Scheiden wie die Wurzel aus der Erde kaum auseinander zu löſen.

Antiope vergriff ſich an fremdem Eigenthum und beging Raub an Dianen faſt in Unſchuld, denn ſie hatte weder Gewiſſen mehr noch auch nur Selbſtbewußtſein. Padua, das mit ſeinen Thürmen vor ihr lag, Mutter, des Mönches Verlöbniß, Diana, die ganze Erde, alles war vernichtet: nichts als der Abgrund des Himmels, und dieſer gefüllt mit Licht und Liebe.

Aſtorre hatte von der erſten zur letzten Stufe der Treppe mit ſich gerungen und meinte den Sieg erkämpft zu haben. Ich werde das Opfer vollbringen, prahlte er gegen ſich ſelbſt, und Germano bei ſeiner Werbung zur Seite ſtehen. Auf dem oberſten Tritte rief er noch alle ſeine Heiligen an, voraus Sankt Fran-

ciscus, den Meiſter der Selbſtüberwindung. Er griff in die Bruſt und glaubte, durch den himmliſchen Beiſtand ſtark wie Hercules, die Schlangen erwürgt zu haben. Aber der Heilige mit den vier Wundmalen hatte ſich abgewendet von dem untreuen Jünger, der ſeinen Strick und ſeine Kutte verſchmähte.

Der daneben ſtehende Germano entwarf indeſſen ſeine Rede, konnte aber nicht über die zwei Argumente hinauskommen, welche ihm gleich anfänglich eingeleuchtet hatten. Uebrigens war er guten Muthes — hatte er doch ſchon öfter im Reiterkampfe ſeine Germanen angeredet — und fürchtete ſich nicht vor einem Mädchen. Nur das Warten ertrug er ebenſo wenig als vor der Schlacht. Er klirrte leis mit dem Schwert an den Panzer.

Antiope ſchrak zuſammen, blickte hin, erhob ſich raſch und ſtand, den Rücken gegen das Fenſter gewendet, mit dunkelm Antlitz den ſich im Dämmerlichte vor ihr verbeugenden Männern gegenüber.

„Sei getroſt, Antiope Canoſſa!“ redete Germano. „Ich bringe dir Dieſen mit, Aſtorre Vicedomini, welchen ſie den Mönch nennen, den Gatten meiner Schweſter Diana, als gültigen Zeugen: ſiehe, ich bin gekom-

men, dich — ohne Vater wie du biſt und bei einer ſolchen Mutter — von dir ſelbſt zum Weibe zu begehren. Meine Schweſter hat ſich gegen dich vergeſſen" — er ſträubte ſich, ein ſtärkeres Wort zu brauchen und damit Dianen, die er verehrte, preiszugeben — „und ich, der Bruder, bin da, gut zu machen, was die Schweſter ſchlecht gemacht hat. Diana mit Aſtorre, du mit mir, ſo euch entgegenkommend, werdet ihr Weiber euch die Hände geben."

Das empfindliche Gemüth des lauſchenden Mönches verwundete dieſe rohe Gleichſtellung des Mißhandelns und des Leidens, der Schlagenden und der Geſchlagenen — oder krümmte ſich eine Natter? — „Germano, ſo wirbt man nicht!" raunte er dem Gepanzerten zu.

Dieſer vernahm es und da die dunkle Antiope mäuschenſtille blieb, verſtimmte er ſich. Er fühlte, daß er weicher reden ſollte, und redete barſcher. „Ohne Vater und mit einer ſolchen Mutter," wiederholte er, „bedürfet Ihr einer männlichen Hut! Das konntet Ihr heute lernen, junge Herrin. Ihr werdet nicht zum andern Male vor ganz Padua beſchämt und geſchlagen werden wollen! Gebet Euch mir, wie Ihr ſeid, und

ich ſchirme Euch vom Wirbel zur Zehe!“ Germano dachte an ſeinen Panzer.

Aſtorre fand dieſe Werbung von empörender Härte: Germano, ſo ſchien ihm, behandelte Antiope wie ſeine Kriegsgefangene — oder ziſchte die Schlange? — „So wirbt man nicht, Germano!“ keuchte er. Dieſer wendete ſich halb. „Wenn du es beſſer verſtehſt,“ ſagte er mißmuthig, „wirb du für mich, Schwager.“ Er trat raumgebend beiſeite.

Da näherte ſich Aſtorre, das Knie gebogen, hob die Hände mit ſich einander berührenden Fingerſpitzen und ſeine bangen Blicke befragten das zarte Haupt auf dem blaſſen Goldgrunde. „Findet Liebe Worte?“ ſtammelte er. Dämmerung und Schweigen.

Endlich lispelte Antiope: „Für wen wirbſt du, Aſtorre?“ „Für Dieſen hier, meinen Bruder Germano,“ preßte er hervor. Da barg ſie das Antlitz mit den Händen.

Jetzt riß Germano die Geduld. „Ich werde deutſch mit ihr reden,“ brach er los und: „Kurz und gut, Antiope Canoſſa,“ ließ er das Mädchen rauh an, „wirſt du mein Weib oder nicht?“

Antiope wiegte das kleine Haupt ſanft und ſachte,

aber trotz der wachsenden Nacht mit deutlicher Verneinung.

„Ich habe meinen Korb," sprach Germano trocken. „Komm, Schwager!" und er verließ den Saal mit ebenso festen Schritten, als er ihn betreten hatte. Der Mönch aber folgte ihm nicht.

Astorre verharrte in seiner flehenden Stellung. Dann ergriff er, selbst zitternd, Antiopes zitternde Hände und löste sie von dem Antlitz. Welcher Mund den andern suchte, weiß ich nicht, denn die Kammer war völlig finster geworden.

Auch wurde es darin so stille, daß, wäre ihr Ohr nicht voll stürmischen Jubels und seliger Chöre gewesen, die Liebenden leicht in einem anstoßenden Gelasse gemurmelte Gebete hätten vernehmen können. Das verhielt sich so: neben Antiopes Kammer, einige Stufen tiefer, lag die Hauskapelle, und morgen jährte sich zum dritten Male der Tod des Grafen Canossa. Nach überschrittener Mitternacht sollte in Gegenwart der Wittwe und der Waise die Seelenmesse gelesen werden. Schon hatte sich der Priester eingestellt, den Ministranten erwartend.

Ebenso wenig als das unterirdische Gemurmel ver-

nahm das Paar die schlurfenden Pantoffeln der Madonna Olympia, welche die Tochter suchte und nun bei dem spärlichen Scheine der Hausleuchte, die sie in der Hand trug, die Liebenden still und aufmerksam betrachtete. Daß die frechste Lüge einer ausschweifenden Einbildungskraft vor ihren Augen in diesen zärtlich verschlungenen Gestalten zu That und Wahrheit wurde, darüber wunderte sich Madonna Olympia nicht; aber, es sei der Thörin zum Lobe gesagt, ebenso wenig kostete sie einen Genuß der Rache. Sie weidete sich nicht an dem der gewaltthätigen Diana bevorstehenden bittern Leiden, sondern es überwog die einfache mütterliche Freude, ihr Kind zu seinem Preise gewerthet, begehrt und geliebt zu sehen.

Da jetzt, von einem scharfen Strahl aus ihrer Leuchte getroffen, die Beiden verwundert aufblickten, fragte sie mit einer weichen und natürlichen Stimme: „Astorre Vicedomini, liebst du die Antiope Canossa?“

„Ueber alles, Madonna!“ antwortete der Mönch.

„Und vertheidigst sie?“

„Gegen eine Welt!“ rief Astorre verwegen.

„So ist es recht,“ begütigte sie, „aber nicht wahr, du meinst es redlich? Du verstoßest sie nicht, wie

Tianen? Du närrſt mich nicht? Du machſt eine arme Thörin, wie ſie mich nennen, nicht unglücklich? Du laſſeſt mein Kindchen nicht wieder zu Schanden kommen? Du ſuchſt keine Ausflüchte noch Aufſchübe? Du giebſt den Augen die Gewißheit und führſt die Antiope gleich, als ein frommer Chriſt und wackerer Edelmann, zum Altar? Auch haſt du nicht weit nach dem Pfaffen zu gehen. Hörſt du es murmeln? Da unten kniet einer."

Und ſie öffnete eine niedrige Thür, hinter welcher ein paar ſteile Stufen in das häusliche Heiligthum hinabführten. Aſtorre warf einen Blick: unter dem plumpen Gewölbe vor einem kleinen Altar bei dem ungewiſſen Licht einer Kerze betete ein Barfüßer, welcher ihm an Alter und Geſtalt nicht unähnlich war und auch die Kutte und den Strick des heiligen Franciscus trug.

Ich glaube, daß dieſer Barfüßer hier und gerade zu dieſer Stunde durch göttliche Schickung knieen und beten mußte, um Aſtorre zum letzten Male zu erſchrecken und zu warnen. Doch in ſeinen lodernden Adern wurde die Arznei zum Gifte. Da er die Verkörperung ſeines Kloſterlebens erblickte, kam ein trotziger

Geiſt des Frevels und der Sicherheit über ihn. Mit gleichen Füßen habe ich über mein erſtes Gelübde weggeſetzt, lachte er, und ſiehe, die Schranke fiel unter meinem Sprunge — warum nicht über das zweite? Meine Heiligen haben mich unterliegen laſſen! Vielleicht retten und beſchützen ſie den Sünder! Der Verwildernde bemächtigte ſich Antiopes und trug ſie, mehr als daß er ſie führte, die Stufen hinunter; Madonna Olympia aber, die ſich nach einem kurzen lichten Momente wieder verwirrte, ſchlug hinter dem Mönch und ihrem Kinde die ſchwere Thüre zu, wie hinter einem gelungenen Fange, einer gehaſchten Beute, und lauſchte durch das Schlüſſelloch.

Was ſie ſah, bleibt ungewiß. Nach der Meinung des Volkes hätte Aſtorre den Barfüßer mit gezogenem Schwerte bedroht und vergewaltigt. Das iſt unmöglich, denn der Mann Aſtorre hat niemals den Leib mit einem Schwerte gegürtet. Der Wahrheit näher mag es kommen, daß der Barfüßer — traurig zu ſagen — ein ſchlechter Mönch war und vielleicht derſelbe Beutel unter ſeine Kutte wanderte, den Aſtorre zu ſich geſteckt hatte, da er für Diana den Ehereif kaufen ging.

Daß aber anfänglich der Prieſter ſich ſperrte, daß die zwei Mönche mit einander rangen, daß das ſchwere Gewölbe eine häßliche Scene verbarg — ſolches leſe ich in dem verzerrten und entſetzten Geſichte der Lauſcherin. Donna Olympia verſtand, daß, da unten ein Frevel begangen werde, daß ſie als die Anſtifterin und Mitſchuldige deſſelben der Strenge des Geſetzes und der Rache der Verrathenen ſich preisgebe, und da ſich die Hinrichtung des Grafen ihres Gemahls jährte, glaubte ſie auch ihr thörichtes Haupt dem Beile unrettbar verfallen. Sie wähnte den nahenden Schritt Exelins zu vernehmen: da floh ſie und ſchrie: „Hilfe! Mörder!“

Die Gequälte ſtürzte auf den Flur und an das in den engen innern Hof blickende Fenſter. „Mein Maulthier! Meine Sänfte!“ rief ſie hinunter, und lachend über den doppelten Befehl — das Maulthier war für das Land, die Sänfte für die Stadt — erhob ſich das Geſinde der Thörin langſam und bequem aus einem Winkel, wo es bei einer Kürbislaterne trank und würfelte. Ein alter Stallmeiſter, welcher allein der unglücklichen Herrin Treue hielt, ſattelte bekümmert zwei Maulthiere und führte ſie durch den Thor-

weg auf den an der Gasse liegenden Vorplatz des Palastes: er hatte Donna Olympia schon auf mancher Irrefahrt begleitet. Die Andern folgten witzereißend mit der Sänfte.

Auf der großen Treppe stieß die flüchtige Thörin, welche der auch bei den Unseligen übermächtige Trieb der Selbsterhaltung ihr geliebtes Kind vergessen ließ, gegen den besorgten Ascanio, der, ohne Nachricht gelassen und von Unruhe getrieben, auf Kundschaft ausgegangen war.

„Was ist geschehen, Signora?“ fragte er eilig.

„Ein Unglück!“ krächzte sie wie ein auffliegender Rabe, rannte die Treppe hinab, saß auf ihrem Thiere, stachelte es mit rasender Ferse und verschwand im Dunkel.

Ascanio suchte durch die finstern Gemächer bis in die von der stehen gebliebenen Ampel der Madonna Olympia erhellte Kammer Antiopes. Wie er sich darin umblickte, wurde die Thür der Hauskapelle geöffnet und zwei schöne Gespenster entstiegen der Tiefe. Der Muthige begann zu zittern. „Astorre, du bist mit ihr vermählt!“ Der schallvolle Name dröhnte im Echo des Gewölbes wie die Tuba jenes Tages. „Und trägst Dianens Ring am Finger!“

Aſtorre riß ihn ab und ſchleuderte ihn.

Ascanio ſtürzte an das offene Fenſter, durch welches der Ring geſprungen war. „Er iſt in eine Spalte zwiſchen zwei Quadern geglitſcht,“ ſprach es aus der Gaſſe herauf. Ascanio erblickte Turbane und Eiſenkappen. Es waren die Leute des Vogtes, welche ihre nächtliche Runde begannen.

„Auf ein Wort, Abu Mohammed!“ rief er, raſch beſonnen, einen weißbärtigen Greis, der höflich erwiderte: „Dein Wunſch iſt mir Befehl!“ und mit zwei andern Sarazenen und einem Deutſchen im Thore des Palaſtes verſchwand.

Abu-Mohammed-al-Tabib überwachte nicht nur die Sicherheit der Straße, ſondern betrat auch das Innerſte der Häuſer, um Reichsverräther — oder was der Vogt ſo benannte — zu verhaften. Kaiſer Friedrich hatte ihn ſeinem Schwiegerſohne dem Tyrannen gegeben, damit er dieſem eine ſarazeniſche Leibwache werbe, und an deren Spitze war er in Padua verblieben. Abu Mohammed war eine feine Erſcheinung und hatte gewinnende Formen. Er nahm Antheil an dem Schmerze der Familie, deren Glied er in den Kerker oder zum Blocke führte, und tröſtete die be-

trübte in ſeinem gebrochenen Italieniſch mit Sprüchen arabiſcher Dichter. Ich vermuthe, daß er ſeinen Beinamen „al Tabib“, das iſt der Arzt, wenn er auch einige chirurgiſche Kenntniſſe und Griffe beſitzen mochte, zuerſt und voraus gewiſſen ärztlichen Manieren verdankte: ermuthigenden Handgeberden, beruhigenden Worten, wie zum Beiſpiel: „Es thut nicht weh,“ oder: „Es geht vorüber,“ womit die Jünger Galens eine ſchmerzliche Operation einzuleiten pflegen. Kurz, Abu Mohammed behandelte das Tragiſche gelinde und war zur Zeit meiner Fabel trotz ſeines ſtrengen und bittern Amtes in Padua keine verhaßte Perſönlichkeit. Später, da der Tyrann eine Luſt daran fand, menſchliche Leiber zu martern, woran du nicht glauben kannſt, Cangrande! verließ ihn Abu Mohammed, und kehrte zu ſeinem gütigen Kaiſer zurück.

Auf der Schwelle des Gemaches winkte Abu Mohammed ſeinen drei Begleitern, ſtehen zu bleiben. Der Deutſche, der die Fackel trug, ein trotzig blickender Geſelle, verharrte nicht lange. Er hatte heute zur Veſperſtunde Germano nach dem Palaſte Vicedomini begleitet und dieſer ihm zugelacht: „Laß mich jetzt! Ich verlobe hier mein Schweſterchen Diana dem

Mönche!“ Der Germane kannte die Schweſter ſeines Hauptmanns und hatte eine Art ſtiller Neigung zu ihr, ihres hohen Wuchſes und ihrer redlichen Augen halber. Da er nun den Mönch, welchem er heute Mittag zur Seite geritten, Hand in Hand mit einem kleinen und zierlichen Weibe ſah, das ihm, neben dem großen Bilde Dianens, als eine Puppe erſchien, witterte er Treubruch, ſchmiß erzürnt die lodernde Fackel auf den Steinboden, wo ſie der eine der Sarazenen behutſam aufhob, und eilte davon, Germano den Verrath des Mönches zu melden.

Ascanio, der den Deutſchen errieth, bat Abu Mohammed, ihn zurückzurufen. Dieſer aber weigerte ſich. „Er würde nicht gehorchen,“ ſagte er ſanft, „und mir zwei oder drei meiner Leute niederhauen. Mit welchem andern Dienſte, Herr, bin ich dir gefällig? Verhafte ich dieſe blühenden Jugenden?“

„Aſtorre, ſie wollen uns trennen!“ ſchrie Antiope und ſuchte Schutz in den Armen des Mönches. Die am Altare Frevelnde hatte mit einer ſchuldloſen Seele auch die natürliche Beherztheit eingebüßt. Der Mönch, welchen ſeine Schuld vielmehr ermuthigte und begeiſterte, that einen Schritt gegen den Sarazenen und

riß ihm unversehens das Schwert aus der Scheide. „Vorsichtig, Knabe, du könntest dich schneiden," warnte dieser gutmüthig.

„Laß dir sagen, Abu Mohammed," erklärte Ascanio, „dieser Rasende ist der Gespiele meiner Jugend und war lange Zeit der Mönch Astorre, den du sicherlich auf den Straßen Paduas gesehen hast. Der eigene Vater hat ihn um sein Klostergelübde geprellt und mit einem ungeliebten Weibe vermählt. Vor wenigen Stunden wechselte er mit ihr die Ringe, und jetzt, wie du ihn hier siehst, ist er der Gatte dieser Andern."

„Verhängniß!" urtheilte der Sarazene mild.

„Und die Verrathene," fuhr Ascanio fort, „ist Diana Pizzaguerra, die Schwester Germanos! Du kennst ihn. Er glaubt und traut lange, sieht und greift er aber, daß er ein Getäuschter und Betrogener ist, so spritzt ihm das Blut in die Augen und er tödtet."

„Nicht anders," bestätigte Abu Mohammed. „Er ist von der Mutter her ein Deutscher und diese sind Kinder der Treue!"

„Rathe mir, Sarazene. Ich weiß nur eine Auskunft: vielleicht eine Rettung. Wir bringen die Sache

vor den Vogt. Ezzelin mag richten. Inzwiſchen bewachen deine Leute den Mönch in ſeinem eigenen feſten Hauſe. Ich eile zum Ohm. Dieſe aber bringſt du, Abu Mohammed, zu der Markgräfin Cunizza, der Schweſter des Vogts, der frommen und leutſeligen Domina, die hier ſeit einigen Wochen Hof hält. Nimm die hübſche Sünderin! Ich anvertraue ſie deinem weißen Barte.“ „Du darfſt es,“ verſicherte Mohammed.

Antiope umklammerte den Mönch und ſchrie noch kläglicher, als das erſte Mal: „Sie wollen mich von dir trennen! Laß mich nicht, Aſtorre! keine Stunde! keinen Augenblick! Oder ich ſterbe!“ Der Mönch hob das Schwert.

Ascanio, der jede Gewaltthat verabſcheute, blickte den Sarazenen fragend an. Dieſer betrachtete die ſich umſchlungen Haltenden mit väterlichen Augen. „Laß die Schatten ſich umarmen!“ ſagte er dann weichgeſtimmt, ſei es daß er ein Philoſoph war und das Leben für Schein hielt, ſei es daß er ſagen wollte: vielleicht verurtheilt ſie morgen Ezzelin zum Tode, gönne den verliebten Faltern die Stunde!

Ascanio zweifelte nicht an der Wirklichkeit der

Dinge; deſto zugänglicher war er dem zweiten Sinne des Spruches. Nicht allein als der Leichtfertige der er war, ſondern auch als ein Gütiger und Menſchlicher zauderte er, die Liebenden auseinander zu reiſſen.

„Aſtorre," fragte er, „kennſt du mich?"

„Du warſt mein Freund," antwortete dieſer.

„Und bin es noch. Du haſt keinen treuern."

„O trenne mich nicht von ihr!" flehte jetzt der Mönch in einem ſo ergreifenden Tone, daß Ascanio nicht widerſtand. „So bleibet zuſammen," ſagte er, „bis ihr vor das Gericht tretet." Er flüſterte mit Abu Mohammed.

Dieſer näherte ſich dem Mönche, entwand ihm ſachte das Schwert, Finger um Finger von dem Griffe löſend, und ließ es in die Scheide an ſeiner Hüfte zurückfallen. Dann trat er ans Fenſter, winkte ſeiner Schaar, und die Sarazenen bemächtigten ſich der auf dem Vorplatze ſtehen gebliebenen Sänfte Madonna Olympias.

Durch eine enge finſtere Gaſſe bewegte ſich die ſchleunige Flucht: Antiope voran, von vier Sarazenen getragen, ihr zur Seite der Mönch und Ascanio, dann die Turbane. Abu Mohammed ſchloß den Zug.

Dieſer eilte an einem kleinen Platz und einer erhellten Kirche vorüber. In die dunkle Fortſetzung der Gaſſe einmündend, ſtieß er in hartem Anprall mit einem ihm entgegenkommenden andern, von zahlreichem Volke begleiteten Zuge zuſammen. Heftiges Gezänk erhob ſich. „Raum der Spoſina!“ rief die Menge. Chorknaben brachten aus der Kirche lange Kerzen herbei, deren wehende Flämmchen ſie mit vorgehaltener Hand ſchützten. Der gelbe Schimmer zeigte eine geneigte Sänfte und eine umgeſtürzte Bahre. La Spoſina war ein geſtorbenes Bräutchen aus dem Volke, das zu Grabe getragen wurde. Die Todte regte ſich nicht und ließ ſich gelaſſen wieder auf ihre Bahre legen. Das verſammelte Volk aber erblickte den Mönch, der die aus der Sänfte geſprungene Antiope ſchirmend umfing, und es wußte doch, daß der Mönch heute mit Diana Pizzaguerra ſich vermählt hatte. Abu Mohammed ſchaffte Ordnung. Ohne weitern Unfall erreichte man den Palaſt.

Aſtorre und Antiope wurden von der Dienerſchaft mit erſtaunten und beſtürzten Blicken empfangen. Sie verſchwanden im Thore, ohne von Abu Mohammed und Aſcanio Abſchied genommen zu haben. Dieſer

wickelte ſich in ſein Kleid und begleitete noch einige Schritte weit den Sarazenen, welcher die Stadtburg, die er bewachen ſollte, umging, ihre Thore zählend und mit dem Blicke die Höhe ihrer Mauern meſſend.

„Ein gefüllter Tag," ſagte Ascanio.

„Eine ſelige Nacht," erwiderte der Sarazene, den ſternbeſäten Himmel betrachtend. Die ewigen Lichter, ob ſie nun unſere Schickſale beherrſchen oder nicht, wanderten nach ihren ſtillen Geſetzen, bis ein junger Tag, der jüngſte und letzte Aſtorres und Antiopes, die göttliche Fackel ſchwang.

In einer Morgenſtunde deſſelben lauſchte der Tyrann mit ſeinem Neffen durch ein kleines Rundbogenfenſter ſeines Stadtthurmes auf den anliegenden Platz hinunter, den eine aufgeregte Menge füllte, murmelnd und toſend wie die wechſelnde Meereswoge.

Die geſtrige Begegnung der Sänfte mit der Bahre und der daraus entſtandene Tumult hatte blitzſchnell durch die ganze Stadt verlautet. Alle Köpfe beſchäftigten ſich wachend und träumend mit nichts anderm mehr, als mit dem Mönche und ſeiner Hochzeit: nicht nur dem Himmel habe der Ruchloſe ſein Gelübde gebrochen, ſondern jetzt auch der Erde, ſeine Braut habe

er verrathen, ſeinen Reif verſchleudert, in raſend raſchem Wechſel mit einmal aufgeloderten Sinnen ein neues Weib gefreit, ein fünfzehnjähriges Mädchen, die Blüthe des Lebens, und aus der zerriſſenen Kutte ſei ein gieriger Raubvogel aufgeflattert. Aber der gerechte Tyrann, der kein Anſehen der Perſon kenne, laſſe das Haus, das den Verbrecher und die Verbrecherin verberge, von ſeinen Sarazenen bewachen; er werde heute, bald, jetzt die Miſſethat der zwei Vornehmen — denn die junge Sünderin Antiope ſei eine Canoſſa — vor ſeinen Stuhl ziehen, der keuſchen Diana ihr Recht ſchaffen und dem durch das ſchlechte Beiſpiel ſeines Adels beleidigten tugendhaften Volke die blutenden Köpfe der zwei Schuldigen durch das Fenſter zuwerfen.

Der Tyrann ließ ſich, während er einen beobachtenden Blick auf die gährende Maſſe warf, von Ascanio das Geſtrige berichten. Die Verliebung rührte ihn nicht, nur der zugerollte Ring beſchäftigte ihn einen Augenblick als eine neue Form des Schickſals. „Ich tadle," ſagte er, „daß du ſie geſtern nicht auseinander geriſſen haſt! Ich lobe, daß du ſie bewachſt! Die Vermählung mit Diana beſteht zu Recht. Das mit dem Schwert erzwungene oder mit dem Beutel gekaufte

Sakrament iſt ſo nichtig als möglich. Der Pfaffe, der ſich erſchrecken oder beſtechen ließ, verdient den Galgen und, wird er eingefangen, ſo baumelt er. Noch einmal: warum trateſt du nicht zwiſchen den Unmündigen und das Kind? warum zerrteſt du nicht einen Taumelnden aus den Armen einer Berauſchten? Du gabeſt ſie ihm! Jetzt ſind ſie Gatten."

Ascanio, welcher ſich wieder hell und leichtfertig geſchlafen hatte, verbarg ein Lächeln. „Epikuräer!" ſtrafte ihn Ezzelin. Er aber ſchmeichelte: „Es iſt geſchehen, geſtrenger Ohm. Wenn du den Fall in deinen Machtkreis ziehſt, iſt alles gerettet! Beide Parteien habe ich vor deinen Richterſtuhl beſchieden auf dieſe neunte Stunde." Ein gegenüberſtehender Campanile ſchlug ſie. „Wolle nur, Ezzelin, und deine feſte und kluge Hand löſt den Knoten ſpielend. Liebe verſchwendet und Geiz kennt Ehre nicht. Der verliebte Mönch wird dem niederträchtigen Geizhals, als welchen wir Alle dieſen würdigen Pizzaguerra kennen, hinwerfen, was er verlangt. Germano freilich wird das Schwert ziehen, doch du heißeſt es ihn in die Scheide zurückſtoßen. Er iſt dein Mann. Er knirſcht, aber er gehorcht."

„Ich frage mich,“ sagte Ezzelin, „ob ich recht thue, den Mönch dem Schwerte meines Germano zu entziehen. Darf Astorre leben? Kann er es, jetzt da er nach verschleuderter Sandale auch den angezogenen ritterlichen Schuh zur Schlarpe tritt und der Cantus firmus des Mönches in einem gellenden Gassenhauer vertönt? Ich — was an mir liegt — friste dem Wankelmüthigen und Werthlosen das Dasein. Allein ich vermag nichts gegen sein Schicksal. Ist Astorre dem Schwerte Germanos bestimmt, so kann ich diesen es senken heißen, jener rennt doch hinein. Ich kenne das. Ich habe das erfahren.“ Und er verfiel in ein Brüten.

Scheu wandte Ascanio den Blick seitwärts. Er wußte eine grausame Geschichte.

Einst hatte der Tyrann ein Kastell erobert und die Empörer, die es gehalten hatten, zum Schwerte verurtheilt. Der erste beste Kriegsknecht schwang es. Da kniete, um den Todesstreich zu empfangen, ein schöner Knabe, dessen Züge den Tyrannen fesselten. Ezzelin glaubte die seinigen zu erkennen und fragte den Jüngling nach seinem Ursprunge. Es war der Sohn eines Weibes, das Ezzelin in seiner Jugend

sündig geliebt hatte. Er begnadigte den Verdammten. Dieser, von der eigenen Neugierde und den neidischen Sticheleien derer, welche ihre Söhne oder Verwandten durch jenes Bluturtheil eingebüßt hatten, gereizt und verfolgt, ruhte nicht, bis er das Räthsel seiner Bevorzugung löste. Er soll den Dolch gegen die eigene Mutter gezückt und ihr das böse Geheimniß entrissen haben. Die enthüllte unehrliche Geburt vergiftete seine junge Seele. Er verschwur sich von neuem gegen den Tyrannen, überfiel ihn auf der Straße und wurde von demselben Kriegsknechte, der zufällig der Erste war, Ezzelin zu Hilfe zu eilen, und mit demselben Schwerte niedergestoßen.

Ezzelin verbarg das Haupt eine Weile mit der Rechten und betrachtete den Untergang seines Sohnes. Dann erhob er es langsam und fragte: „Was aber wird aus Diana?“

Ascanio zuckte die Achseln. „Diana hat einen Unstern. Zwei Männer hat sie verloren, den einen an die Brenta, den andern an ein lieblicheres Weib. Und dazu der karge Vater! Sie geht ins Kloster. Was bliebe ihr sonst?“

Jetzt erhob sich drunten auf dem Platze ein Mur-

ren, ein Schelten, ein Verwünſchen, ein Drohen. „Mordet den Mönch!“ reizten einzelne Stimmen, doch da ſie ſich in einen allgemeinen Schrei vereinigen wollten, ging der Volkszorn auf eine ſeltſame Weiſe in ein erſtauntes und bewunderndes „Ach!“ über. „Ach, wie ſchön iſt ſie!“ Der Tyrann und Ascanio konnten durch ihr Fenſter den Auftritt bequem beobachten: Sarazenen auf ſchlanken Berbern, den Mönch Astorre und ſein junges Weib, die von Maulthieren getragen wurden, umringend. Die neue Vicedomini litt verhüllt. Aber wie die tauſend Fäuſte des Volkes ſich gegen den Mönch ihren Gemahl ballten, hatte ſie ſich leidenſchaftlich vor ihn geworfen. Die liebende Geberde zerriß den Schleier. Es war nicht der Reiz ihres Antlitzes allein, noch die Jugend ihres Wuchſes, ſondern das volle Spiel der Seele, das geſtaltete Gefühl, der Athem des Lebens, was die Menge entwaffnete und hinriß, wie geſtern den Mönch, der jetzt als ein blühender Triumphator ohne die leiſeſte Furcht, denn er glaubte ſich gefeſtet und gefeit, mit ſeiner warmen Beute einherzog.

Ezzelin betrachtete dieſen Sieg der Schönheit faſt verächtlich. Er wandte ſein Auge theilnehmend gegen

den zweiten Auftritt, welcher aus einer andern Gasse auf den Thurmplatz mündete. Drei Vornehme, wie Astorre und Antiope zahlreich begleitet, suchten Bahn durch die Menge. In der Mitte ein schneeweißes Haupt: die würdige Erscheinung des alten Pizzaguerra. Ihm zur Linken Germano. Dieser hatte gestern schrecklich gezürnt, als ihm sein Deutscher die Kunde des Verrathes brachte, und stürzte spornstreichs zur Rache, wurde aber von dem Sarazenen ereilt, welcher ihn, den Vater und die Schwester auf die nächste Frühstunde in den Thurm und vor das Gericht des Vogtes lud. Er hatte darauf der Schwester den Frevel des Mönches, welchen er ihr lieber bis nach genommener Rache verheimlicht, offenbaren müssen und sich über ihre Fassung gewundert. Diana ritt zur Rechten des Vaters, keine Andere als sonst, nur daß sie den breiten Nacken um einen schweren Gedanken tiefer als gestern trug.

Die Menge, welche die Gekränkte und ihr Recht Fordernde eine Minute früher mit zürnendem Jubel begrüßt hätte, begnügte sich jetzt, das Auge noch geblendet von dem Glanze Antiopes und den Verrath des Mönches begreifend und mitbegehend, der Gedrück-

ten ein mitleidiges: „Arme! Aermſte! Immer Geopferte!“ zuzumurmeln.

Jetzt erſchienen die Fünfe vor dem Tyrannen, der in einem nackten Saale auf einem nur um zwei Stufen über dem Boden erhöhten Stuhle ſaß. Vor ihm ſtanden Kläger und Verklagte ſich gegenüber: hier die beiden Pizzaguerra und, ein wenig beiſeite, die große Geſtalt Dianas, dort, Hand in Hand verſchlungen, der Mönch und Antiope, alle in Ehrfurcht, während Ascanio an den hohen Seſſel des Tyrannen lehnte, als wolle er ſeine Unparteilichkeit und die Mitte wahren zwiſchen zwei Jugendgeſpielen.

„Herrſchaften,“ begann Ezzelin, „ich werde euern Fall nicht als eine Staatsſache, wo Treubruch Verrath, und Verrath Majeſtätsverbrechen iſt, behandeln, ſondern als eine läßliche Familienangelegenheit. In der That, die Pizzaguerra, die Vicedomini, die Canoſſa ſind ebenſo edeln Blutes als ich, nur daß die Erhabenheit des Kaiſers mich zu ihrem Vogte in dieſen ihren Ländern gemacht hat.“ Ezzelin neigte das Haupt bei der Nennung der höchſten Macht; er konnte es nicht entblößen, da er daſſelbe, wenn er es nicht mit dem Streithelm bedeckte, überall, ſelbſt in Wind und Wetter,

nach antiker Weiſe baar trug. „So bilden die zwölf Geſchlechter eine große Familie, zu der auch ich durch eine meiner Ahnfrauen gehöre. Aber wie ſind wir zuſammengeſchmolzen durch unſelige Verblendung und ſtrafbare Auflehnung Einiger unter uns gegen das höchſte weltliche Amt! Wenn ihr mir glaubet, ſo ſparen wir nach Kräften, was noch vorhanden iſt. In dieſem Sinne halte ich die Rache der Pizzaguerra gegen Aſtorre Vicedomini auf, obwohl ich ſie ihrer Natur nach eine gerechte nenne. Seid ihr," er wendete ſich gegen die drei Pizzaguerra, „mit meiner Milde nicht einverſtanden, ſo höret und bedenket Eines: ich, Ezzelino da Romano, bin der erſte und darum der Hauptſchuldige. Hätte ich mein Roß nicht an einem gewiſſen Tage und zu einer gewiſſen Stunde längs der Brenta jagen laſſen, Diana wäre ſtandesgemäß vermählt und Dieſer hier murmelte ſein Brevier. Hätte ich meine Deutſchen nicht zur Muſterung befohlen an einem gewiſſen Tage und zu einer gewiſſen Stunde, ſo hätte mein Germano den Mönch nicht unzeitig auf einen Gaul geſetzt und dieſer der Frau, welche er jetzt an der Hand hält, den ihr von ſeinem böſen Dämon —"

„Von meinem guten!“ frohlockte der Mönch.

„— von ſeinem Dämon zugerollten Brautring wieder vom Finger gezogen. Darum, Herrſchaften, begünſtigt mich, indem ihr mir die verwickelte Sache entwirren und ſchlichten helfet; denn beſtündet ihr auf der Strenge, ſo müßte ich auch mich und mich zuerſt verurtheilen!“

Dieſe ungewöhnliche Rede brachte den alten Pizzaguerra keineswegs aus der Faſſung, und als ihn der Tyrann anſprach: „Edler Herr, Euer iſt die Klage,“ ſagte er kurz und karg: „Herrlichkeit, Aſtorre Vicedomini verlobte ſich öffentlich und ganz nach den Gebräuchen mit meinem Kinde Diana. Dann aber, ohne daß Diana ſich gegen ihn vergangen hätte, brach er ſein Verlöbniß. Unbegründet, ungeſetzlich, kirchenſchänderiſch. Dieſe That wiegt ſchwer und verlangt, wo nicht Blut, welches deine Herrlichkeit nicht vergoſſen ſehen will, eine ſchwere Sühne,“ und er machte die Geberde eines Krämers, der Gewichtſtein um Gewichtſtein in eine Wagſchale legt.

„Ohne daß Diana ſich vergangen hätte?“ wiederholte der Tyrann. „Mich dünkt, ſie verging ſich. Hatte ſie nicht eine Wahnſinnige vor ſich? Und

Diana ſchilt und ſchlägt. Denn Diana iſt jähzornig und unvernünftig, wenn ſie ſich in ihrem Rechte gekränkt glaubt.“

Da nickte Diana und ſprach: „Du ſagſt die Wahrheit, Ezzelin.“

„Das iſt es auch,“ fuhr der Tyrann fort, „warum Aſtorre ſein Herz von ihr abgekehrt hat: er erblickte eine Barbarin.“

„Nein, Herr,“ widerſprach der Mönch, die Verrathene von neuem beleidigend, „ich habe Diana nicht angeſchaut, ſondern das ſüße Antlitz, das den Schlag empfing, und mein Eingeweide erbarmte ſich.“

Der Tyrann zuckte die Achſeln. „Du ſiehſt, Pizzaguerra,“ lächelte er, „der Mönch gleicht einem ſittſamen Mädchen, das zum erſtenmal einen ſtarken Wein geſchlürft hat und ſich danach geberdet. Wir aber ſind alte nüchterne Leute. Sehen wir zu, wie die Sache ſich austragen läßt.“

Pizzaguerra erwiderte: „Viel, Ezzelin, thäte ich dir zu Gefallen wegen deiner Verdienſte um Padua. Doch läßt ſich beleidigte Hausehre ſühnen anders als mit gezogenem Schwerte?“ So redete der Vater Dianens und machte mit dem Arm eine edle Bewe-

gung, welche aber in eine Geberde ausartete, die einer geöffneten, wo nicht hingehaltenen Hand zum Verwechseln ähnlich ſah.

„Biete, Aſtorre!“ ſagte der Vogt mit dem Doppelſinne: Biete die Hand! oder: Biete Geld und Gut!

„Herr,“ wendete ſich jetzt der Mönch offen und edel gegen den Tyrannen, „wenn du einen Haltloſen, ja einen Sinnberaubten in mir erblickſt, ich zürne dir es nicht, denn ein ſtarker Gott, den ich leugnete, weil ich ſein Daſein nicht ahnen konnte, hat ſich an mir gerächt und mich überwältigt. Noch jetzt treibt er mich wie ein Sturm und jagt mir den Mantel über den Kopf. Muß ich mein Glück — bettelhaftes Wort! armſelige Sprache! — muß ich das Höchſte des Lebens mit dem Leben bezahlen: ich begreife es und finde den Preis niedrig geſtellt! Darf ich aber leben und mit Dieſer leben, ſo markte ich nicht.“ Er lächelte ſelig. „Nimm meine Habe, Pizzaguerra!“

„Herrſchaften,“ verfügte der Tyrann, „ich bevormunde dieſen verſchwenderiſchen Jüngling. Unterhandeln wir zuſammen, Pizzaguerra. Du hörteſt es: ich habe weite Vollmacht. Was denkſt du von den Bergwerken der Vicedomini?“

Der ehrbare Greis ſchwieg, aber ſeine nahe zuſammen liegenden Augen glitzerten wie zwei Diamanten.

„Nimm meine Perlfiſchereien dazu!“ rief Aſtorre, doch Ascanio, der die Stufen heruntergeglitten kam, verſchloß ihm den Mund.

„Edler Pizzaguerra,“ verſuchte jetzt Ezzelin den Alten, „nimm die Bergwerke! Ich weiß, die Ehre deines Hauſes geht dir über alles und ſteht um keinen Preis feil, aber ich weiß ebenfalls, du biſt ein guter Paduaner und thuſt dem Stadtfrieden etwas zuliebe.“

Der Alte ſchwieg hartnäckig.

„Nimm die Minen,“ wiederholte Ezzelin, der das Wortſpiel liebte, „und gieb die Minne!“

„Die Bergwerke und die Fiſchereien?“ fragte der Alte, als wäre er ſchwerhörig.

„Die Bergwerke, ſagte ich, und damit gut. Sie ertragen viele tauſend Pfunde. Würdeſt du mehr fordern, Pizzaguerra, ſo hätte ich mich in deiner Geſinnung betrogen und du ſetzteſt dich dem häßlichen Verdachte aus, um Ehre zu feilſchen.“

Da der Geizhals den Tyrannen fürchtete und nicht

mehr erlangen konnte, verſchluckte er ſeinen Verdruß und bot dem Mönche die trockene Hand. „Ein ſchriftliches Wort, Lebens und Sterbens halber," ſagte er dann, zog Stift und Rechenbüchlein aus der Gürteltaſche, entwarf mit zitternden Fingern die Urkunde „coram domino Azzolino" und ließ den Mönch unterzeichnen. Hierauf verbeugte er ſich vor dem Vogt und bat, ihn zu entſchuldigen, wenn er, obwohl einer aus den Zwölfen, Altersſchwäche halber der Hochzeit des Mönches nicht beiwohne.

Germano hatte ſeine Wuth verbeißend neben dem Vater geſtanden. Jetzt löſte er den einen ſeiner Eiſenhandſchuhe. Er ſchleuderte ihn dem Mönch ins Geſicht, hätte ihm nicht eine Machtgeberde des Tyrannen Halt geboten.

„Sohn, willſt du den öffentlichen Frieden brechen?" mahnte jetzt auch der alte Pizzaguerra. „Mein gegebenes Wort enthält und verbürgt auch das deinige. Gehorche! Bei meinem Fluche! Bei deiner Enterbung!" drohte er.

Germano lachte. „Kümmert Euch um Eure ſchmutzigen Händel, Vater!" warf er verächtlich hin. „Doch auch du, Ezzelin, Herr von Padua, darfſt es mir nicht

verwehren! Es iſt Mannesrecht und Privatſache. Verweigere ich dem Kaiſer und dir ſeinem Vogte den Gehorſam, ſo enthaupte mich; aber du hinderſt mich nicht, gerecht wie du biſt, dieſen Mönch zu erwürgen, der meine Schweſter geäfft und mich beheuchelt hat. Wäre Untreue ſtraflos, wer möchte leben? Es iſt des Platzes auf der Erde zu wenig für den Mönch und mich. Das wird er ſelbſt begreifen, wann er wieder zu Sinnen kommt."

„Germano," gebot Ezzelin, „ich bin dein Kriegsherr. Morgen vielleicht ruft die Tuba. Du biſt nicht dein eigen, du gehörſt dem Reich!"

Germano erwiderte nichts. Er befeſtigte den Handſchuh. „Vor Zeiten," ſagte er dann, „unter den blinden Heiden gab es eine Gottheit, welche gebrochene Treue rächte. Das wird ſich mit dem Glockengeläute nicht geändert haben. Ihr befehle ich meine Sache!" Raſch erhob er die Hand.

„So ſteht es gut," lächelte Ezzelin. „Heute Abend wird im Palaſte Vicedomini Hochzeit mit Masken gefeiert, ganz wie gebräuchlich. Ich gebe das Feſt und lade euch ein, Germano und Diana. Ungepanzert, Germano! Mit kurzem Schwerte!"

„Grauſamer!“ ſtöhnte der Krieger. „Kommt, Vater! Wie möget Ihr länger das Schauſpiel unſerer Schande geben?“ Er riß den Alten mit ſich fort.

„Und du, Diana?“ fragte Ezzelin, da er vor ſeinem Stuhle nur noch dieſe und die Neuvermählten ſah. „Begleiteſt du nicht Vater und Bruder?“

„Wenn du es geſtatteſt, Herr,“ ſagte ſie, „habe ich ein Wort mit der Vicedomini zu reden.“ An dem Mönche vorüber blickte ſie feſt auf Antiope.

Dieſe, deren Hand Aſtorre nicht losgab, hatte an dem Gerichte des Tyrannen einen leidenden aber tief erregten Antheil genommen. Bald erröthete das liebende Weib. Bald entfärbte ſich eine Schuldige, die unter dem Lächeln und der Gnade Ezzelins ſein wahres und ein ſie verdammendes Urtheil entdeckte. Bald jubelte ein der Strafe entwiſchtes Kind. Bald regte ſich das erſte Selbſtgefühl der jungen Herrin, der neuen Vicedomini. Jetzt, von Diana ins Geſicht angeredet, warf ſie ihr ſcheue und feindſelige Blicke entgegen.

Dieſe ließ ſich nicht beirren. „Schau her, Antiope!“ ſagte ſie. „Hier mein Finger“ — ſie ſtreckte ihn — „trägt den Ring deines Gatten. Den darfſt du nicht vergeſſen. Ich bin nicht abergläubiſcher als Andere,

aber an deiner Stelle wäre mir ſchlimm zu Muthe! Schwer haſt du dich an mir verſündigt, doch ich will gut und milde ſein. Heute Abend feierſt du Hochzeit mit Masken nach den Gebräuchen. Ich werde dir erſcheinen. Komme reuig und demüthig und ziehe mir den Ring vom Finger!“

Antiope ſtieß einen Schrei der Angſt aus und klammerte ſich an ihren Gatten. Dann, in ſeinen Armen geborgen, redete ſie ſtürmiſch: „Ich ſoll mich erniedrigen? Was befiehlſt du, Aſtorre? Meine Ehre iſt deine Ehre! Ich bin nichts mehr als dein Eigenthum, dein Herzklopfen, dein Athemzug und deine Seele. Wenn du willſt und du gebieteſt, dann!“

Aſtorre ſprach, ſein Weib zärtlich beruhigend, gegen Diana: „Sie wird es thun. Möge dich ihre Demuth verſöhnen! und die meinige! Sei mein Gaſt heute Nacht und bleibe meinem Hauſe günſtig!“ Er wendete ſich zu Ezzelin, dankte ihm ehrerbietig für Gericht und Gnade, verneigte ſich und entführte ſein Weib. Auf der Schwelle aber wandte er ſich noch fragend gegen Diana: „Und in welcher Tracht wirſt du bei uns erſcheinen, daß wir dich kennen und dir Ehre bezeigen?“

Dieſe lächelte verächtlich. Wieder wendete ſie ſich gegen Antiope. „Kommen werde ich als die, welche ich mich nenne und welche ich bin: die Unberührte, die Jungfräuliche!“ ſagte ſie ſtolz. Dann wiederholte ſie: „Antiope, denke daran: reuig und demüthig!“

„Du meinſt es ehrlich, Diana? Du führſt nichts im Schilde?“ zweifelte der Tyrann, da ihm jetzt die Pizzaguerra allein gegenüberſtand.

„Nichts,“ erwiderte ſie, jede Betheurung verſchmähend.

„Und was wird aus dir, Diana?“ fragte er.

„Ezzelin,“ antwortete ſie bitter, „vor dieſem deinem Richtſtuhle hat mein Vater die Ehre und Rache ſeines Kindes um ein paar Erzklumpen verſchachert. Ich bin nicht werth, daß mich die Sonne beſcheine. Für Solche iſt die Zelle!“ Und ſie verließ den Saal.

„Allervortrefflichſter Ohm!“ jubelte Ascanio. „Du vermählſt das ſeligſte Paar in Padua und machſt aus einer gefährlichen Geſchichte ein reizendes Märchen, womit ich einſt, als ein ehrwürdiger Greis, meine Enkel und Enkelinnen am Herdfeuer ergötzen werde!“

„Idylliſcher Neffe!“ ſpottete der Tyrann. Er trat ans Fenſter und blickte auf den Platz hinunter, wo

die Menge noch in fieberhafter Neugierde Stand hielt. Ezzelin hatte Befehl gegeben, die vor ihn Beschiedenen durch eine Hinterpforte zu entlassen.

„Paduaner!“ redete er jetzt mit gewaltiger Stimme und Tausende schwiegen wie eine Einöde. „Ich habe den Handel untersucht. Er war verwickelt und die Schuld getheilt. Ich vergab, denn ich bin zur Milde geneigt jedesmal, wo die Majestät des Reiches nicht berührt wird. Heute Abend halten Hochzeit mit Masken Astorre Vicedomini und Antiope Canossa. Ich, Ezzelin, gebe das Fest und lade euch Alle. Lasset es euch schmecken, ich bin der Wirth! Euch gehören Schenke und Gasse! Den Palast Vicedomini aber betrete noch gefährde mir Keiner, sonst, bei meiner Hand! — und jetzt kehre ruhig Jeder in das Seinige, wenn ihr mich lieb habet!“

Ein unbestimmtes Gemurmel drang empor. Es verrieselte und verrann.

„Wie sie dich lieben!“ scherzte Ascanio.

Dante schöpfte Athem. Dann endigte er in raschen Sätzen.

Nachdem der Tyrann ſein Gericht gehalten hatte, verritt er um Mittag nach einem ſeiner Kaſtelle, wo er baute. Er begehrte rechtzeitig nach Padua zurückzukehren, um die vor Diana ſich demüthigende Antiope zu betrachten.

Aber gegen Vorausſicht und Willen wurde er auf der mehrere Miglien von der Stadt entfernten Burg feſtgehalten. Dorthin kam ihm ein ſtaubbedeckter Sarazene nachgeſprengt und überreichte ihm ein eigenhändiges Schreiben des Kaiſers, das umgehende Antwort verlangte. Die Sache war von Bedeutung. Ezzelin hatte vor kurzem eine kaiſerliche Burg im Ferrareſiſchen, in deren Befehlshaber, einem Sicilianer, ſein Scharfblick den Verräther argwöhnte, nächtlicherweile überfallen, eingenommen und den zweideutigen kaiſerlichen Burgvogt in Feſſeln gelegt. Nun verlangte der Staufe Rechenſchaft über dieſen klugen, aber verwegenen Eingriff in ſeinen Machtkreis. Die arbeitende Stirn in die Linke gelegt, ließ Ezzelin die Rechte über das Pergament gleiten und ſein Stift zog ihn vom Erſten zum Zweiten und vom Zweiten zu einem Dritten. Gründlich unterhielt er ſich mit dem erlauchten Schwiegervater über die Möglichkeiten und Ziele

eines bevorſtehenden oder wenigſtens geplanten Feldzuges. So verſchwand ihm Stunde und Zeitmaß. Erſt als er ſich wieder zu Pferde warf, erkannte er aus dem ihm vertrauten Wandel der Geſtirne — ſie blitzten in voller Klarheit — daß er Padua kaum vor Mitternacht erreichen werde. Sein Gefolge weit hinter ſich laſſend, ſchnell wie ein Geſpenſt, flog er über die nächtige Ebene. Doch er wählte ſeinen Weg und umritt vorſichtig einen wenig tiefen Graben, über welchen der kühne Reiter an einem andern Tage ſpielend geſetzt hätte: er verhinderte das Schickſal, ſeine Fahrt zu bedrohen und ſeinen Hengſt zu ſtürzen. Wieder verſchlang er auf geſtrecktem Renner den Raum, aber Paduas Lichter wollten noch nicht ſchimmern.

Dort, vor der breiten Stadtfeſte der Vicedomini, während ſie ſich in raſch wachſender Dämmerung ſchwärzte, hatte ſich das trunkene Volk verſammelt. Zügelloſe wechſelten mit poſſirlichen Scenen auf dem nicht großen Platze. In der gedrängten Menge gohr eine wilde, zornige Luſt, ein bacchantiſcher Taumel, welchem die ausgelaſſene Jugend der Hochſchule ein Element des Spottes und Witzes beimiſchte.

Jetzt ließ ſich eine ſchleppende Kantilene vernehmen,

in der Art einer Litanei, wie unſere Landleute zu ſingen pflegen. Es war ein Zug Bauern, alt und jung, aus einem der zahlreichen Dörfer im Beſitze der Vicedomini. Dieſes arme Volk, welches in ſeiner Abgelegenheit nichts von der Verweltlichung des Mönches, ſondern nur in unbeſtimmten Umriſſen die Vermählung des Erben erfahren, hatte ſich vor Tagesanbruch mit den üblichen Hochzeitsgeſchenken aufgemacht und erreichte nun ſein Ziel nach einer langen Wallfahrt im Staube der Landſtraße. Es hielt und duckte ſich zuſammen, langſam über den wogenden Platz vorrückend, hier ein lockiger Knabe, faſt noch ein Kind, mit einer goldenen Honigwabe, dort eine ſcheue, ſtolze Dirne, ein blökendes bebändertes Lämmchen in den ſorglichen Armen. Alle verlangten ſie ſehnlich nach dem Angeſichte ihres neuen Herrn.

Nun verſchwanden ſie nach und nach in der Wölbung des Thores, wo rechts und links die angezündeten Fackeln in den Eiſenringen loderten, mit der letzten Tageshelle ſtreitend. Im Thorwege befahl Ascanio, als Ordner des Feſtes, er der ſonſt ſo freundliche, mit einer ſchreienden und gereizten Stimme.

Von Stunde zu Stunde wuchs der Frevelmuth

des Volkes, und als endlich die vornehmen Masken anlangten, wurden sie gestoßen, dem Gesinde die Fackeln entrissen und auf den Steinplatten ausgetreten, die Edelweiber von ihren männlichen Begleitern abgedrängt und lüstern gehänselt, ungerächt von dem Schwertstiche, der an gewöhnlichen Abenden die Frechheit sofort gestraft hätte.

Dergestalt kämpfte unweit des Palastthores ein hohes Weib in der Tracht einer Diana mit einem immer enger sich schließenden Ringe von Klerikern und Schülern niedersten Ranges. Ein hagerer Mensch ließ seine mythologischen Kenntnisse glänzen. „Nicht Diana bist du," näselte er verbuhlt, „du bist eine Andere! Ich erkenne dich. Hier sitzt dein Täubchen!" und er zeigte auf den silbernen Halbmond über der Stirne der Göttin. Diese aber schmeichelte nicht wie Aphrodite, sondern zürnte wie Artemis. „Weg, Schweine!" schalt sie. „Ich bin eine reinliche Göttin und verabscheue die Kleriker!" „Gurr, gurr!" girrte die Hopfenstange und tastete mit den Knochenhänden, stieß aber auf der Stelle einen durchdringenden Schrei aus. Wimmernd hob der Elende die Hand und zeigte seinen Schaden. Sie war durch und durch gestochen und

überquoll von Blut: das ergrimmte Mädchen hatte hinter ſich in den Köcher gelangt — den entwendeten Jagdköcher ihres Bruders — und mit einem der ſcharf geſchliffenen Pfeile die ekle Hand gezüchtigt.

Schon wurde der raſche Auftritt von einem andern ebenſo grauſamen wenn auch unblutigen verdrängt. Eine alle erdenklichen Widerſprüche und ſchneidenden Mißtöne durcheinander werfende Muſik, die einem raſenden Zanke der Verdammten in der Hölle glich, brach ſich Bahn durch die betäubte und ergötzte Menge. Das niederſte und ſchlimmſte Volk — Beutelſchneider, Kuppler, Dirnen, Betteljungen — blies, kratzte, paukte, pfiff, quiekte, meckerte und grunzte vor und hinter einem abenteuerlichen Paare. Ein großes, verwildertes Weib von zerſtörter Schönheit ging Arm in Arm mit einem trunkenen Mönche in zerfetzter Kutte. Dieſes war der Kloſterbruder Serapion, der, von dem Beiſpiele Aſtorres aufgeſtachelt, nächtlicherweile aus der Zelle entſprungen war und ſich ſeit einer Woche im Schlamm der Gaſſe wälzte. Vor einem aus der finſtern Palaſtmauer vorſpringenden erhellten Erker machte die Horde Halt, und mit einer gellenden Stimme und der Geberde eines öffentlichen Ausrufers ſchrie das Weib: „Rund und

zu wiſſen, Herrſchaften: „Ueber ein Kurzes ſchlummert der Mönch Aſtorre neben ſeiner Gattin Antiope!“ Ein unbändiges Gelächter begleitete dieſe Verkündigung.

Jetzt nickte aus dem ſchmalen Bogenfenſter des Erkers die läutende Schellenkappe Gocciolas und ein melancholiſches Geſicht zeigte ſich der Gaſſe.

„Gutes Weib, ſei ſtille!“ klagte der Narr weinerlich auf den Platz hinunter. „Du verletzeſt meine Erziehung und beleidigſt mein Schamgefühl!“

„Guter Narr,“ antwortete die Schamloſe, „ſtoße dich nicht daran! Was die Vornehmen begehen, dem geben wir den Namen. Wir ſetzen die Titel auf die Büchſen der Apotheke!“

„Bei meinen Todſünden,“ jubelte Serapion, „das thun wir! Bis Mitternacht ſoll die Hochzeit meines Brüderchens auf allen Plätzen Paduas ausgeſchellt und hell verkündigt werden. Vorwärts, marſch. Hopſaſa!“ und er hob das nackte Bein mit der Sandale aus den hangenden Lumpen der beſudelten Kutte.

Dieſer von der Menge wüthend beklatſchte Schwank verſcholl an den ſteilen Mauern der nächtigen Burg, deren Fenſter und Gemächer zum großen Theil gegen die innern Hofräume gingen.

In einem ſtillen, geſchützten Gemache wurde Antiope von ihren Zofen, Sotte und einer andern, gekleidet und geſchmückt, während Aſtorre den nicht enden wollenden Schwarm der Gäſte oben an den Treppen empfing. Sie ſchaute in ihre eigenen bangen Augen, die ihr aus einem Silberſpiegel begegneten, welchen die Unterzofe mit einem neidiſchen Geſicht in nackten frechen Armen hielt.

„Sotte," flüſterte das junge Weib zu der Dienerin, die ihr die Haare flocht, „du ähnelſt mir und haſt meinen Wuchs: wechſle mit mir die Kleider, wenn du mich lieb haſt! Gehe hin und ziehe ihr den Ring vom Finger! Reuig und demüthig! Verbeuge dich mit gekreuzten Armen vor der Pizzaguerra, wie die letzte Sklavin! Falle auf die Kniee! Wälze dich am Boden! Wirf dich ganz weg! Nur nimm ihr den Ring! Ich lohne fürſtlich!" und da ſie Sotte zaudern ſah: „Nimm und behalte alles, was ich Köſtliches trage!" flehte die Herrin, und dieſer Verſuchung widerſtand die eitle Sotte nicht.

Aſtorre, welcher der Pflicht des Wirthes einen Augenblick entwendete, um ſein Liebſtes zu beſuchen, fand im Gemache zwei ſich umkleidende Frauen. Er

errieth. „Nein, Antiope!“ verbot er. „So darfst du nicht durchschlüpfen. Es muß Wort gehalten werden! Ich verlange es von deiner Liebe. Ich befehle es dir!“ Indem er diesen strengen Spruch mit einem Kuß auf den geliebten Nacken zu einem Kosewortе machte, wurde er weggerissen von dem herbeieilenden Ascanio, welcher ihm vorstellte, seine Bauern wünschen ihm ihre Gaben ohne Verzug zu überreichen, um in der Kühle der Nacht den Heimweg anzutreten. Da sich Antiope wendete, um den Gatten wiederzuküssen, küßte sie die Luft.

Jetzt ließ sie sich rasch fertig kleiden. Selbst die leichtfertige Lotte erschrak vor der Blässe des Angesichtes im Spiegel. Nichts lebte darin als die Angst der Augen und der Schimmer der zusammengepreßten Zähnchen. Ein rother Streif, der Schlag Dianens, wurde auf der weißen Stirne sichtbar.

Nach beendigtem Putze erhob sich das Weib Astorres mit klopfenden Pulsen und hämmernden Schläfen, verließ die sichere Kammer und durcheilte die Säle, Dianen suchend. Sie wurde gejagt von dem Muthe der Furcht. Sie wollte jubelnd mit dem zurückeroberten Ringe ihrem Gatten entgegeneilen, dem sie den Anblick ihrer Buße erspart hätte.

Bald unterſchied ſie aus den Masken die hochgewachſene Göttin der Jagd, erkannte in ihr die Feindin und folgte, bebend und zornige Worte murmelnd, der gemeſſen Schreitenden, welche den Hauptſaal verließ und ſich gnädig in eines der ſchwach beleuchteten und nur halb ſo hohen Nebengemächer verlor. Die Göttin ſchien nicht öffentliche Demüthigung, ſondern Demuth des Herzens zu verlangen.

Jetzt neigte ſich im Halbdunkel Antiope vor Diana. „Gieb mir den Ring!“ preßte ſie hervor und taſtete an dem kräftigen Finger.

„Demüthig und reuig?“ fragte Diana.

„Wie anders, Herrin?“ fieberte die Unſelige. „Aber du treibſt dein Spiel mit mir, Grauſame! Du biegſt deinen Finger, jetzt krümmſt du ihn!“

Ob Antiope es ſich einbildete? Ob Diana wirklich dieſes Spiel trieb? Wie wenig iſt ein gekrümmter Finger! Cangrande, du haſt mich der Ungerechtigkeit bezichtigt. Ich entſcheide nicht.

Genug, die Vicedomini hob den geſchmeidigen Leib und rief, die flammenden Augen auf die ſtrengen der

Pizzaguerra gerichtet: „Reckſt du eine Frau, Mädchen?“ Dann bog ſie ſich wieder und ſuchte mit beiden Händen dem Finger den Ring zu entreißen — da durchfuhr ſie ein Blitz. Ihr die linke Hand überlaſſend, hatte die ſtrafende Diana mit der Rechten einen Pfeil aus dem Köcher gezogen und Antiope getödtet. Dieſe ſank zuerſt auf die linke, dann auf die rechte Hand, drehte ſich und lag, den Pfeil im Genick, auf die Seite gewendet.

Der Mönch, der nach Verabſchiedung ſeiner ländlichen Gäſte zurückgeeilt kam und ſehnlich ſein Weib ſuchte, fand eine Entſeelte. Mit einem erſtickten Schrei warf er ſich neben ſie nieder und zog ihr den Pfeil aus dem Halſe. Ein Blutſtrahl folgte. Aſtorre verlor die Beſinnung.

Als er aus ſeiner Ohnmacht erwachte, ſtand Germano vor ihm mit gekreuzten Armen. „Biſt du der Mörder?“ fragte der Mönch.

„Ich morde keine Weiber,“ antwortete der Andere traurig. Es iſt meine Schweſter, die ihr Recht geſucht hat.“

Aſtorre taſtete nach dem Pfeile und fand ihn. Aufgeſprungen in einem Satze und das lange Geſchoß

mit der blutigen Spitze wie eine Klinge handhabend, fiel er in blinder Wuth den Jugendgespielen an. Der Krieger schauderte leicht vor dem schwarzgekleideten fahlen Gespenste mit den gesträubten Haaren und dem Pfeil in der Faust.

Er wich um einen Schritt. Das kurze Schwert ziehend, welches der Ungepanzerte heute trug und den Pfeil damit festhaltend, sagte er mitleidig: „Geh in dein Kloster zurück, Astorre, das du nie hättest verlassen sollen!"

Da gewahrte er plötzlich den Tyrannen, der, gefolgt von dem ganzen Feste, welches dem längst Erwarteten bis ans Thor entgegengestürzt war, ihm gerade gegenüber durch die Thür trat.

Ezzelin streckte die Rechte, Friede gebietend, und Germano senkte ehrfürchtig seine Waffe vor dem Kriegsherrn. Diesen Augenblick ergriff der rasende Mönch und stieß dem Ezzelin Entgegenschauenden den Pfeil in die Brust. Aber auch sich traf er tödtlich, von dem blitzschnell wieder gehobenen Schwerte des Kriegers erreicht.

Germano war stumm zusammengesunken. Der Mönch, von Ascanio gestützt, that noch einige wan-

kende Schritte nach seinem Weibe und bettete sich, von dem Freunde niedergelassen, zu ihr, Mund an Mund.

Die Hochzeitsgäste umstanden die Vermählten. Ezzelin betrachtete den Tod. Hernach ließ er sich auf ein Knie nieder und drückte erst Antiope, darauf Astorre die Augen zu. In die Stille klang es mißtönig herein durch ein offenes Fenster. Man verstand aus dem Dunkel: „Jetzt schlummert der Mönch Astorre neben seiner Gattin Antiope.“ Und ein fernes Gelächter.

Dante erhob sich. „Ich habe meinen Platz am Feuer bezahlt,“ sagte er, „und suche nun das Glück des Schlummers. Der Herr des Friedens behüte uns Alle!“ Er wendete sich und schritt durch die Pforte, welche ihm der Edelknabe geöffnet hatte. Aller Augen folgten ihm, der die Stufen einer fackelhellen Treppe langsam emporstieg.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von Pöschel & Trepte in Leipzig.